	<p>Michael Moore</p> <p>Querschüsse</p> <p>»Downsize This!«</p> <p>s&c unknown</p>
<p>»Amerikas letzter Rebell« (Der <i>Spiegel</i>) schießt quer - er nimmt alles aufs Korn, was den ›stupid white men‹ heilig ist: den American way of life, den Kongreß genauso wie das Amt des Präsidenten der USA -und vor allem die mächtigen internationalen Konzerne.</p>	

ISBN 3492045642

Originalausgabe: Downsize This! Random Threats from an Unarmed American

Aus dem Amerikanischen von Heike Schlatterer und Helmut Dierlamm

Verlag Piper, Juli 2003

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Michael Moore at his best: Bitterböse, nie politically correct und unfair nach allen Seiten nimmt er aufs Korn, was den ›stupid white men‹ heilig ist: die Emanzipation der Schwarzen und der Frauen, den Kongreß genauso wie das Amt des Präsidenten der USA - und vor allem und immer wieder die internationalen Konzerne, denn: »Big Business will alles mögliche - aber bestimmt nicht, daß du ein besseres und leichteres Leben hast.« Er schlägt vor, den viel zu langen Namen United States of America schlicht in THE BIG ONE zu ändern, die Regierung zur Kostensenkung nach Mexiko auszulagern (machen das die großen Firmen nicht genauso?) und möchte den nächsten Präsidenten in einem Monster-Truck-Rennen ermitteln. »Der letzte Rebell Amerikas« nimmt scheinbar nichts ernst - und hat gerade dadurch eine durchschlagende Wirkung. Dieser geniale Vorläufer zu *Stupid White Men* ist unverändert gültig.

Inhalt

Vorwort	
Warnende Worte zu diesem Buch	6
ONE	
Auf geht's, der Möbelwagen kommt!	14
TWO	
Würde Pat Buchanan einen Scheck vom Teufel annehmen?	29
THREE	
»Wähle nicht - das macht sie nur noch dreister«	33
FOUR	
Demokrat oder Republikaner? Kennt ihr den Unterschied?	38
FIVE	
Nicht auf der Mayflower? Dann verdufte!	47
SIX	
Fette Mamas auf Sozialhilfe	59
SEVEN	
Müllabladen in Orange County	74
EIGHT	
Gestaltet die Rodney-King-Gedächtnis-Unruhen!	81
NINE	
Heidenkinder	87
TEN	
Deutschland hat für seine Sünden noch immer nicht bezahlt - und ich will die Schulden eintreiben	96
ELEVEN	
So, Ihr wollt also den Präsidenten umbringen!	103
TWELVE	
Schauprozesse, die ich erleben möchte	114
THIRTEEN	
Wenn Clinton ein echter Kerl wäre	118
FOURTEEN	
Steve Forbes war ein Außerirdischer	126
FIFTEEN	
Sammelbilder mit kriminellen Konzernchefs	131
SIXTEEN	

Warum sind Gewerkschaftsführer so bescheuert?	154
SEVENTEEN	
Das Haushaltsbudget ausgleichen? Nehmt mein Sparkonto!	165
EIGHTEEN	
Mikes Strafvollzug AG	170
NINETEEN	
Mandat? Welches Mandat?.....	178
TWENTY	
Meine heimliche Liebe zu Hillary	184
TWENTY-ONE	
Spermien haben ein Recht auf Leben.....	193
TWENTY-TWO	
Suchen wir uns einen neuen Feind!	201
TWENTY-THREE	
Diese Slapstickkubaner	208
TWENTY-FOUR	
Amerika braucht ein neues Image	217
TWENTY-FIVE	
O. J. ist unschuldig.....	224
TWENTY-SIX	
O. J. ist schuldig	247
TWENTY-SEVEN	
Das »Liddy-Problem«	252
TWENTY-EIGHT	
Laßt Bob Dornan einweisen!	256
TWENTY-NINE	
Vergeßt die Kandidaten - wählt gleich die Lobbyisten.....	267
THIRTY	
Extrapunkte für Schwulenhatz	277
THIRTY-ONE	
Nehmt Bob Dole endlich den Kugelschreiber weg.....	281
THIRTY-TWO	
Befreie uns, Nelson Mandela!.....	289
THIRTY-THREE	
NAFTA ist toll! Verlegen wir Washington nach Tijuana!	296
THIRTY-FOUR	
Warum verkauft GM kein Crack?	304
THIRTY-FIVE	

Ich will niedrigere Steuern, oder ich ziehe weg.....	310
THIRTY-SIX	
Zehn Möglichkeiten, den Chef wegzurationalisieren	315
THIRTY-SEVEN	
Mikes Miliz.....	320
Epilog	
Nur für den Fall	335
Dank.....	339

Vorwort

Warnende Worte zu diesem Buch

(Mitteilung für Eltern)

Wie die Regierung behauptet, erlebt unsere Volkswirtschaft gerade den größten Wachstumsschub innerhalb einer Generation. Jede Woche stellt die Wall Street in der erstaunlichsten Hausse des Jahrhunderts einen neuen Rekord auf. Die Arbeitslosigkeit war seit 25 Jahren nicht mehr so niedrig. Die Konzerne verbuchen die größten Gewinne aller Zeiten. Alles ist gut in Amerika.

Jawohl.

Das erklärt, warum jedes vierte Kind in Amerika immer noch unter der Armutsgrenze lebt, warum letztes Jahr mehr Amerikaner bankrott gemacht haben als je zuvor, warum das (durchschnittliche) Realeinkommen seit fast 20 Jahren nicht mehr gestiegen ist und warum heute *doppelt so viele* Beschäftigte wie 1991 Angst haben, daß ihr Arbeitsplatz der Gesundschumpfung ihres Unternehmens zum Opfer fällt.

Tatsächlich gehören dem reichsten Prozent der US-Bevölkerung heute 40 Prozent des Gesamtvermögens. Mit diesem Geld haben die Reichen die Demokraten und die Republikaner bezahlt, damit diese ein paar Dinge für sie erledigen. Zum Beispiel senken sie ihnen die Steuern, sie subventionieren ihre Unternehmen mit Milliarden Dollar und sie helfen ihnen bei der Entlassung von Millionen Amerikanern.

Inzwischen lebt die Mehrheit von euch Amerikanern von drei maximal belasteten MasterCards. Ihr müßt so lange arbeiten,

daß ihr eure Kinder vielleicht noch eine halbe Stunde seht, bevor sie ins Bett gehen. Eure Krankenversicherung habt ihr bei einer dieser zweifelhaften HMOs («Health Maintenance Organization»). Ein Team von Ärzten übernimmt gegen regelmäßige Vorkasse eure gesamte Gesundheitsversorgung. Die Ärzte sind massiv an Vorsorge interessiert, aber im Ernstfall haben sie kein Interesse daran, euch richtig zu behandeln.

Die Zustände an den öffentlichen Schulen sind absolut unerträglich geworden, denn die Kommunen sind pleite. Sie wollten ortsansässige Unternehmen mit riesigen Steuergeschenken zum Bleiben bewegen. (Die Unternehmen sind doch abgehauen, allerdings erst, nachdem sie die Kommunen richtig ausgesaugt haben.)

Ich habe dieses Buch für Leute geschrieben, die aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen mindestens den Verdacht haben, daß dieses Getöse über das »große Wirtschaftswunder« die dümmste Propaganda ist, seit Ronald Reagan Ketchup zum Gemüse erklärte. Für wie dumm halten sie uns eigentlich? Ich fürchte, für wirklich *sehr* dumm. Ich habe dieses Buch vor allem geschrieben, um zu zeigen, daß ich *so* dumm nun auch wieder nicht bin (deshalb bitte ich alle Leser, vor allem die Rezensenten, die Grammatikfehler in den Kapiteln 6, 13 und 29 zu übersehen).

Als ich die erste Ausgabe von *QUERSCHÜSSE* schrieb, gab es jede Woche Meldungen über massive Gesundschrimpungen von Großunternehmen im ganzen Land. Dann setzte die Gegenreaktion ein, und eine konzernkritische Stimmung breitete sich aus. (Ihr wißt sicher noch, wie das Nachrichtenmagazin *Newsweek* unter dem Titel »Corporate Killers« die Steckbriefe bestimmter CEOs und Konzernchefs abbildete.) Doch die 500 reichsten Unternehmen der Welt lernten schnell. Sie hörten damit auf, spektakuläre Massenentlassungen zu verkünden, und bauten von nun an in aller Stille Arbeitsplätze ab, per Salamitaktik, in kleinen Dosen, damit es niemand merkte.

Ich habe es trotzdem gemerkt, und hier ist nur eine kleine Auswahl der Unternehmen, die in dem Jahr, in dem ich dieses Buch geschrieben habe, Beschäftigte entlassen haben: Monsanto, Texas Instruments, Telecommunications International, Inc., NEC, AOL, Sunbeam, Westinghouse, OshKosh B'Gosh, Goodyear, Samsonite, Polaroid, U.S. Robotics, Teledyne Water Pik, Texaco, Best Products, Motorola, Office Depot, Union Pacific, Kiwi International Airlines, TRW, Turner Broadcasting, Bank of America, Georgia-Pacific, First Boston, Frankenmuth Brewery, Digital Equipment, Honeywell, RJR Nabisco, Aetna, NationBank Corp., Chase Manhattan Bank, Hewlett-Packard, Fruit of the Loom, General Electric, Alcoa, Hasbro, US West, Raytheon, Prudential Insurance, Campbell Soup, Southern Pacific, Bradlees, Electric Boat, Whirlpool, NordicTrack, Kmart, Lockheed Martin, Apple Computer, Sizzler, Wells Fargo, McDonnell Douglas, Wm. Wrigley Jr. Co.

Die meisten Bürger haben vermutlich nichts von diesen Entlassungen gehört. Sie wurden von der Presse praktisch nicht zur Kenntnis genommen, also hat die neue Strategie der Konzernleitungen funktioniert. Die Medien vollzogen eine Kehrtwendung und brachten plötzlich Artikel wie »Das Ende der Gesundheitskrumpfung« oder. »Der Wirtschaftsboom«, und sie berichteten darüber, wie »glücklich« alle waren. Ignoriert wurde, daß Millionen Arbeitslose einfach nicht mehr gezählt wurden, weil ihre Unterstützung auslief, vergessen wurden die Millionen, die zwei Jobs machen mußten, damit sie ihre Rechnungen bezahlen konnten, und es fiel auch nicht auf, daß die Zahl der gesundgeschrumpften Arbeitnehmer im Jahr zuvor in Wirklichkeit um acht Prozent *gestiegen* war.

Dieses Buch bezieht sich auf konkrete Ereignisse Mitte der neunziger Jahre. Trotzdem wird es hoffentlich langfristig daran erinnern, daß die Großunternehmen nichts Gutes im Schilde führen. Denn gleichgültig, welches Jahr wir haben, und

gleichgültig, in welchem Zustand die Wirtschaft gerade ist, ihre Bestrebungen sind nicht darauf ausgerichtet, euer Leben einfacher, besser und glücklicher zu machen, das könnt ihr mir glauben. Daß Millionen von euch das heute schon wissen, hat die öffentliche Reaktion auf die Hardcover-Ausgabe dieses Buches bewiesen. Mitte 1997 wurde die achte Auflage gedruckt. Es hatte einen Monat auf der allgemeinen Bestsellerliste der *New York Times* gestanden und fünf Monate auf ihrer Bestsellerliste für Wirtschaftsbücher. Das Buch war in San Francisco und Detroit das meistverkaufte, es erreichte in Boston den zweiten Platz und wurde in Washington Nummer vier. Sogar in Großbritannien war es ein Bestseller. Ich denke, die Öffentlichkeit ist den Medien und den Politikern bei diesem Thema weit voraus.

Obwohl ich in der Taschenbuchausgabe einiges aktualisiert und einige neue unnötige Schimpftiraden hinzugefügt habe, basieren die meisten Fakten immer noch auf den Recherchen, die ich 1996 durchführte. Die Konzernchefs kommen und gehen - ihre genaue Zahl ändert sich von Jahr zu Jahr -, doch der Kern ihrer Aufgabe und mein Kommentar dazu - bleiben gleich.

Solange wir noch in einer Demokratie leben, gibt es eine fundamentale Wahrheit, die mir Hoffnung macht: Der Chef des Ölmultis Exxon hat genau dieselbe Zahl von Wählerstimmen wie du und ich, nämlich eine. Und es gibt mehr von uns als von seinesgleichen.

M. M. August 1997

WAS IST TERRORISMUS?



Oklahoma City, Oklahoma, 1995



Flint, Michigan, 1996

DIE ETIKETTE DER GESUNDSCHRUMPfung

Zusammengestellt aus verschiedenen internen Aktenvermerken von Unternehmen, die zur Zeit Personal abbauen, darunter Chemical Bank, Times-Mirror Company und andere.

KÜNDIGUNGSRICHTLINIEN

1. Das Kündigungsgespräch sollte nicht länger als fünf bis zehn Minuten dauern.
2. Das Kündigungsgespräch sollte an einem neutralen Ort stattfinden, an dem Sicherheitskräfte leicht verfügbar sind.
3. Vermeiden Sie Smalltalk. Kommen Sie sofort auf den Punkt. Lassen Sie sich nicht auf eine Debatte ein. Diskutieren Sie nicht über »Fairness«.
4. Der gesundgeschrumpfte Arbeitnehmer sollte genau verstehen, daß er gefeuert und heute sein letzter Arbeitstag ist.
5. Halten Sie Papiertaschentücher bereit.
6. Seien Sie hilfsbereit und mitfühlend, aber kompromißlos. Schweigen Sie hin und wieder, damit der Arbeitnehmer Gelegenheit hat, die Nachricht zu verarbeiten.
7. Seien Sie nicht defensiv, streiten Sie nicht. Bringen Sie keine Entschuldigungen vor.
8. Geben Sie keine ausführliche Begründung für die Gesundschrumpfung.
9. Versuchen Sie nicht, die Situation durch Scherze zu entspannen.
10. Bleiben Sie ruhig und zeigen Sie keine Gefühle.
11. Wenn der Arbeitnehmer oder die Arbeitnehmerin zu emotional wird, schlagen Sie ihm oder ihr vor, einen Anwalt zu nehmen. Sie müssen die Information, daß er oder sie gefeuert

ist, vielleicht noch einmal wiederholen, damit der Arbeitnehmer auf jeden Fall weiß, daß die Entscheidung endgültig ist und auf höchster Ebene zum Wohl des Unternehmens getroffen wurde.

12. Im folgenden die häufigsten gefühlsmäßigen Reaktionen, mit denen Arbeitnehmer auf ihre Kündigung reagieren, und die jeweils beste Art, wie ein Manager mit ihnen umgehen sollte:

- **WUT.** Je lauter der gekündigte Arbeitnehmer redet, desto leiser sollte der Manager reden. Das entschärft die Konfrontation, weil der Arbeitnehmer zum Streiten einen Gegner braucht.

- **VERDRÄNGUNG.** Wenn man einer Person sagt: »Du bist gefeuert«, bedeutet das nicht automatisch, daß sie es auch wirklich hört oder glaubt. Der Manager muß der Person klarmachen, wie wichtig es ist, sich möglichst schnell ein neues Leben aufzubauen.

- **DEPRESSION.** Bei dieser Reaktion sollte beim Manager eine rote Warnlampe aufleuchten. Der Arbeitnehmer sollte an einen Personalberater vermittelt werden.

- **HYS TERIE.** Sowohl Männer als auch Frauen können bei ihrer Kündigung überreagieren. Für gekündigte Personen, die bei der Nachricht in Tränen ausbrechen, sollten Sie ein Glas Wasser bereithalten.

13. Der Manager, der die Kündigung ausspricht, will vom gekündigten Arbeitnehmer Sätze hören wie: »Kann ich Sie wieder aufsuchen?« oder »Wie hoch ist meine Abfindung?« Solche Äußerungen zeigen, daß das Opfer der Gesundschrumpfung die Nachricht verdaut und an die Zukunft denkt.

14. Manager sollten im Gespräch folgende Symptome als Anzeichen erkennen, daß der Arbeitnehmer gewalttätig werden könnte: die Äußerung ungewöhnlicher oder bizarrer Gedanken; eine Fixierung auf Waffen; romantischen Fanatismus; Depression und Medikamentenabhängigkeit.

15. Fordern Sie den Arbeitnehmer oder die Arbeitnehmerin auf, seine oder ihre Schlüssel und anderes Firmeneigentum zurückzugeben. Stellen Sie sicher, daß er oder sie zu den Computern der Firma keinen Zugang mehr hat.

16. Rufen Sie sofort den Sicherheitsdienst, wenn es sich als notwendig erweist, gekündigte Arbeitnehmer hinauszubegleiten.

17. Geben Sie dem Gekündigten die Telefonnummern aller Dienstleister, die ihm von Nutzen sein könnten, etwa von Leiharbeitsfirmen, staatlichen Unterstützungsstellen, Arbeitsplatz-Datenbanken in anderen Bundesstaaten oder am Ort verfügbaren Umzugsfirmen wie U-Haul oder Ryder Truck.

ONE

Auf geht's, der Möbelwagen kommt!

Seit ich 1989 *Roger & Me* gedreht habe, sprechen mich eine Menge Leute auf der Straße an, wildfremde Menschen, die mich zu einem Bier oder einem Hamburger einladen und mir erzählen, was mit ihrem Amerikanischen Traum passiert ist. *Roger & Me* zeigt, wie General Motors, der reichste Konzern der Welt, meine Heimatstadt Flint in Michigan zerstörte, indem er 30000 Arbeiter entließ, obwohl er damals gerade Rekordgewinne machte. Ich filmte meine Versuche, ein Gespräch mit Roger Smith, dem Chairman von GM, zu bekommen. Ich wollte ihn überreden, nach Flint zu kommen und sich persönlich anzuschauen, was er den Leuten dort angetan hatte.

Roger hat es nie nach Flint geschafft, aber viele andere Leute sind dort angekommen. Heute lebt, wie es den Anschein hat, jeder in seinem eigenen Flint, Michigan.

Die Geschichten, die ich zu hören bekomme, sind sehr ähnlich, abgesehen von ein paar Variationen wie dem entlassenen Bruder, der sich umbrachte, oder von der Mutter, die ihre gesamten Ersparnisse verloren hat, als ihr Pensionsfonds zusammenbrach. Ich habe so viele solcher Geschichten gehört, daß ich die Sätze vollenden könnte, noch bevor sie fertig sind. Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich das auch tatsächlich tue, weil es mich davon abhält, in noch größerer Verzweiflung zu versinken.

Es ist kein Vergnügen, wenn ein Obdachloser dich persönlich kennt und »Hey Mike« ruft, wenn du dich gerade unauffällig an ihm und seinem Einkaufswagen vorbeischieben willst. Mir ist

das in New York in der 46. Straße vor dem Paramount Hotel passiert, als ich mit dem Vice President von NBC und den Produzenten meiner Fernsehshow »TV Nation« reingehen wollte. Der Obdachlose schüttelte mir die Hand und sagte, daß er aus Flint in Michigan stamme, jetzt aber in New York auf der Straße lebe.

Er wollte mir seine Lieblingsszene aus *Roger & Me* schildern, die er drei Jahre zuvor gesehen hatte, als er noch nicht arbeitslos war. Während der NBC-Mann uns ungläubig zusah, dachte ich im Stillen: Den Mann kenn' ich doch!

»Sie erinnern sich doch bestimmt an mich«, sagte der Obdachlose. »Ich habe Ihre Zeitung, die *Flint Voice*, ausgetragen.«

Warum stand *er* hier auf der Straße? Warum nicht *ich*? Hatte ich das nur Warner Brothers und der NBC zu verdanken? Ich gab ihm alles Geld, das ich bei mir hatte. Dann ließen wir ihn stehen und gingen in das Hotel. Drinnen aß ich ein Steak für 30 Dollar. Der Manager von NBC aß einen Salat. Und mein Kumpel aus Flint zischte vermutlich schon wieder ein Bier mit dem treffenden Markennamen »Colt.45«.

Ich schreibe dies in einem Flugzeug, das mich nach Ames in Iowa bringt, wo ich vor einer Gruppe von Studenten und Farmern eine Rede halten soll. Wie die Fremden, die mich auf der Straße ansprechen, sind auch sie wütend und traurig darüber, daß jenes Amerika, an das sie einst glaubten, sie so schnöde im Stich gelassen hat. Bei meiner Ankunft ist der Hörsaal überfüllt. Wieder höre ich die Geschichten von Verwirrung und Verrat, und wie immer taucht die große Frage auf: Wie kommt es, daß mein Werk geschlossen wurde, daß meine Ehe kaputt ist, daß ich pleite bin und daß ich an der Flasche hänge, obwohl ich doch so lange und so hart gearbeitet, mich an alle Vorschriften gehalten und immer die Republikaner gewählt habe?

Während ich unten vor der Bühne sitze und mir die Einführung anhöre, muß ich daran denken, daß auch ich in dem Glauben an ein Amerika aufwuchs, in dem jeder die Chance bekommt, sich ein anständiges Leben aufzubauen. Ich war ein typischer amerikanischer Junge, ein Pfadfinder. Ich machte bei der National Rifle Association meine Schießprüfung. Ich war ein religiöser Mensch und wollte katholischer Pfarrer werden. Ich hielt mich an die Vorschriften (ich habe noch nie einen Joint geraucht) und arbeitete in unserem politischen System (mit 18 wurde ich in Michigan in ein öffentliches Amt gewählt). Vor den neunziger Jahren verdiente ich nie mehr als 17 000 Dollar im Jahr. Ich war mindestens dreimal in meinem Leben arbeitslos und bekam gerade mal 98 Dollar »Stütze« pro Woche, als ich beschloss, *Roger & Me* zu drehen.

Jetzt, nachdem ich jahrelang nicht einmal genug Geld hatte, um mir einen Film anzusehen, bin ich plötzlich mit der Möglichkeit gesegnet, Filme zu *drehen*. Ich fühle mich wirklich privilegiert, weil ich mich so vielen Leuten mitteilen kann. Heute abend jedoch kann ich nicht aufhören, an die beiden Menschen zu denken, die ich auf dem Weg nach Ames getroffen habe.

»Bill« war der Name auf dem T-Shirt des einen, der unter dem großen Logo der Fluggesellschaft Delta (YOU'LL LOVE THE WAY WE FLY) hinter dem Schalter saß. Er nahm mein Ticket und sah lächelnd zu mir auf mit einem Blick, als wolle er gleich sagen: »Im Fernsehen sehen Sie aber viel schlanker aus.«

»Ich habe mir gerade ihren Film zum dritten Mal angesehen«, sagte er und wurde ganz rot, weil er dachte, er trifft einen Filmstar oder so was Ähnliches. »Ich will Ihnen einfach nur danken für das, was Sie getan haben.«

Ich dankte ihm für seinen Dank, und dann erzählte er mir seine Geschichte.

»Ich bin 50 Jahre alt. Hier bei Delta arbeite ich seit 21 Jahren.

Vor zwei Jahren verkündete die Gesellschaft, daß sie Stellen abbauen wird. Ich wurde gekündigt. Ich war fassungslos. Nach 20 Jahren in der Firma. Wo sollte ich mit 50 einen neuen Job herkriegern? Sie sagten uns, sie würden uns durch Leiharbeiter ersetzen. Wir könnten uns gerne wieder um unsere alten Stellen bewerben - allerdings zum halben Lohn. Dazu konnte ich mich einfach nicht durchringen.«

»Und wie viele Medikamente haben Sie sich schließlich verschreiben lassen?«, unterbrach ich ihn.

»Sechs«, antwortete er, ohne zu stutzen. »Prozac, Xanax, Pepcid, Lasix, Clonidine für meinen Blutdruck...«

»Und etwas, damit Sie nachts schlafen konnten?«

»Ja, Ambien, wie kommen Sie darauf?«

»Ich werde oft angesprochen. Arbeitslose wollen mir ihre tragbaren Pillenköfferchen zeigen, mit einem kleinen Fach für jede Woche, wissen Sie, oder...«

»Oder wo die einzelnen Fächer verschiedene Farben haben«, beendete er meinen Satz. Dabei zog er sein Tablettenkästchen aus Plastik heraus und zeigte es mir.

»Sie fliegen nicht das Flugzeug, das ich nehme?«, fragte ich halb im Scherz.

Er sagte mir, er habe seine Arbeit nur deshalb wiederbekommen, weil jemand gestorben sei und er von allen Entlassenen das höchste Dienstalter gehabt habe. »Ich nehme nur noch drei Pillen pro Tag«, sagte er mit einem bißchen Stolz in der Stimme. »Es geht wieder aufwärts.«

Der Taxifahrer, der mich zum Flughafen brachte, hatte ebenfalls *Roger & Me* gesehen.

»Hey, Sie sind doch dieser Typ, Roger Moore«, sagte er, als er sich zu mir herumdrehte.

»Ja.« Ich erklärte ihm nicht, daß ich Michael heiße.

Wahrscheinlich sollte ich das. Michael Moore, Sohn von Frank und Veronica, Bruder von Anne und Veronica, mit 007 weder verwandt noch verschwägert.

»Ich habe zwei Magisterabschlüsse«, sagte er. »Ich bin in den letzten fünf Jahren zweimal entlassen worden. Niemand will einen Typ mit so viel Bildung. Also fahre ich jetzt Taxi.«

»Ich sollte eigentlich in Flint sitzen und Autos bauen«, erzählte ich ihm, »aber ich kündigte gleich an meinem ersten Arbeitstag. Vor vielen Jahren.«

Der Taxifahrer musterte mich kritisch im Rückspiegel, wahrscheinlich war er froh, daß nicht ich seinen Buick gebaut hatte. »Ich will Sie etwas fragen, Mr. Moore: Wie kommt es, daß Al D'Amato und die anderen im Kongreß ZWEI JAHRE und ZEHN MILLIONEN DOLLAR investiert haben um herauszufinden, warum sieben Angestellte im Reisebüro des Weißen Hauses - *sieben* wohlgemerkt - SIEBEN Leute entlassen wurden. Dagegen haben sie nicht einen Cent und nicht einen einzigen Tag aufgewendet um festzustellen, warum 30 Millionen *andere* Amerikaner *ihre* Jobs verloren haben. WIE KOMMT DAS?«

»Ich habe da ein paar Ideen«, antworte ich, aber bevor ich etwas sagen kann, beantwortet er die Frage selbst.

»Weil die Bonzen, die uns gefeuert haben, auch diese Politiker bezahlen, damit sie das Land mit irgendeinem verlogenen Whitewater-Skandal ablenken. Das kapiert doch jeder Idiot.«

Wir sind doch irgendwie verrückt, oder nicht? Wir bekommen heute tatsächlich weniger Reallohn als 1979. Millionen Menschen sind offiziell arbeitslos: 7 266 000. Aber nach Schätzungen des Bureau of Labor Statistics (des Amts für Arbeitskräftestatistik) und des Census Bureau (Volkszählungsamts) gibt es noch weitere 5 378 000

Arbeitslose. Sie werden nur nicht gezählt. Dazu kommen weitere 4 500 000 Teilzeitbeschäftigte, die lieber eine Vollzeitstelle hätten. Und schließlich gibt es noch die 2 520 000 Amerikaner, die Vollzeit arbeiten, aber einen Lohn bekommen, mit dem sie unter der Armutsgrenze leben müssen.

Das sind fast 20 Millionen Menschen, die nicht das Minimum verdienen können, das sie zum Leben brauchen.

Unterdessen verdienen die Chief Executive Officers (CEOs) unserer 300 größten Unternehmen je das 212fache eines durchschnittlichen Arbeiterlohns. Diese Konzernchefs feuern Tausende von Arbeitskräften und werden dabei selbst immer reicher. Der Chairman von AT&T Robert Allen entläßt 40000 Arbeiter und verdient dabei 16 Millionen Dollar im Jahr. Louis Gerstner von IBM feuert 60000 Arbeiter und bringt 2,6 Millionen Dollar nach Hause. Das Unternehmen Scott Paper entläßt 11000 Beschäftigte, fusioniert mit Kimberly-Clark, und der verantwortliche CEO Albert Dunlap streicht 100 Millionen ein!

In der Folge machen diese Konzerne Rekordgewinne. Und wie feiern sie ihren Erfolg? Indem sie noch mehr Leute entlassen! General Motors hat in den vergangenen 15 Jahren Gewinne von 34 Milliarden Dollar gemacht - und über 240 000 Arbeitsplätze vernichtet.

Doch mit jeder neuen Entlassungsrunde steigen die gesellschaftlichen Kosten. Nach einer Untersuchung der University of Utah steigt die Selbstmordrate mit jedem Prozent mehr Arbeitslosen um 6,7 Prozent, und Gewaltverbrechen nehmen um 3,4 Prozent, Eigentumsverbrechen um 2,4 Prozent und Todesfälle durch Herzversagen oder Hirnschlag um 5,6 oder 3,1 Prozent zu.

Egal, wie rosig Washington die Informationen über die Wirtschaftslage zu malen versucht (»Die niedrigste Arbeitslosen- und Inflationsrate seit Jahren!«), der

durchschnittliche Amerikaner spürt, was los ist. Niemand weiß heutzutage noch, wie sich ein sicherer Arbeitsplatz anfühlt, weil jeder vor Angst zittert, daß er als nächster entlassen wird. Niemand ist sicher. Also lernt man, sich nicht zu beschweren, wenn man dazu gezwungen wird, für weniger Geld länger zu arbeiten. Krankenversicherung? Bezahlter Urlaub? Alles Schnee von gestern.

Erinnert ihr euch noch an den Amerikanischen Traum? Für die von euch, die so jung sind, daß ihr ihn nicht mehr kennengelernt habt, er hatte folgenden Inhalt:

Wenn du hart arbeitest und es deinem Unternehmen gut geht, dann geht es dir auch gut.

Dieser Traum ist in Rauch aufgegangen: Heute gilt der Amerikanische Alptraum:

Du arbeitest hart, dem Unternehmen geht es gut - und du wirst entlassen!

Es gibt kein besseres Anzeichen für den Zustand der USA als folgende schlichte Tatsache: Manpower, Inc. - der USAweit operierende Zeitarbeitskonzern - hat General Motors als größter Arbeitgeber in den Vereinigten Staaten überflügelt. Heute arbeiten mehr Menschen für ein Unternehmen, das ihnen einen Job für einen Tag garantiert, als für das größte Industrieunternehmen der Welt, das einst verkündete: »Was für General Motors gut ist, ist auch gut für das Land.«

Wir wissen alle, daß es jenes Leben künftig nicht mehr geben wird, das wir einst geführt haben oder hätten führen können, wenn wir eine ordentliche Arbeit ausgeübt hätten. Heute müssen wir miteinander um die traurigen Überbleibsel streiten und es

den Reichen überlassen, den größten Wohlstand zu genießen, den dieses Land je gesehen hat.

Angesichts der Lage, wie ich sie beschrieben habe, müßte sich eigentlich das ganze Land in bewaffnetem Aufruhr befinden, weil die Reichen für Mord und Totschlag straflos geblieben sind. Es müßte eine politische Massenbewegung der Mittelschicht geben und eine, in der die Working Poor organisiert sind (alle, die Arbeit haben, aber nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienen). Es wäre zu erwarten, daß neue politische Parteien entstehen, um die Zerstörung des Amerikanischen Traums aufzuhalten.

Aber all diese Annahmen sind falsch. Die meisten Amerikaner sind offensichtlich zu dem Schluß gekommen, daß sie ihre Meinung am besten vertreten, indem sie sie *nicht* vertreten. Bei den Wahlen von 1994 blieben über 60 Prozent aller wahlberechtigten Amerikaner zu Hause und wählten *nicht*. Das sind 118 535 278 Menschen, eine Zahl, die den Wahlberechtigten von 42 US-amerikanischen Bundesstaaten entspricht. Nicht daß die Nichtwähler apathisch, unwissend oder gleichgültig gewesen wären. *Sie wählten nicht, weil sie die Schnauze voll hatten.* Die beiden Kandidaten und ihre Parteien haben den Bürgern dieses Landes nichts mehr zu sagen. Demokraten wie Republikaner stützen so unterwürfig ein System, das unzählige Familien in den Ruin getrieben hat, daß es dem Durchschnittsamerikaner inzwischen völlig gleichgültig ist, was die Vertreter der einen oder der anderen Partei verkünden. Er weiß, daß *Wählen* sein Leben nicht im geringsten verändert.

Es ist bezeichnend, daß bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 1992 fast 20 Prozent der Wähler ihre Zeit opferten, zu einem Wahllokal fahren und dort Schlange standen, um für einen Mann zu stimmen, der, wie sie fast alle wußten, ein ausgemachter Spinner war: Sie stimmten für den »Unabhängigen« Ross Perot. So groß ist die Wut in diesem

Land. Millionen warfen ihre Stimme weg, weil sie glaubten, sie könnten der politischen Elite auf diese Weise ihre Unzufriedenheit demonstrieren. Verrückt wie er war, hatte Perot doch eine Menge Dinge über den amerikanischen Arbeiter gesagt, die sonst niemand zu sagen wagte - ein echter Treppenwitz der Geschichte angesichts der Tatsache, daß Perot Milliardär ist. Sein demokratischer Gegenkandidat Bill Clinton jedoch, der bei einer zeitweilig verarmten, alleinerziehenden Mutter aufwuchs, sagte zu diesem Thema nur wenig oder gar nichts.

Noch überraschender ist es, daß die Amerikaner nach den Meinungsumfragen im Jahr 1996 mehrheitlich Colin Powell zum Präsidenten gewählt hätten, wenn er kandidiert hätte. Daß so viele gesundgeschrumpfte Amerikaner ihren eigenen persönlichen Rassismus überwinden, um ihre Wut ihrer miesen Lage wegen zu zeigen, ist ein deutliches Zeichen, daß etwas faul ist in den Vereinigten Staaten. Hättet ihr es jemals für möglich gehalten, daß die Verhältnisse in Amerika noch zu euren Lebzeiten so schlimm werden könnten, daß eine Mehrheit der weißen Wähler die Präsidentschaftskandidatur eines Schwarzen befürworten würde? Diese US-Bürger wären entsetzt, wenn er ins Nachbarhaus ziehen oder ihre Tochter heiraten wollte, und ausgerechnet ihn wollten sie ins höchste Staatsamt wählen. Wow!

In meinem Heimatstaat Michigan hat sich die Lage so verschlechtert, daß bei der Vorwahl im März 1996 nur noch 12 Prozent der Wähler an die Urnen gingen, obwohl damals ein spannendes Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen (dem gemäßigten Republikaner) Bob Dole und dem (rechtsextremen Republikaner) Pat Buchanan im Gang war. Buchanan wußte aus erster Hand, wie schlecht es inzwischen um das Land stand - nicht zuletzt, weil er als Mitarbeiter der Präsidenten Nixon und Reagan den größten Teil seines Lebens damit verbracht hatte, die Misere zu vergrößern. Nun jedoch hatte er sich über Nacht

in »Die Große Hoffnung des Weißen Arbeiters« verwandelt. Genau wie der Mann, der 60 Jahre zuvor (allerdings in Deutschland) sein Vorläufer auf der politischen Bühne gewesen war, wußte auch Buchanan genau, was er dem entrechteten, mißbrauchten amerikanischen Arbeiter predigen mußte: HASS UND FURCHT UND NOCH MEHR HASS! UND NATÜRLICH DAS: DIE EINWANDERER SIND SCHULD!

Er hätte es fast geschafft, er bekam ein Drittel der republikanischen Stimmen und errang sogar in ein paar Staaten die Mehrheit.

Es spricht sehr für die geistige Haltung der amerikanischen Bevölkerung, daß sie auf seinen Betrug nicht hereinfiel. Es ist sehr leicht, Menschen zu manipulieren, wenn ihnen das Glück nicht mehr hold ist. Sehr leicht, ihnen die »rechten« Antworten einzuflüstern auf die Frage: »Wer hat euch das angetan?«

Allerdings gibt es viele mündige Staatsbürger, die nicht untätig zuschauen, wie ihr Land den Bach runtergeht. Im Oktober 1995 demonstrierte eine Million afroamerikanischer Männer in Washington D.C., um zu zeigen, daß sie von Amerika die Nase voll hatten. Den meisten war es egal, daß ihre Demonstration von einem Verrückten angeführt wurde. *Sie wollten sich einfach artikulieren.* Und das taten sie auch. Jeder zehnte schwarze Mann in diesem Land schaffte es, an jenem Tag nach Washington D.C. zu kommen (das entspricht einer Demonstration mit acht Millionen Weißen). Genau diese Demonstration machte großen Eindruck auf die ohnehin schon verängstigten weißen Amerikaner.

Wie verängstigt sie tatsächlich sind, beweist der enorme Zulauf zu den bewaffneten Milizen. Zehntausende Männer und Frauen trainieren dort für den, wie sie glauben, letzten Kampf mit der Staatsgewalt. Viele von ihnen sind durch eine rassistische Ideologie motiviert. Doch unter ihren Sympathisanten gibt es auch viele Durchschnittsamerikaner, die in ganz normalen, gutbürgerlichen Stadtvierteln wohnen. Aber

nicht mehr lange: Schon bald wird die Bank ihr Haus und ihr Auto zwangsversteigern. Dann müssen sie das Geld, das sie für die College-Ausbildung ihrer Kinder gespart haben, für Kleider und Nahrungsmittel und eines Tages vielleicht auch für ein paar halbautomatische Waffen ausgeben. Diese Leute sind wirklich übergeschnappt. Es ist eine Sache, wenn man von Geburt arm war und schon immer auf all die Annehmlichkeiten eines Lebens im Mittelstand verzichten mußte. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn man diese Privilegien genossen hat und sie einem wieder weggenommen werden, und zwar ausgerechnet von den Leuten, die man selbst gewählt hat!

Wenn das passiert, dann zeigen viele Leute, die ohnehin schon am Abgrund stehen und nicht wissen, wie sie politisch reagieren sollen, eine von zwei Reaktionen:

1. Sie lassen ihre Wut an sich selbst aus (das heißt sie hocken zu Hause und saufen sich zu Tode) oder
2. sie lassen ihre Wut an ihren Nachbarn aus. Allein in Michigan, der Geburtsstätte der Gesundschumpfung, gibt es über 50 Milizen, die höchste Zahl in den USA.

Gestern bekam ich einen Anruf von meinen Eltern. Sie sagten mir, daß GM zwei weitere Werke in Flint schließen will. (Ja, gibt es denn überhaupt noch Werke, die man schließen kann?) Weitere 3000 Leben werden ruiniert.

Einige Arbeiter, die jetzt ihren Arbeitsplatz verlieren, sind erst kürzlich aus Oklahoma City gekommen. Sie zogen (ein paar Monate nach dem Bombenanschlag auf das Bundesgebäude in ihrer Stadt) nach Flint, weil GM in seinem Werk in Oklahoma City Stellen abbaute und den dienstälteren Arbeitern Jobs in Flint anbot. Also bestellten sie einen Ryder Truck und zogen mit diesem Möbelwagen nach Michigan, weil ihnen der Konzern dort sichere Arbeitsplätze versprochen hatte (ausgerechnet in Flint!). Nun, neun Monate später, müssen sie erneut den

Möbelwagen bestellen und umziehen. Diesmal hat man ihnen Arbeitsplätze in Lansing versprochen.

Was ist Terrorismus? Wenn ein Mann einen Möbelwagen mietet, ihn mit Sprengstoff belädt und ein Gebäude in die Luft jagt, ist das zweifellos ein terroristischer Akt. So was muß hart bestraft werden.

Wie aber soll man es nennen, wenn ein *Unternehmen* das Leben von Tausenden zerstört? Ist das auch Terrorismus? Vielleicht *wirtschaftlicher* Terrorismus? Das Unternehmen benützt keine selbstgebastelten Bomben oder Schußwaffen. Es läßt vielmehr das Gebäude höflich räumen, bevor es gesprengt wird. Trotzdem sticht mir die unheimliche Ähnlichkeit eines gesprengten Gebäudes mit den Ruinen des Alfred P. Murrah Federal Building in Oklahoma City ins Auge, wenn ich an der stillgelegten, verrottenden Fabrik in Flint vorbeikomme, und ich frage mich, was mit den Leuten passiert, die in der Fabrik gearbeitet haben. Ein paar werden sich aus Verzweiflung umbringen, weil sie ihre Existenz verloren haben. Ein paar werden von ihrem Ehepartner umgebracht werden, wenn ein Streit über das Problem, eine neue Arbeit zu finden, oder über das auf der Rennbahn verwettete Geld plötzlich in Gewalttätigkeiten ausartet (in der Regel ist es die Frau, die einen solchen Streit mit dem Leben bezahlt). Andere sterben langsamer, durch Drogen oder Alkohol, Stoffe, mit denen man seinen Schmerz zu betäuben sucht, wenn einem das Leben zerstört und man in ein leeres, schwarzes Loch gesteckt wurde.

Wir bezeichnen das Unternehmen nicht als Mörder und seine Maßnahmen natürlich nicht als Terrorismus. Trotzdem sind seine Opfer zweifellos genauso tot wie die Menschen in Oklahoma City. Und sie sind aus Geldgier getötet worden.

Es wächst die Wut im ganzen Land, und wenn ihr seid wie ich, dann geht euch der Arsch auf Grundeis vor Angst. Der

Terroranschlag von Oklahoma City war ein extremer Ausdruck dieser Wut. Die meisten Leute schaffen es auch in diesen harten Zeiten irgendwie, bei Verstand zu bleiben, aber ich fürchte, Tausende von Amerikanern sind nur noch ein paar metaphorische Schritte davon entfernt, in einen Möbelwagen voll Sprengstoff zu steigen.

Welch furchtbare Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet jener Möbelwagen für terroristische Anschläge gewählt wird, mit dem die gewaltige Diaspora der amerikanischen Arbeiterklasse im vergangenen Jahrzehnt mit der Hoffnung auf neue Existenzen von Staat zu Staat gezogen ist.

Der Möbelwagen, dieses Symbol gesundgeschrumpfter Arbeiterleben, hat eine ganz neue Funktion bekommen. Plötzlich wird der brave Ryder Truck nicht mehr mit dem Etagenbett der Kinder und den Eßzimmermöbeln beladen, sondern mit einer selbstgebastelten Bombe aus 40 Kilogramm Kunstdünger und einem Zünder aus Ammoniumnitrat und Heizöl.

Timothy McVeigh fand keine ordentliche Arbeit in Buffalo, also ging er zur Armee und machte während des Golfkriegs im Irak den »ersten Abschuß« seiner Einheit. Er bekam einen Orden dafür, daß er einen Menschen getötet hatte. Der Mord war ein guter Mord, weil er für Uncle Sam und die Ölgesellschaften begangen wurde.

Im folgenden Jahr hing McVeigh arbeitslos in Niagara Falls in New York State herum. Ein häufig abgedrucktes Foto zeigt ihn, wie er mit dem späteren Mitangeklagten Terry Nichols auf der Oberkante des Wasserfalls herumblödelte. Ich war damals auch in Falls und schrieb am Drehbuch für meinen Film *Unsere feindlichen Nachbarn*. Natürlich kann ich mich nicht erinnern, McVeigh dort gesehen zu haben. Wer war er damals schon? Einfach noch ein Sohn eines GM-Arbeiters, der keinen Job fand. Nicht einmal Kassierer an der Mautstelle auf der Brücke über den Niagara durfte er werden. (Er hatte im Eignungstest das

zweitbeste Ergebnis erzielt; aber es war eben keine Stelle frei.) In der ersten Szene, die wir ein paar Monate später in Falls drehten, steht der junge Arbeitslose »Roy-Boy« (wie McVeigh ein Veteran des Golfkriegs) ebenfalls oben am Wasserfall; er will mit allem Schluß machen und hinunterspringen.

McVeigh und Nichols hatten sich bei der Armee kennengelernt. An dem Tag, als Nichols beschloß, Soldat zu werden, fuhr er noch einmal durch das heruntergekommene Geschäftsviertel von Flint. Dann betrat er das Rekrutierungsbüro und unterschrieb für ein besseres Leben - besser als das Leben, das Flint zu bieten hatte.

Nach dem Krieg (und der erfolglosen Arbeitssuche in Niagara Falls) zogen McVeigh und Nichols auf die Farm von Nichols' Bruder, eine Autostunde nordöstlich von Flint. Sie besuchten die Versammlungen der Michigan Militia. Sie sprengten im Hinterhof der Farm »Sachen« in die Luft. Es überrascht mich nicht, daß McVeigh und Nichols einen Weg beschritten, der von Flint in Michigan nach Oklahoma City in Oklahoma führte.

Wie kam es, daß Timothy McVeigh politisch so verwirrt war und eine solche Wut entwickelte? Am meisten schockierte mich an seiner Tat, daß er *seine eigenen Leute* tötete, um seine Wut zum Ausdruck zu bringen. Dies war ganz untypisch für die extreme Rechte, deren Gewalt sich sonst immer gegen Schwarze, Juden und Einwanderer richtete. McVeigh jedoch ist nicht angeklagt, weil er den Möbelwagen an einen Ort fuhr, wo sich seine Feinde aufhielten - zum Capitol, zum World Trade Center, zu einer Synagoge, zum Hauptquartier der National Association for the Advancement of Colored People (NAACP: afroamerikanische Bürgerrechtsorganisation) oder zu einem anderen naheliegenden Haßobjekt. Nein! McVeigh sprengte seine eigenen Leute in die Luft! Im größtenteils weißen, christlich-konservativen, Republikaner wählenden, militant spießigen Oklahoma City! Das ist doch der ultimative Wahnsinn.

Ich mag Waffen nicht. Ich bin ein gefühlsmäßiger Pazifist. Als Mitglied der Minderheit von unbewaffneten Amerikanern bin ich entschlossen, etwas gegen die massive Gesundschumpfung zu unternehmen, die uns anscheinend droht. Deshalb habe ich dieses Buch geschrieben. Ich habe keinen College-Abschluß, bitte berücksichtigt das, wenn ihr meine Aussagen beurteilt. Eigentlich dürfte ich dieses Buch zur Zeit gar nicht schreiben, weil ich mich vertraglich verpflichtet habe, für Twentieth Century Fox eine Sitcom zu schreiben. Eine Fernsehkomödie! Was fange ich bloß mit meinem Leben an? Zum Teufel, ich schulde Mr. Ricketts immer noch eine Hausarbeit, die ich in der 12. Klasse über Shakespeare schreiben sollte! Wie bin ich überhaupt von Flint hierher gekommen?

Ach ja, in einem Möbelwagen.

TWO

Würde Pat Buchanan einen Scheck vom Teufel annehmen?

Wie wir alle wissen, nehmen Politiker so ziemlich jede Wahlkampfspende an. Aber nehmen sie wirklich von jedem einen Scheck? Natürlich, die Konzerne kontrollieren mit ihrem Geld unsere Wahlen, das ist keine große Neuigkeit. Clinton vermietet Lincolns Schlafzimmer an die Meistbietenden und lädt einmal die Woche zwielichtige ausländische Bankiers zum »Kaffee« ein. Das ist wirklich nichts Neues. Einem Bankier oder einem Unternehmen ist es doch völlig egal, welcher Partei ein Kandidat angehört, wenn er nur tut, was der Bankier oder das Unternehmen will. Deshalb hat eine Firma wie RJR Nabisco in den letzten paar Jahren über eine Million Dollar an die Republikaner und eine halbe Million an die Demokraten gezahlt. Die einzige Partei, zu der RJR Nabisco gehört, ist die RJR-Nabisco-Partei. Und die Kandidaten sind in Wirklichkeit nicht sonderlich beunruhigt über die tödlichen Tabakprodukte, die RJR Reynolds vertreibt; sie wollen nur Geld.

Doch dann kamen mir Bedenken: War ich vielleicht zu zynisch in Bezug auf das politische System? Nahmen die guten Männer und Frauen, die bei uns politische Ämter bekleideten, wirklich auch Spenden von Gruppen oder Organisationen an, die sie als widerwärtig und unmoralisch empfanden und die zu ihren häufig geäußerten Überzeugungen in scharfem Gegensatz standen? Wißt ihr noch, wie Bob Dole zu Beginn des Wahlkampfs von 1996 einen Scheck von den »Log Cabin Republicans« bekam? Als Dole erfuhr, was diese Republikaner in ihren Blockhäusern machen (sie sind alle schwul), gab er den

Scheck zurück. Dann jedoch änderte er seine Meinung. Er dachte: Halt! DAS GELD BRAUCH ICH DOCH! Also entschuldigte er sich bei den Log Cabin Republicans und machte seinen Stab für das Debakel verantwortlich.

Wenn es um Wahlkampfgelder geht, kann man sich Haß nicht leisten. Zum Beweis dieser Ansicht machte ich folgendes Experiment. Ich gründete in den Frühstadien des Präsidentschaftswahlkampfes von 1996 mehrere legale Organisationen. Dann verschickte ich eine Anzahl von Schecks an die führenden Kandidaten beider Parteien und an den Unabhängigen Ross Perot, um herauszufinden, wie gierig sie waren. Ich ernannte meine Assistentin Gillian zur Chefin all dieser Organisationen. Sie unterzeichnete alle Schecks.

Gedruckte Schecks über 75 und 100 Dollar wurden von folgenden Organisationen an alle Kandidaten versandt:

- Pädophile für den Freihandel,
- John Wayne Gacy Fanclub (ein Massenmörder),
- Hanfzüchter von Amerika,
- Teufelsanbeter für Dole,
- Abtreibungsbefürworter für Buchanan.

Wie waren die Reaktionen? Doles Wahlkampfbüro schickte zwei Schecks der Teufelsanbeter für Dole zurück. Von Perot kam der Scheck des Fanclubs für den Massenmörder John Wayne Gacy mit einem netten Begleitbrief zurück, in dem es hieß: »Wir freuen uns über Ihre großzügige Unterstützung und nehmen Kontakt zu Ihnen auf, wenn unsere neue Partei in Ihrem Bundesstaat etabliert ist.«

Ein Kandidat allerdings schämte sich nicht, von allen Geld anzunehmen, ganz gleichgültig, was für Spinner oder Schurken die Spender auch sein mochten.

Dieser Kandidat war Pat Buchanan. Er löste die Schecks ein.

Niemand hätte erwartet, daß ausgerechnet Patrick Buchanan, der extrem konservative Ideologe unter den Kandidaten, Geld von einer Gruppe von Abtreibungsbefürwortern und dem Fanclub eines übergeschnappten Serienkillers annehmen würde. Aber das ist das Problem mit Pat Buchanan. Er glaubt an nichts, außer an sich selbst. Er hat seine Standpunkte so oft gewechselt, daß ich überrascht bin, wenn einige Journalisten immer noch versuchen, ihn beim Wort zu nehmen. Als ich vor ein paar Jahren mit ihm in der Fernsehsendung »Crossfire« auftrat, war er noch ein rabiater Unterstützer der amerikanischen Konzerne und erklärte alle Leute für Narren, die sich über den Verlust ihrer Arbeitsplätze beklagten. Doch letztes Jahr steht der Kerl plötzlich vor dichtgemachten Betrieben und erklärt sich zum Kämpfer für die Interessen der Arbeiter.

Deshalb freute es mich, daß Pat die Schecks einlöste - und besonders gefällt mir der historische Treppenwitz, daß Buchanan das kleine Experiment mit den Schecks 25 Jahre zuvor selbst erfunden hatte.

Im Jahr 1972 hatte er als Berater des Präsidenten Nixon den Vorschlag gemacht, den Kongreßabgeordneten Pete McCloskey, einen republikanischen Kriegsgegner, der gegen Nixon um die Präsidentschaft kandidierte, zu diffamieren. Er regte an, McCloskey Wahlkampfspenden von der »Gay Liberation und/oder den Black Panthers und/oder den Students for a Democratic Society (SDS)« zukommen und dies anschließend an die Presse durchsickern zu lassen (um McCloskey durch die Verbindung mit Homosexuellen, militanten Schwarzen und radikalen Studenten bei den republikanischen Wählern zu diffamieren). In einem vertraulichen Memorandum vom 15. Dezember 1971 schrieb er dazu an H. R. Haldeman, den Stabschef im Weißen Haus:

Und wenn der Scheck eingelöst [wird, könnten] die Wähler in New Hampshire auf diese Tatsache aufmerksam gemacht

werden... sie werden vielleicht skeptisch wegen der Quelle der Spenden... sein. [Unsere Aufgabe ist es] McCloskey als Werkzeug der Demokraten hinzustellen und seine Glaubwürdigkeit als echter Republikaner zu zerstören.

Buchanan drängte darauf, etwas zu finden, das McCloskey mit »Geld aus der Friedensbewegung oder Geld von New Yorker Juden oder von kalifornischen Geldsäcken« in Verbindung bringen könnte. Das zitierte Memorandum findet sich im US-amerikanischen Nationalarchiv in der Akte Buchanan bei den Papieren aus Nixons Präsidentschaft.

Unseren Scheck von den Teufelsanbetern für Dole hat Pat noch nicht eingelöst.

Vielleicht kann er seine Seele doch noch retten.

THREE

»Wähle nicht - das macht sie nur noch dreister«

Vielleicht geht die Mehrheit der Amerikaner deshalb nicht mehr zu den Wahlen, weil die Bürger es satt haben, immer nur zwischen Kasperl und Seppel wählen zu dürfen. Die Auswahl ist doch wirklich erbärmlich, nicht wahr? Wenn ihr in ein Restaurant geht und der Kellner sagt: »Tut uns leid, aber wir haben nur noch Hüttenkäse und Knabberstangen auf der Speisekarte«, würdet ihr das Lokal bestimmt verlassen, und niemand würde euch deshalb für verrückt oder faul oder apathisch oder für nicht hungrig halten. Und nun stellt euch vor, daß es am Ort kein anderes Restaurant gibt und ihr sonst nirgends etwas zu essen bekommt. Ihr würdet euch verzweifelt nach einem Lokal sehnen, wo es das gibt, was ihr haben wollt.

Unser politisches System in den USA ist wie das Restaurant mit den zwei kärglichen Speisen. Die meisten Bürger hätten durchaus Appetit auf politische Mitbestimmung, aber sie gehen nicht zur Wahl, weil nur noch Abfall auf der Speisekarte steht. Weil es nahezu unmöglich ist, daß sich eine dritte Partei bei Wahlen durchsetzt und ein angemessenes Medienecho bekommt, hat der Wähler immer nur die Wahl zwischen zwei miesen Mahlzeiten. Wenn er trotzdem wählen geht, hat er danach stets ein leeres Gefühl im Magen. Wer würde heute noch stolz die Wahlkabine betreten und dabei denken: Ich kann es gar nicht erwarten, meine Stimme diesen großartigen, visionären Politikern und Politikerinnen zu geben!

Nein. Jahr für Jahr schleppen wir uns in eine miefige Turnhalle und wählen nicht mehr das kleinere von zwei Übeln,

sondern *wir wählen zwischen zwei Übeln.*

Mein Freund Al hat mir erzählt, daß er sich an folgenden Grundsatz hält: »Wähle nicht - das macht sie nur noch dreister.« Wie oft hat der Kandidat oder die Kandidatin, für den ihr gestimmt habt, schon eine Kehrtwendung vollzogen und genau das Gegenteil von dem gemacht, was er oder sie versprochen hatte? Die Konservativen stimmten für Nixon, und dann machte er eine Kehrtwendung und bescherte ihnen die Affirmative Action (die Bevorzugung zuvor benachteiligter Gruppen, etwa bei der Vergabe von Arbeits- oder Studienplätzen). Die Linksliberalen stimmten für Clinton, und kaum war er Präsident, begann er die Affirmative Action abzuschaffen. Es gibt noch 1001 weitere Beispiele für dieses Verhalten unserer Politiker. Die Wendehälse sind so häufig, daß dies vermutlich der Grund dafür ist, warum die meisten von euch nicht mehr zur Wahl gehen.

Inzwischen sind alle Löhne eingefroren, keiner von uns kommt mehr vor 20.00 Uhr von der Arbeit nach Hause, wir beten, daß wir nicht krank werden, weil wir uns das Kranksein nicht mehr leisten können, und wir haben gerade wieder 30 Dollar Strafgebühren gezahlt, weil wir nicht genug Geld für die Telefonrechnung auf dem Konto hatten.

Es muß etwas Besseres geben, als jedes Jahr zwei langweilige Parteitage, die schleimigen Werbespots der Parteien und die immer gleichen öden Debatten der League of Women Voters im Fernsehen über sich ergehen zu lassen. All diese kostbare Sendezeit ist einer Aktivität gewidmet, an der über 100 Millionen Amerikaner *nicht einmal teilnehmen!* In diesem Land gehen mehr Leute zu Pferde-, Hunde- und Autorennen als zum Wählen. Warum dürfen wir in der besten Sendezeit nicht ein Rudel Windhunde sehen, das einen kleinen Hasen aus Plastik eine Rennstrecke entlangjagt? Ich habe noch nie erlebt, daß der auf Kandidatenduelle spezialisierte Fernsehmoderator David Brinkley in Churchill Downs ein Galopprennen kommentiert

hätte. Warum eigentlich nicht? Das ist es doch, was Amerika wirklich will!

Da kommt mir eine Idee. Wenn die Politiker wirklich mehr Leute für die Wahlen interessieren wollen, sollten sie vielleicht an einigen wirklichen Wettkämpfen teilnehmen müssen - verschiedene Wettbewerbe, bei denen sie viel besser zeigen könnten, aus welchem Holz sie geschnitzt sind, als wenn sie die albernen Fragen des CNN-Moderators Bernard Shaw beantworten. Stellt euch vor, wir ersetzen die Vorwahlen und die allgemeine Wahl durch Präsidentschaftswettkämpfe. Alle würden sie spannend finden und den Wahlkampf begeistert verfolgen.

Schaffen wir doch diese sinnlosen Wahlen ab und ersetzen sie durch echte Wettkämpfe zwischen den Kandidaten, bei denen es klare Sieger und Verlierer gibt. Alle folgenden Wettkämpfe, die ich statt der nächsten Präsidentschaftswahl vorschlage, wären um Klassen besser als die Show, die uns heute geboten wird.

Neue, verbesserte Wege, einen Präsidenten zu küren

1. Rennen mit Monster-Trucks. Die beiden Präsidentschaftskandidaten treten in diesen Autos mit den riesigen Rädern gegeneinander an. Stellt euch vor, wie viele Amerikaner die Glotze einschalten würden, wenn Dole hinter dem Steuer von »Bigfoot« und Clinton hinter dem von »King Kong« säße. Der Sieger wird Präsident. Ist ganz einfach und in ein paar Minuten erledigt.

2. Zauberwettkampf. David Copperfield legt beiden Kandidaten eine Zwangsjacke an, steckt sie in zwei verschlossene Kisten und wirft sie in die San Francisco Bay. Wer sich als erster befreit und es an die Wasseroberfläche schafft, kommt im Januar ins Oval Office. Der Verlierer bekommt ein Staatsbegräbnis erster Klasse auf dem

Nationalfriedhof in Arlington, komplett mit ewiger Flamme und 21 Schuß Salut.

3. SAT. Beide Kandidaten werden in einen Raum mit lauter Schülern gesetzt und müssen die Zulassungsprüfung fürs College noch einmal machen. Wer bei der amerikanischen Variante der Pisa-Studie das bessere Ergebnis schafft, kriegt am 20. Januar (bei seiner Vereidigung) »Hail to the Chief« vorgespielt. Der Verlierer muß sich beim Alphabetisierungskurs »Hooked on Phonics« anmelden und darf mindestens sechs Jahre lang nicht mehr für ein öffentliches Amt kandidieren.

4. Frauenemanzipation. Beide Kandidaten benennen eine Frau als Vizepräsidentenskandidatin. Der Wahlsieger muß sich erschießen. Dies ist eigentlich kein Wettkampf, sondern eine Feststellung. Offensichtlich muß zuerst ein Mann erschossen werden, damit eine Frau Präsidentin werden kann.

5. Amerikanische Gladiatoren. Clinton und Dole versuchen einander an einer mit Klettstoff bezogenen Kletterwand aus Gummi zum Absturz zu bringen. Welches andere Land hätte eine solche Attraktion zu bieten?

6. Prost. Jeder Kandidat muß an der Bar 20 Gläser Tequila trinken (mit oder ohne Wurm). Wer es als erster schafft, das letzte Schnapsglas auf der Nase zu balancieren und dabei die Bill of Rights herzusagen, hat gewonnen.

7. Auftrieb der Stiere. Bill und Bob reisen nach Pamplona und rennen beim Auftrieb der Stiere mit. Wer als erster mit heilen Gliedmaßen über die Ziellinie kommt, ist der neue Präsident. Kann vom Verband der Rindfleischproduzenten in den USA gesponsert werden.

8. Harte Männer. Kick-Boxen mit allen Mitteln. Kampf bis zum Tod. Das Publikum wird gebeten, nicht mit Gebrüll die Niederlage beider Kandidaten zu fordern.

9. Anschlag aus dem fahrenden Auto. Die Kandidaten fahren jeweils mit einem schweren Wagen am Hauptquartier

ihres Gegners vorbei und nehmen es mit einer Maschinenpistole unter Feuer. Sieger ist, wer die meisten gegnerischen Mitarbeiter niedermäht.

10. Radiowettbewerb. Clinton und Dole müssen an den morgendlichen Hörerwunsch-Sendungen sämtlicher lokaler Radiosender teilnehmen. Sie müssen nackt im Studio sitzen, jeweils die körperlichen Mängel ihres Rivalen schildern und spaßige Anrufe bei Mädchen machen, die in der Highschool nicht mit ihnen gehen wollten. In allen Sendungen darf jeder zehnte Anrufer seine Wählerstimme abgeben. Am Ende der Tournee werden die Stimmen gezählt, und der Sieger wird Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Hört sich spaßig an, was? Ich wette, wenn man statt den Präsidentschaftswahlen einen der obigen Wettkämpfe durchführte, würden sich mehr als die üblichen 40 bis 50 Prozent der Amerikaner dafür interessieren. Also sparen wir uns doch den Wahlkampf, bringen keine Anzeigen mit persönlichen Angriffen mehr und belegen vor allem nicht mehr die günstige Sendezeit vor den »Simpsons« mit einer Debatte, in der zwei Weiße in blauen Anzügen so tun, als seien sie Feinde, obwohl sie in Wirklichkeit in fast allen Bereichen genau derselben Meinung sind.

FOUR

Demokrat oder Republikaner? Kennt ihr den Unterschied?

Sie nennen sich Demokraten und Republikaner. Aber ihr wißt es besser. In Wirklichkeit sind sie zwei Seiten der gleichen Medaille!

Sie tun das gleiche, sie haben den gleichen Gang und manchmal sagen sie sogar das gleiche. Es haut einen wirklich um: Unsere zwei Parteien sind praktisch identisch. Es gibt nur noch Republikanten! Stolze Förderer unseres Einparteiensystems, bei dem *ihr* nicht mehr mitmacht, weil... was hätte es noch für einen Zweck? Und so sehr sie sich auch bemühen, sich verschieden anzuhören, sie klingen einfach gleich.

Seid ihr ein bißchen verwirrt? Dann macht mit beim Republikanten-Quiz. Trennt die Blender von den Betrügern! Spitzt eure Bleistifte, und los geht's!

Teil I: Multiple Choice

Wer sagte folgende Sätze - ein Demokrat oder ein Republikaner?

1. »Ich bin immer für das freiwillige Schulgebet gewesen. [...] Wir können unser Land nicht erneuern, wenn nicht mehr von uns - ich meine, wir alle - bereit sind, in eine Kirche einzutreten.«

- A. Pfarrer Jerry Falwell, Republikaner
- B. Bill Clinton, Demokrat
- C. Oliver Norm, Republikaner
- D. Pfarrer Jesse Jackson, Demokrat

Antwort: B - Bill Clinton, Demokrat, auf einer Pressekonferenz in Indonesien im November 1994 und in seiner Rede zur Lage der Nation im gleichen Jahr.

2. »Wir haben den Punkt erreicht, an dem wir Disziplin und ein Gesetz zum Ausgleich des Staatshaushalts benötigen.«

- A. Ronald Reagan, Republikaner
- B. George Bush, Republikaner
- C. Senator Robert Dole, Republikaner
- D. Senator Paul Simon, Demokrat

Antwort: D - Senator Paul Simon, Demokrat, in einer Presseerklärung vom 23. Februar 1995, in der er Senator Tom Harkins (Demokrat, Iowa) Entscheidung lobte, für ein Gesetz zum Ausgleich des Staatshaushalts zu stimmen.

3. »Entertainer haben in einer freien Gesellschaft das Recht, die außergewöhnlichsten und bizarrsten Dinge zu tun. Das nennt man ›Redefreiheit‹.«

- A. Newt Gingrich, Republikaner
- B. Tom Hayden, Demokrat C. Pat Robertson, Republikaner D. Jerry Brown, Demokrat

Antwort: A - Der Republikaner Newt Gingrich bei einem Frühstück mit Journalisten im Januar 1995.

4. »Nehmen Sie an Baumpflanzprojekten teil. Besuchen Sie Veranstaltungen der Umweltbewegung beispielsweise am Tag der Erde oder am Tag des Baumes. Adoptieren Sie eine Straße, einen Fußweg oder einen Fahrradweg. Werden Sie bei lokalen Umweltschutzgruppen und Umweltbehörden aktiv. Starten Sie ein Recycling-Projekt. Verteilen Sie Baumsetzlinge.«

A. Al Gore, Demokrat

B. Fleetwood Mac, Demokraten (Popgruppe)

C. Lady Bird Johnson, Demokratin (Frau des Ex-Präsidenten Lyndon B. Johnson)

D. Positionspapier der Fraktionsversammlung der Republikaner im Repräsentantenhaus

Antwort: D - Die Fraktionsversammlung der Republikaner.

5. »Es gibt keine Krise der Gesundheitsversorgung in Amerika.«

A. Senator Daniel Patrick Moynihan, Demokrat

B. Senator Robert Dole, Republikaner

C. Der 93jährige Senator Strom Thurmond, Republikaner

D. Dr. Jack Kevorkian, Sterbehelfer (Parteizugehörigkeit unbekannt)

Antwort: Unentschieden! A und B - Senator Moynihan, Demokrat, im Januar 1994 in »Meet the Press« und Senator Dole, Republikaner, im Dezember 1993 gegenüber Journalisten.

Teil II: Richtig oder falsch?

1. Unter Clinton machte die US-amerikanische Bundesregierung mehr Schulden als unter Reagan oder Bush. RICHTIG oder FALSCH?

Antwort: Falsch. Unter Reagan und Bush betrug das Defizit fünf Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). In Clintons ersten zwei Haushalten fiel es auf 2,5 Prozent des BIP.

2. Die kriegslüsternen Republikaner waren verantwortlich für den Korea- und den Vietnamkrieg. Die Demokraten sind die Friedenspartei. RICHTIG oder FALSCH?

Antwort: Falsch. Die Demokraten saßen im Weißen Haus, als die Vereinigten Staaten Soldaten nach Korea und Vietnam in den Krieg schickten. Gesamtzahl der amerikanischen Toten: 112 185. Erreichte Ziele: Keines.

3. Nach dem Urteil des Obersten Gerichtshofs im Fall Roe vs. Wade (mit dem Frauen das Recht auf Abtreibung zugebilligt wurde), wurde das erste Gesetz, das Abtreibungen wieder erschwerte, von den Demokraten erlassen. RICHTIG oder FALSCH?

Antwort: Richtig. 1977 unterzeichnete Jimmy Carter ein Gesetz, das (der staatlichen Hilfsorganisation) Medicaid die

Finanzierung von Abtreibungen bei bedürftigen Frauen verbot.

4. Unter Clinton ist die Verschuldung der US-amerikanischen Bundesregierung gewachsen. RICHTIG oder FALSCH?

Antwort: Falsch. In der Amtszeit von Bush und Reagan überstieg das Haushaltsdefizit fünf Mal die Summe von 300 Milliarden Dollar pro Jahr. Als Clinton zum Präsidenten gewählt wurde, betrug es 290 Milliarden Dollar. 1995 war es auf 163,8 Milliarden gesunken.

5. Vier von fünf demokratischen Senatorinnen stimmten 1995 für ein Sozialhilfegesetz der Republikaner - der erste Schritt zu einer radikalen sozialpolitischen Kehrtwende der Demokraten, die sich zuvor 60 Jahre lang für ein soziales Netz für Bedürftige eingesetzt hatten.

Antwort: Richtig. Die Senatorinnen Barbara Mikulski (Maryland), Dianne Feinstein (Kalifornien), Barbara Boxer (Kalifornien) und Patty Murray (Washington) stimmten für das Gesetz der Republikaner. Nur Senatorin Carol Moseley-Braun (Illinois) stimmte dagegen.

Teil III: Wer hat was gesagt?

Die Sprecher:

A. George Bush jr., Gouverneur von Texas, Republikaner

B. Senator Edward Kennedy aus Massachusetts, Demokrat

C. Newt Gingrich aus Georgia, Präsident des

Repräsentantenhauses, Republikaner

Ordnen Sie das Zitat dem richtigen Sprecher zu!

1. »[Wir] müssen den Mißbrauch der geltenden Immigrationsgesetze abstellen. Er gefährdet die Arbeitsplätze amerikanischer Arbeiter. Es geht um Hunderttausende guter Stellen, die für *amerikanische* Arbeiter verfügbar sein sollten!«

Antwort: B - Senator Edward Kennedy, Demokrat, auf einer Pressekonferenz am 12. Februar 1996.

2. »Wir sollten den Menschen, die als legale Einwanderer nach Amerika kommen wollen, so offen und begeistert wie eh und je gegenüberreten.«

Antwort: C - das Mitglied des Repräsentantenhauses Newt Gingrich in seinem Buch »To Renew America«.

3. »Wir lassen nicht zu, daß gegen Mexiko oder die Einwanderer gehetzt wird. Kandidaten, die gegen Einwanderer hetzen, wird das teuer zu stehen kommen.«

Antwort: A - Gouverneur Bush, Republikaner, in El Paso, Texas, 11. August 1995.

Teil IV: Wer ist euer Held?

Newt Gingrich und Bill Clinton hegen große Bewunderung für politische Führer aus der Vergangenheit. Welcher von den beiden sagte folgendes?

1. »Die größten Helden im Kampf für ein (rassisch)

integriertes Amerika im 20. Jahrhundert waren in der Demokratischen Partei. Tatsache ist, es war der liberale Flügel der Demokratischen Partei, der die Rassentrennung abschaffte. Tatsache ist, es war Franklin Roosevelt, der einem verzweiferten Volk wieder Hoffnung schenkte.«

A. Bill Clinton

B. Newt Gingrich

Antwort: B - Newt Gingrich, Republikaner, in der Rede nach seiner Wahl zum Präsidenten des Repräsentantenhauses, 5. Januar 1995.

2. »Ich war verblüfft angesichts der Schärfe von (Präsident Nixons) Analyse und der Klugheit seiner Vorschläge. Präsident Nixon war fest davon überzeugt, daß die Vereinigten Staaten nur dann innenpolitisch stark sein könnten, wenn sie im Ausland führten.«

A. Bill Clinton

B. Newt Gingrich

Antwort: A - Bill Clinton in einer Rede im Nixon Center for Peace and Freedom, März 1995.

3. »Ronald Reagan, dem wir heute abend alles Gute wünschen und der uns ermahnte weiterzumachen, bis der Endkampf gegen den Kommunismus gewonnen war.«

A. Bill Clinton

B. Newt Gingrich

Antwort: A - Bill Clinton in seiner Rede zur Lage der Nation von 1995.

4. »Ich will eine Regierung, die kleiner und weniger bürokratisch ist. Wir waren es, die die bisher kleinste Regierung in 30 Jahren gestellt und die meisten Vorschriften abgeschafft haben, nicht die andere Partei.«

A. Bill Clinton

B. Newt Gingrich

Antwort: Bill Clinton, Demokrat, im Gespräch mit Demokraten in Ohio, März 1996.

Teil V: Bonusfrage

Wer hat gesagt: »Wir wollten die Power Rangers hier. Sie sind beispielhaft für eine multiethnische Gruppe, in der Frauen und Männer gleichwichtige Rollen spielen.«

A. Michael Eisner (Chef des Disneykonzerns)

B. Big Bird (aus der Sesamstraße)

C. Hillary Clinton

D. Newt Gingrich

Antwort: Ja, ihr habt recht: D - Newt Gingrich, der Republikaner, bei einem Kinderfest auf dem Capitol Hill für die Kinder republikanischer Mitglieder des Repräsentantenhauses, Januar 1995.

Gratuliere! Ihr seid mit dem Quiz fertig. Wenn ihr weniger als 50 Prozent richtig beantwortet habt und am Wahltag nicht wählen geht, haben wir dafür Verständnis.

FIVE

Nicht auf der Mayflower? Dann verdufte!

»Ich glaube, Gott hat alle Menschen gut erschaffen. Aber wenn wir nächstes Jahr eine Million Einwanderer - sagen wir Zulus oder Engländer - aufnehmen müßten und sie nach Virginia stecken würden, welche Gruppe wäre wohl leichter zu assimilieren und würde dem Volk von Virginia weniger Probleme machen?«

Pat Buchanan

Es ist bestimmt reiner Zufall, daß ich schon immer davon geträumt habe, wie sich Pat Buchanan in eine Horde Zulus integriert. Deshalb: Genau, Pat! Es wäre klasse, wenn eine Million Zulus zu dir nach Virginia kämen. Im Gegensatz zu dir schlage ich für das ganze Land nämlich eine sehr einfache Einwanderungspolitik vor: Wir sollten alle hereinlassen außer selbstgerechten Heuchlern wie dir.

Wenn ihr Fans von Buchanan seid, packt ihr vielleicht besser auch gleich die Koffer. Vermutlich findet ihr dann auch die Ansicht nicht heuchlerisch, daß man keine Einwanderer mehr nach Amerika hereinlassen sollte, selbst wenn keiner von uns hier wäre, wenn sich seine Urgroßeltern nicht irgendwie eingeschlichen hätten. Außer den Afroamerikanern (die mit Gewalt hergebracht wurden) und den Indianern (die als erste herkamen) sind wir alle nur deshalb in den USA, weil unsere Ahnen eine verdammt riskante, trickreiche Arbeit leisteten und jede Menge Glück hatten.

Anstatt ihnen für diese Leistung - und für die Vorteile, die es

uns brachte - dankbar zu sein, wollen viele von euch nun andere ausschließen, die nach Amerika kommen wollen. Ihr seid genau die gleichen Dummbeutel geworden wie die Leute, die damals eure Familien nicht ins Land lassen wollten - und ihnen das Leben schwermachten, sobald sie im Land waren.

Die Einwanderer sind schon immer die Sündenböcke gewesen. Laut Pat Buchanan und seinesgleichen sind die illegalen Einwanderer an der Arbeitslosigkeit im Land schuld, sie saugen unser Sozialsystem aus, sie sind für die Zunahme der Kriminalität verantwortlich, und was am schlimmsten ist: Wenn sie reden, verstehen wir kein Wort.

In Wirklichkeit arbeiten Einwanderer häufig härter als alle anderen. Sie belasten das Sozialsystem nicht, weil viele von ihnen aus Angst vor der Ausweisung nicht einmal Sozialhilfe beantragen. Die Kriminalität nimmt in den USA seit 1991 kontinuierlich ab, obwohl die Zahl der illegalen Einwanderer jährlich um 300 000 gestiegen ist.

Diese »Illegalen« sind nur allzu bereit, Arbeiten zu erledigen, die wir anderen nicht machen wollen, dreckige Knochenarbeit: Sie arbeiten auf den Feldern oder räumen die Sauerei auf, die wir in unseren Hotelzimmern hinterlassen. Und was bekommen sie dafür? Wir beschweren uns empört, weil wir ihr gebrochenes Englisch nicht verstehen, wenn sie uns am Abholschalter von McDonald's bedienen. Vielleicht sollte Pat Buchanan auch dort arbeiten. *Dann wäre mit den Hamburgern, die wir bestellt haben, zum ersten Mal alles in Ordnung!*

Aber dazu hast du bestimmt keine Lust, Pat! *Dich* hat Gott für etwas Besseres auserwählt: für die beste Schule, den guten Job, das große Haus, eine fügsame Ehefrau und einen Logenplatz auch im Rest des Lebens. Du willst, *daß jemand anderes* hinter dir aufräumt, dein Geschirr spült und in deinem Bürogebäude den Kaugummi vom Boden kratzt.

Aber trotzdem - und damit sind wir an dem Punkt, den ich

nicht verstehe - trotzdem willst du die Leute nicht ins Land lassen, die diese Dreckarbeit für dich machen sollen. Also, da mußt du dich schon entscheiden. Wenn du darauf bestehst, daß alle, die in Amerika leben dürfen, hier geboren sein müssen, dann solltest du jetzt hinknien und selbst den angetrockneten Urin von deinem Toilettensitz entfernen.

Warum muß *ich* einem Mann wie *dir* Nachhilfeunterricht in Kapitalismus geben? Einwanderer, ob legal oder illegal, arbeiten hart für ihr Geld, und sie werden Verbraucher, und auf diese Weise *schaffen sie Arbeitsplätze*. Es kommt mir wirklich seltsam vor, daß die Rechten nicht sehen, wie sehr das ihrem widerwärtigen System nützt. Kapitalisten geht es gut, wenn sie Arbeiter ausbeuten und wer ließe sich besser ausbeuten als die Scharen illegal eingewanderter Mexikaner oder Chinesen?

Jahrelang war genau das unsere traurige und verabscheuungswürdige Politik. Die Einwanderungsbehörde »Immigration and Naturalization Service« drückte beide Augen zu und übersah all die Illegalen, weil wir billige Arbeitskräfte brauchten. Inzwischen aber haben wir das halbe Land gesundgeschrumpft und billige, einheimische Arbeitskräfte soviel wir wollen.

In den siebziger und achtziger Jahren war der Staat nur allzu gern bereit, Einwanderer aus Kuba oder dem früheren Südvietnam ins Land zu lassen. Warum? Weil diese Ausländer rabiate Antikommunisten waren und auf jeden Fall republikanisch wählten. Über eine halbe Million Kubaner wurden mit offenen Armen »als politische Flüchtlinge« empfangen, nachdem Castro an die Macht gekommen war. Und wie war das vor Castro? Nach den Akten der Einwanderungsbehörde durften in den vierziger Jahren ganze *drei* Kubaner als politische Flüchtlinge in die USA einreisen, und während der ganzen fünfziger Jahre, in denen der Diktator Batista Kuba mit eiserner Faust regierte, waren es *sechs*.

Im Gegensatz zu den Exilkubanern, die vor *Castro* flohen,

waren alle anderen Flüchtlinge - Schiffe voller Juden, die dem Holocaust zu entrinnen suchten, oder Bauern aus El Salvador, die vor den Todesschwadronen flohen - während des letzten halben Jahrhunderts in Amerika nicht willkommen. Gleichgültig, wie sehr diese Illegalen in ihrer Heimat - insbesondere unter politischer Unterdrückung - zu leiden hatten, die Fackel der Freiheitsstatue leuchtete nicht für sie.

Wenn ihr trotzdem noch dafür seid, daß wir die Tore geschlossen halten, will ich euch folgendes fragen: Woher nehmt ihr das Recht dazu? Wenn ihr keine amerikanischen Ureinwohner seid, dann habt ihr dazu kein Recht. Ihr gehört nicht hierher.

Weil ich in großzügiger Stimmung bin, will ich auch den verrückten Fanatikern, die auf der *Mayflower* vor religiöser Verfolgung flohen, ein spezielles Aufenthaltsrecht als Ehren-Ureinwohner einräumen. Ich habe hier tatsächlich eine Passagierliste aus dem Ladungsverzeichnis der *Mayflower*. Wenn eure Namen nicht draufstehen, solltet ihr euch fragen, wie zum Teufel ihr und die Euren hergekommen seid und mit welchem Recht ausgerechnet ihr bleiben dürft.

Die Passagiere der *Mayflower* (wie von Kapitän Christopher Jones A.D. 1620 aufgelistet)

ALDEN	COOPER	LANGMORE	SOULE
ALLERTON	CRACKSTON	LATHAM	STANDISH
BILLINGTON	DOTY	LESTER	STORY
BRADFORD	EATON	MARGESSON	THOMPSON
BREWSTER	ENGLISH	MARTIN	TILLEY
BRITERIDGE	FLETCHER	MINTER	TINKER
BROWNE	FÜLLER	MORE	TREVOR
BUTTON	GARDINER	MULLINS	TURNER
CARTER	GOODMAN	PRIEST	WARREN
CARVER	HOLBECK	PROWER	WHITE

CHILTON	HOOKE	RIGDALE	WILDER
CLARKE	HOPKINS	ROGERS	WILLIAMS
COOKE	HOWLAND	SAMPSON	WINSLOW

Nicht auf der Liste? Dann haltet die Klappe! Pat Buchanan, wenn du weiter auf die illegalen Einwanderer eindrischst, recherchiere ich, wie sich deine Vorfahren in die Vereinigten Staaten eingeschlichen haben. Warum wechselst du nicht lieber zu einem anderen, genauso heuchlerischen Thema?

Zurück zu der Liste - sieht ganz so aus, als ob *ich* draufstünde. Ich weiß, es fehlt ein »o« in »More«, aber das ging wahrscheinlich verloren, als meine irischen Vorfahren illegal in England einwanderten, bevor sie illegal in die USA einwanderten.

Meine Einwanderungspolitik ist einfach. An jedem Neujahrstag öffnen wir alle Schleusen, und die ersten 100 000 Menschen, die es irgendwie geschafft haben, ins Land zu kommen, dürfen bleiben. Die ersten 50 bekommen ein Tipper-Gore-T-Shirt (Frau des ehemaligen Vizepräsidenten und Präsidentschaftskandidaten). Wir stellen ihnen die notwendigen Dokumente aus und unterstützen sie bei ihren Bemühungen, amerikanische Staatsbürger zu werden. Also hört mal, wir haben doch wirklich jede Menge Platz hier. Seid ihr je durch Kansas gefahren? Mann, es scheint überhaupt kein Ende zu nehmen! Dort ist viel Raum für unsere neuen Amerikaner. Oder wie wär's mit dem Westen von Texas? Dort kann man eine Woche unterwegs sein, ohne daß man jemand zu Gesicht bekommt. Wir haben eine Menge Raum. Montana! Alaska! Das Geschäftsviertel von Detroit! Füllen wir den Raum mit Menschen, die im Gegensatz zu vielen von uns wirklich hier sein WOLLEN!

Wer die Ansicht vertritt, daß wir durch Einwanderer stärker unterwandert wären als sonst ein Land auf der Welt, dem möchte ich folgende Statistik entgegenhalten: 22,7 Prozent der

österreichischen Bevölkerung sind im Ausland geboren. In der Schweiz sind es 18,5 Prozent, in Kanada 18,5 Prozent. Dagegen stammen in den USA nur 8,5 Prozent der Bevölkerung aus einem fremden Land.

Um denen zu helfen, die nach Amerika kommen wollen, habe ich ein paar nützliche Tips aufgeschrieben, wie man sich geschickt ins Land schleichen kann. Vergeßt nicht, diese Tips auf eurer Reise mitzunehmen - und schaut gelegentlich bei mir in New York vorbei, dann gibt es Kaffee und Schmalzkringel und einen Schlüsselanhänger mit der Freiheitsstatue.

Wie man in die vereinigten Staaten kommt

1. Auf dem Luftweg. Warum geben wir eigentlich Millionen Dollar für die Patrouillen an der mexikanischen Grenze aus, wenn mehr als die Hälfte der illegalen Einwanderer per Flugzeug einreisen? Wenn du dich auf dem Luftweg einschleichen willst, denk dran, daß du nicht mehr die großen (und schwerbewachten) Flughäfen wie Kennedy (in New York) und LAX (in Los Angeles) benützen darfst. Heute haben alle Städte in den USA das Wort »international« in den Namen ihres Flughafens aufgenommen. Ja, es gibt einen Chattanooga International Airport, einen Reno International Airport und sogar einen »internationalen« Flughafen in Flint, Michigan. Viele Städte haben ihren eigenen Zoll am Flughafen, und dort arbeiten nicht gerade ihre wachsamsten Einwohner. Wenn du es dir leisten kannst, dann lande in einem dieser Orte, gib dich als Tourist oder Student aus und bleib einfach da!

2. Über Mexiko. Wenn du aus Mexiko kommst, halte dich von den Grenzübergängen fern, an denen sich Präsidentschaftskandidaten fotografieren lassen. An diesen Stellen wird viel Personal eingesetzt, um die Illusion einer

harten Haltung in der Einwanderungspolitik zu wecken. Versuche lieber, bei Brownsville über den Rio Grande zu kommen. Dort ist er bloß ein Entwässerungsgraben. In Los Ebanos in Texas gibt es eine kleine Fähre, die an einem Seil über den Fluß gezogen wird. Dort empfängt dich ein Typ von der Einwanderungsbehörde, der eigentlich lieber angeln gehen würde. Der winkt dich am Zoll einfach durch.

3. Über Kanada. Kanada ist ein prima Land, um in die USA einzuwandern. Wenn du aus Europa kommst, fliegst du nach Toronto oder Montreal, erklärst den freundlichen Leuten am Zoll, daß du die Niagarafälle besichtigen willst, und machst dich auf den Weg zur US-amerikanischen Grenze. Es gibt praktisch keine Grenzkontrollen zwischen Quebec und Vermont. Eine gute Stelle, um über die Grenze zu gehen, ist das Feld neben dem McDonald's an der Route 87 nach New York direkt an der Grenze zu Vermont. Überquere es, und schon bist du in Vermont (weniger Grenzpatrouillen als im Staat New York). Danach nimmst du den Interstate Highway 89 bis Ausfahrt 10 und fährst dann auf der Route 100 nach Norden bis Waterbury. Dort kannst du das Werk besichtigen, in dem Ben & Jerry's Eiskrem hergestellt wird. Führungen finden sieben Tage die Woche zwischen 9 und 17 Uhr statt. Laß dir bloß den Chocolate Chip Cookie Dough und den Cherry Garcia nicht entgehen!

Wenn du die Niagarafälle wirklich besichtigen willst, nimm die mittlere Brücke bei dem Strudel im Fluß. Dort sind die Einwanderungsbeamten ein bißchen lockerer. Sag auf jeden Fall, daß du in dem Supermarkt auf der anderen Seite shoppen willst, wo die ganzen Kanadier Zigaretten und Bier billig einkaufen. Wenn du willst, kannst du danach wieder nach Kanada zurückkehren und dort bleiben. Ich persönlich würde dir das empfehlen. Kanada hat die gleichen Vorzüge wie die USA, aber dort gibt es nicht 23 000 Morde pro Jahr, und die Leute sind nicht so belämmert. Bleib ganz ruhig, wenn du siehst, wie

ein Kanadier Essig über seine Pommes gießt - in Kanada ist die Gesundheitsversorgung kostenlos! Lern auf jeden Fall die Telefonnummer von Pizza *Pizza*, der landesweiten Pizzakette, auswendig. Wenn du einem kanadischen Zollbeamten die Nummer 967-11-11 aufsagen kannst, glaubt er, du seist Kanadier, und winkt dich durch.

Wenn du meinen Heimatstaat Michigan besuchen willst (den Staat, der auf der Karte wie ein Fausthandschuh aussieht), dann gehst du von Kanada aus am besten über die Bluewater Bridge in Port Huron. Ich habe angenehme Erinnerungen an diese Grenze, weil ich mich dort während des Vietnamkrieges bei einer Durchsuchung nackt ausziehen mußte. Aber mach dir keine Sorgen, sie lassen dich schon durch. Sie wollen nur einen kleinen Blick auf deinen göttlichen Körper werfen.

4. Auf dem Seeweg. Kennst du das Land, das unserer Südgrenze nach Mexiko am nächsten liegt? Richtig, die Insel Bimini ist nur knapp 80 Kilometer von der Küste Floridas entfernt. Sie ist durch die Bootsfahrt berühmt geworden, die (der Präsidentschaftskandidat) Gary Hart dort mit (seiner Geliebten) Donna Rice machte (was einen Skandal verursachte, der ihn die Kandidatur kostete). Nach Bimini kommt man sehr leicht rein und wieder raus. Angeblich kann man sich für saftige 950 Dollar von einem Boot an der Küste Floridas absetzen lassen (frag auf dem unteren Kai nach »Lou«). Oder du läßt dich für 156 Dollar plus Steuern von einem Wasserflugzeug nach Miami mitnehmen (leider werden dabei manchmal Papiere überprüft). Versuch aber ja nicht, mit dem Jet-Ski nach Florida zu kommen, spätestens 15 Kilometer vor der Küste ist der Benzintank leer.

5. Über Rußland. Es gibt einen einzigen Ort, über den du in die Vereinigten Staaten einreisen kannst, ohne je einen Grenzwächter zu sehen zu kriegen. Auf den Diomedeninseln in

der Beringstraße gibt es keine Einwanderungsbeamten. Im Winter ist das Meer eine einzige Eisfläche, und du kannst einfach von Rußland in die Vereinigten Staaten laufen. Das ist die perfekte Route, wenn du aus Asien kommst. Du reist einfach durch Sibirien nach Norden bis zur Großen Diomedeninsel. Dann springst du vorsichtig etwa vier Kilometer von Scholle zu Scholle über das Treibeis, bis du die Kleine Diomedeninsel erreicht hast, die zu den USA gehört. Dort empfangen dich freundliche Eskimos, halten dich warm und zeigen dir den Weg in die anderen 48 Bundesstaaten.

Okay, es gibt bei dieser Route auch ein paar Nachteile. Erstens ist es wirklich verdammt kalt, also zieh dich warm an. Manchmal toben da oben Stürme mit Windgeschwindigkeiten von 112 Kilometern, und die Sichtweite ist gleich null. Auch die Eisbären könnten vielleicht zum Problem werden. Sie sind groß und fies und fressen dich mit oder ohne Green Card, die amerikanische Arbeitserlaubnis. Ein großes Gewehr in deinem Gepäck könnte also ganz nützlich sein.

Diese russische Route ist wohl die schwierigste, aber denk an die symbolische Bedeutung, wenn du es schaffst. Es ist genau der gleiche Weg, den die ersten »Indianer« genommen haben, als sie von Asien nach Amerika kamen. Strenggenommen handelt es sich um den einzigen offiziellen, dauerhaften Zugang. Danach war es immer so, daß unsere Vorfahren irgendwo gelandet sind, wo sie nicht willkommen waren.

SIE WANDELN UNTER UNS

Folgende Personen sind nicht in den USA geboren. Sie kamen als Fremde in die Vereinigten Staaten. Kein Wunder, daß alles zum Teufel geht.

MADELEINE
(Tschechoslowakei)

ALBRIGHT,

Außenministerin

MARIO ANDRETTI, *Autorennfahrer* (Italien)

ANN-MARGRET, *Schauspielerin/Sängerin* (Schweden)

CLIVE BARNES, *Theaterkritiker* (England)

SAUL BELLOW, *Schriftsteller* (Kanada)

DAVID BYRNE, *Musiker, Talking Heads* (Schottland)

JOSÉ CANSECO, *Baseballstar* (Kuba)

LIZ CLAIBORNE, *Modeschöpferin* (Belgien)

GLORIA ESTEFAN, *Sängerin* (Kuba)

PATRICK EWING, *Basketballstar* (Jamaika)

MAX FRANKEL, *(ehemaliger) Chefredakteur der New York Times*, (Deutschland)

TERRY GEORGE, *Drehbuchautor, Im Namen Des Vaters* (Nordirland)

PETER JENNINGS, *Fernsehmoderator* (Kanada)

TED KOPPEL, *Moderator von »Nightline«* (England)

ANGELA LANSBURY, *Schauspielerin* (England)

YO-YO MA, *Cellist* (Frankreich)

PETER MAX, *Bildender Künstler* (Deutschland)

ZUBIN MEHTA, *Dirigent* (Indien)

MARTINA NAVRATILOVA, *Tennisstar*
(Tschechoslowakei)

MIKE NICHOLS, *Regisseur von Die Reifeprüfung und Ein
Paradies für schrille Vögel* (Deutschland)

HAKEEM OLAJUWON, *Basketballstar* (Nigeria)

FRANK OZ, *Puppenspieler und Filmregisseur* (England)

I. M. PEI, *Architekt* (China)

ITZHAK PERLMAN, *klassischer Musiker* (Israel)

SIDNEY POITIER, *Schauspieler* (Bahamas)

ANTHONY QUINN, *Schauspieler* (Mexiko)

CARLOS SANTANA, *Rockmusiker, Santana* (Mexiko)

GENERAL JOHN SHALIKASHVILI, *früherer Vorsitzender
des Vereinigten Generalstabs* (Polen)

GENE SIMMONS, *Rockmusiker, Kiss* (Israel)

ELIZABETH TAYLOR, *Schauspielerin* (England)

ALEX TROTMAN, *Vorstandsvorsitzender, Ford Motor
Company, machte mir einen Ölwechsel* (Schottland)

EDDIE VAN HALEN, *Rockmusiker, Van Halen*
(Niederlande)

ELIE WIESEL, *Schriftsteller* (Rumänien)

BILLY WILDER, *Regisseur von Manche mögen's heiß*
(Österreich)

NEIL YOUNG, *Rocklegende* (Kanada)

SIX

Fette Mamas auf Sozialhilfe

Ich hasse Mütter, die Sozialhilfe bekommen. Sie sind faul und träge und wollen dauernd was umsonst. Immer sollen andere für sie sorgen, statt daß sie endlich ihren Hintern hochkriegen und für sich selber sorgen. Immer halten sie die Hand auf. Immer rechnen sie mit einem Geschenk und damit, daß wir normalen, hart arbeitenden, anständigen Steuerzahler dafür geradestehen, wenn sie einen Fehler nach dem anderen machen. Wie lange lassen wir uns dieses Verhalten von Großunternehmen noch gefallen?

Jedes Jahr zocken die räuberischen Konzerne in den USA fast 170 Milliarden Dollar Bundessubventionen aus unseren Steuergeldern ab, um Dinge zu tun, die sie eigentlich selbst finanzieren müßten. (Bei diesen 170 Milliarden sind die Vergünstigungen noch nicht mitgerechnet, die sie von den Bundesstaaten und den Städten bekommen.) Jeder von uns zahlt jährlich 1388 Dollar Bundessozialhilfe für die Reichen!

Demgegenüber belaufen sich alle echten US-amerikanischen Sozialprogramme zusammengekommen - von der Hilfe für Familien mit abhängigen Kindern (Aid to families with Dependent Children AFDC) über das Mittagessen in der Schule bis zum Wohngeld - auf nur 50 Milliarden Dollar jährlich. Das sind pro Kopf 415 Dollar im Jahr - oder gerade mal 1,14 Dollar pro Tag für jeden von uns.

Warum also fällt uns bei dem Wort Sozialhilfe immer zuerst die alleinerziehende schwarze Mama ein, die mit einem halben Dutzend Kindern in der Innenstadt lebt? Diese Vorstellung ist nicht nur rassistisch, sondern schlichtweg falsch. Amtlichen

Statistiken zufolge ist die Mehrheit der Sozialhilfeempfänger weiß, lebt in einer Vorstadt, hat zwei Kinder, will arbeiten und bezieht im Durchschnitt nur zwei Jahre lang Sozialhilfe. Diese Leute haben schlicht Pech gehabt, aber sie verdienen unsere Achtung und alle Hilfe, die wir ihnen geben können.

Es ist leicht, uns gegen einen mythischen Haufen von »Schmarotzern« und »Betrügern« aufzuhetzen, die sich angeblich auf unsere Kosten einen flotten Lenz machen. Besonders in der heutigen Zeit, wo wir selbst nicht mehr wissen, ob wir die Raten für unser Haus noch bezahlen können, bedarf es offensichtlich keiner großen Überzeugungsarbeit, damit wir über die Pechvögel in unserer Gesellschaft herfallen.

Vielleicht sollten wir für unsere Wut lieber ein anderes Ziel suchen - zum Beispiel die Wall Street. Warum denken wir nie an Big Business, wenn wir an Sozialhilfeempfänger denken? Unternehmen streichen mehr von unseren Steuergeldern ein als Leute, die ihre Wohnung mit einem Kerosinofen zu heizen versuchen, und sie tun das aus viel fragwürdigeren Gründen.

Die Hilfe für abhängige *Konzerne* (ADC - Aid to Dependent Corporations) nimmt viele Formen an. Ein Gutteil sind direkte Barsubventionen. Andere Formen von ADC sind großzügige Steuererleichterungen und Steuerbefreiungen, in deren Genuß der Normalbürger nicht kommt. Weitere Sozialhilfe wird in Form von kostengünstigen oder kostenfreien staatlichen Gütern und Dienstleistungen ausgeschüttet. Und glaubt mir, die Konzernchefs müssen nicht jeden Monat Schlange stehen, um ranzigen Käse zu ergattern.

- 1,6 Millionen Dollar Bundesmittel gingen zwischen 1986 und 1994 an McDonald's, unter anderem, um dem Unternehmen bei der Vermarktung von Chicken McNuggets in Singapur zu helfen.

- Westinghouse darf seine Maschinen schneller abschreiben

als normale Sterbliche und sparte damit 1993 Steuern in Höhe von 215 Millionen Dollar, während die Firma gleichzeitig 24700 Arbeitsplätze vernichtete.

- Die Technik von Amoco, AT&T, Citicorp, DuPont, General Electric, General Motors und IBM wurde zwischen 1990 und 1994 mit 278 Millionen Dollar subventioniert, während dieselben Unternehmen insgesamt 339038 Arbeitsplätze abbauten und allein im Jahr 1994 insgesamt 25,2 Milliarden Dollar Gewinn machten.

- Exxon konnte von dem Schadenersatz, den es bezahlen mußte, weil die *Exxon Valdez* den Prince William Sound mit über 40000 Tonnen Öl verschmutzte, 300000 Dollar von der Steuer absetzen.

- Pillsbury erhielt 11 Millionen Dollar, um im Ausland für sein Teigmännchen Werbung zu machen.

- Dank spezieller Steuergesetze mußte die Schiffahrtsgesellschaft Royal Caribbean Cruise Lines zwischen 1989 und 1992 auf einen Gewinn von 158 Millionen Dollar *keinen Cent* Steuern zahlen.

- 42 der 500 größten Unternehmen der Welt bezahlten von 1981 bis 1985 keinerlei Einkommensteuer an den Bund, ab 1986 wurden sie gezwungen, eine minimale Steuer zu entrichten.

- In allen Staaten dieses Landes werden alle Städte gezwungen, Land zu erschließen, neue Straßen zu bauen, Flughäfen zu modernisieren, auf kommunale Steuern zu verzichten, neue Wasser- und Abwasserleitungen zu bauen und Tausende von Beschäftigten auszubilden. Dies alles nur, weil es, oft unter erpresserischem Druck, von Unternehmen gefordert wird, die Rekordgewinne machen und die genannten Arbeiten problemlos selbst bezahlen könnten.

Aber warum sollten sie es auch tun, solange sie Sozialhilfe bekommen? Ist doch in Ordnung, wenn wir Malocher diese

Geschenke bezahlen. Warum auch nicht! Wir sind Idioten, und die Konzerne und Politiker wissen es. Zum Teufel, wir haben Reagan wiedergewählt, als die amerikanischen Arbeiter gerade die schlimmste Ausplünderung aller Zeiten erlebten. Aber wir sagten nur: »Weiter so, zieht uns richtig über den Tisch!« Und das taten sie auch. Und wir haben den ganzen verdammten Raubzug bezahlt.

Die dreisteste Aktion dieser großindustriellen Schnorrer war ein von 91 Konzernchefs unterzeichneter, an den Präsidenten und den Kongreß gerichteter Brief vom 19. Dezember 1995, der in ganzseitigen Zeitungsanzeigen im ganzen Land veröffentlicht wurde. Die Unterzeichner forderten doch tatsächlich, daß Clinton *den Haushalt ausgleichen* sollte. Nach über einem Jahrzehnt der Reaganomics, in dem unser Haushaltsdefizit auf fast 300 Milliarden Dollar angestiegen war, und nach einer Zeit, in der die Unterzeichner auf Kosten der Millionen von ihnen selbst entlassenen Arbeiter reich geworden waren, nach alledem hatten sie die Stirn, einen ausgeglichenen Staatshaushalt zu verlangen! Clinton hätte ihnen noch am selben Abend in einer Fernsehrede mitteilen sollen, sie sollten sich zum Teufel scheren. Stellt euch vor, welchen Jubel das überall in Amerika ausgelöst hätte.

Daß diese Konzernchefs es wagten, einen ausgeglichenen Haushalt zu fordern, obwohl einer der Hauptgründe für das Defizit die 170 Milliarden Dollar Sozialhilfe waren, die *sie* bekamen, geht mir über den Verstand.

Ich glaube, es ist an der Zeit, das Wort Sozialhilfe neu zu definieren. Vergessen wir die hart arbeitende Mutter, die sich alle Mühe gibt, mit ein paar Dollar über die Runden zu kommen. Ihr geht es wahrhaftig schon schlecht genug, ohne daß wir ihr mit moralischen Platttheiten auf den Wecker fallen. Ich freue mich, daß ich 1,14 Dollar pro Tag für die Armen bezahlen darf. Ja, ich wäre gern bereit, das Doppelte zu zahlen, damit solche Leute ein Finanzpolster bekommen und einen Weg aus der

Armut finden. Ach was soll's, ich würde sogar dreimal soviel hinlegen!

Aber wenn ich herausfinde, daß jedes Jahr 1388 Dollar meines hart verdienten Geldes an Konzerne gehen, die Steuern hinterziehen, Arbeitsplätze ins Ausland verlagern, die Umwelt zerstören und obendrein Rekordgewinne einfahren - dann will ich diese Sozialhilfekönige zur Strecke bringen und ihnen sagen, daß in Amerika eine neue Zeit angebrochen ist: Rafft euch endlich auf und findet neue Möglichkeiten, Amerikaner zu beschäftigen, für saubere Luft und sauberes Wasser zu sorgen und euren gerechten Anteil der Steuern zu zahlen - oder wir stecken ein paar Konzernchefs und ihre Spezis in den Knast.

Um auf diesem Weg voranzukommen, will ich hier gerne meine Hitliste der schlimmsten Sozialhilfeempfängerinnen vorstellen, die Chiefs von den Konzernen, die am meisten Steuergelder aus dem Trog der Bundesregierung verschlingen. Lest die folgenden Geschichten sorgfältig, dann wißt ihr, wie diese Sozialhilfejunkies euer Geld abzocken. Und seid auf der Hut, wenn sie in eure Stadt kommen.

SOZIALHILFEMAMA NR. 1



Daniel M. Tellep, Chairman und CEO der Lockheed Martin Corporation

Lockheed Martin, der größte Rüstungskonzern in den Vereinigten Staaten, war schon immer Sozialhilfeempfänger. Der Waffen- und Flugzeughersteller ist von Regierungsaufträgen abhängig und wurde 1971 unter Nixon durch eine 250 Millionen Dollar schwere Kreditbürgschaft des Bundes vor dem Bankrott gerettet.

Im Jahr 1995 fusionierte Lockheed mit Martin Marietta und feuerte rund 30000 Beschäftigte. Die Bundesregierung belohnte die Spitzenmanager der beiden Unternehmen, indem sie Prämien in Höhe von 31 Millionen Dollar erstattete. Der Konzern bestreitet, daß die Zahlungen mit der Fusion in Zusammenhang standen, doch auf beträchtlichen Druck der Presse und einzelner Kongreßabgeordneter prüfte die Defense Contract Audit Agency (Kontrollbehörde für Rüstungsaufträge) die Ausgaben und kam zu dem Schluß, daß ein Anteil von vier Millionen Dollar an den Prämien »unvernünftig« war und nicht vom Staat hätte erstattet werden dürfen.

Im Jahr 1989 spendierte Martin Marietta seiner Belegschaft ein Konzert von Smokey Robinson und ließ die Regierung 263 000 Dollar dafür berappen. Eigentlich wollte der Konzern für eine ganze Reihe von Privatkonzerten unter anderem mit Barbara Mandrell, den Righteous Brothers, Gladys Knight, den Temptations, den Beach Boys, Stephanie Mills und den Ice Capades sogar 940 000 Dollar kassieren, zog jedoch diesen Sozialhilfeantrag nach erheblichen Protesten in der Öffentlichkeit zurück.

Das soll aber nicht heißen, daß Lockheed und Martin Marietta sich nicht weiter an unseren Steuergeldern gütlich getan hätten. An weiteren Sozialhilfeleistungen kassierten sie:

- eine Milliarde Dollar zur Deckung der Kosten für Fabrikschließungen und Standortwechsel;
- eine Vergütung in Höhe von 330 Millionen Dollar von der

Bundesregierung, weil sie General Electric eine Tochterfirma aus dem Rüstungsbereich abkauften;

- seit 1993 »Vergütungen für Exportverkäufe« in Höhe von 2594385 Dollar für Waffen, die sie an andere Länder verkauften (die Käufe wurden laut der unabhängigen Nationalen Kommission für Rüstungskonversion und Abrüstung ebenfalls zum Teil aus Steuergeldern subventioniert);

- 20 194 Dollar für die Golfbälle von Marietta-Managern;

- 7589 Dollar für die Weihnachtsparty im Büro von Oak Ridge in Tennessee;

- 417629 Dollar für Pflege und Betrieb konzerneigener Sportanlagen und weitere 4032 Dollar für Volleyballbetreuer, 8964 Dollar für Softballbetreuer und 4482 Dollar für Schiedsrichter bei betriebsinternen Spielen.

Die klassische Sozialhilfemama Lockheed Martin ist in verschiedenen Städten im ganzen Land zu finden - auch im Wahlbezirk von unserem Sozialhilfereformer Nr. 1: Newt Gingrich.

SOZIALHILFEMAMA NR. 2



Dwayne O. Andreas, Chairman und CEO von Archer Daniels Midland

Archer Daniels Midland (ADM) nennt sich selbst den

»Supermarkt für die Welt«. Wenn der Supermarkt für die Welt seine Sozialhilfe in Form von Lebensmittelmarken erhielte, würde seine Brieftasche so von Marken überquellen, daß jemand die lokale Sozialhilfepolizei rufen müßte.

Der Weltmarktpreis für Rohzucker liegt heute bei etwa 24 Cent pro Kilogramm. In den USA dagegen beträgt der Preis 48 Cent. Durch jahrelange gezielte Spenden an Politiker haben ADM und andere Zuckerhersteller es geschafft, den Import von Zucker zu verhindern. Aus diesem Grund kann ADM die Süßstoffe, die aus Maisstärke hergestellt werden, als »Zuckerersatz« verkaufen. Das Unternehmen hat einen stabilen Kundenstamm und erzielt hohe Preise für sein Produkt. Die Gewinne aus dem Verkauf von Süßstoffen und der Herstellung von Äthanol machen bei ADM fast die Hälfte des Jahresgewinns von 700 Millionen Dollar aus.

Als ob diese Importrestriktionen nicht genug wären, hat das Unternehmen den Kongreß überredet, ihm pro Liter Äthanol 14 Cent und pro Scheffel Mais zur Herstellung der Süßstoffe einen Dollar Sozialhilfe zu zahlen.

Was kostet diese Spendierfreudigkeit uns Verbraucher? Laut Tim Wiener, der den größten Teil dieser Informationen für einen Artikel in der *New York Times* recherchierte, müssen wir wegen der Sozialhilfe für die Zuckerhersteller jährlich über 3 Milliarden Dollar mehr für gesüßte Produkte bezahlen.

Warum erhielt die Sozialhilfeempfängerin ADM eine solche Vorzugsbehandlung auf dem Sozialamt namens amerikanischer Kongreß? Weil sie ihr eigenes Sozialhilfesystem für Politiker aufbaute. Bob Dole und seine Stiftung bekamen im Lauf der Jahre fast 470 000 Dollar von ADM - das Unternehmen ist sein viertgrößter Geldgeber! Und er hat sich seit 1993 mindestens 29 Mal den Privatjet des Konzerns ausgeliehen. Auch Newt Gingrich und seinem politischen Aktionskomitee GOPAC hat ADM 70000 Dollar gespendet.

Die Sozialhilfe kennt keine Parteien, und ADM kennt bei seinen Schmiergeldzahlungen keine ideologischen Beschränkungen. Die Demokraten erhielten 1993 155000 und 1994 100000 Dollar von der Familie Andreas. Außerdem trieb Andreas 1992 3,5 Millionen Dollar für Bill Clintons Wahlkampf auf. Zu diesem Zweck organisierte er ein kleines Fundraising-Dinner, bei dem er zusammen mit Clinton den Vorsitz führte. Im Jahr 1993 mußten Andreas und seine Frau ein Bußgeld von 8000 Dollar bezahlen, weil sie gegen Bundesgesetze zur Regulierung politischer Spenden verstoßen hatten.

Diese »Sozialhilfe für Politiker« ist für Dwayne Andreas seit den siebziger Jahren Routine, als er von der Anklage freigesprochen wurde, illegal 100000 Dollar für Hubert Humphreys Präsidentschaftswahlkampf von 1968 gespendet zu haben. Auch brachte er 1972 persönlich einen mit 1000 100-Dollar-Scheinen vollgestopften Umschlag ins Oval Office und übergab ihn Richard Nixon. Und bei einem der Einbrecher von Watergate wurde ein von Andreas signierter Scheck über 25 000 Dollar gefunden.

Zur Zeit wird gegen ADM wegen Preisabsprachen ermittelt, und gegen seine Topmanager läuft ein Verfahren wegen der Unterschlagung von 9 Millionen Dollar. Die Unterschlagung gehörte, wie die Ermittler vermuten, zu einem System, mit dem Einkünfte von Führungskräften zwecks Steuerhinterziehung ins Ausland verschoben wurden.

Sozialhilfemamas dieses Kalibers schrecken vor nichts zurück, damit sie weiter auf unsere Kosten leben können.

SOZIALHILFEMAMA NR. 3



Helmut Werner, der Vorstandsvorsitzende der Mercedes-Benz AG

Nichts regt uns Amerikaner mehr auf, als wenn sich Ausländer und Außerirdische in unser Land einschleichen und es aussaugen, indem sie von Sozialhilfe leben. Stimmt's?

Ein solcher ausländischer Sozialhilfeempfänger ist der deutsche Konzern **Mercedes-Benz**. Im Gegensatz zu den meisten anderen Schmarotzern, die unsere tapferen Grenzposten überlisten, hatten diese Deutschen ihre Ankunft doch tatsächlich vorher angekündigt. Und? Bereiteten die Beamten der Einwanderungsbehörde ihnen am Zoll einen heißen Empfang? Ganz im Gegenteil! Drei verschiedene Bundesstaaten empfangen die Ausländer mit offenen Armen und Koffern voller Geld, um sie zu überreden, sich in ihrem Staat niederzulassen und seinen Haushalt zu plündern. North Carolina, South Carolina und Alabama konnten es nicht erwarten, Mercedes-Benz als Sozialhilfeempfänger zu registrieren. Am Ende trug Alabama den Sieg davon.

Und was bekommt Mercedes nun? Investitionshilfen im Wert von 253 Millionen Dollar. Alabama und die Bundesregierung kaufen das Werksgelände und lassen es von der Nationalgarde roden. Anschließend baut der Staat Straßen, vergrößert den Industrieflughafen, erschließt das Grundstück, erlaubt den

zollfreien Import von Fahrzeugteilen, beglückt die Lieferanten des Werks mit Steuererleichterungen, stellt Einrichtungen für die Ausbildung der Manager und für die Englischkurse ihrer deutschen Familienangehörigen zur Verfügung, erwirbt 2500 Allradfahrzeuge des Konzerns zum Preis von 75 Millionen Dollar und benennt die Schnellstraße zwischen Birmingham und der Mississippi State Line in Mercedes-Benz-Highway um. All dies geschieht zu einem Zeitpunkt, da sich der Staat in allen Bereichen zu harten Sparmaßnahmen gezwungen sieht.

Vielleicht habe ich irgendeine Einweihung einer neuen Straße verpaßt, aber es ist bestimmt das erste Mal, daß ein amerikanischer Bundesstaat eine Straße nach einer Sozialhilfemama benennt.

Als Gegenleistung wird Mercedes in seinem Werk 1500 Arbeitsplätze am Fließband schaffen - und jeder hat den Staat 170 000 Dollar gekostet!

Vielleicht sollten wir mit den bedürftigen Ausländern mehr Mitleid haben. Schließlich hat Mercedes im Jahr 1995 nur 1,51 Milliarden Dollar Gewinn gemacht.

Daimler-Benz, der Mutterkonzern der Mercedes AG (und der größte Konzern Deutschlands), hat einen weiten Weg zurückgelegt, seit er Hitler half, seine Kriegsmaschinerie aufzubauen und dabei Zwangsarbeiter einsetzte, die aus den von Hitler eroberten Ländern stammten. Vielleicht werden seine heutigen Manager dank unserer Sozialhilfe zu mustergültigen Staatsbürgern.

Alabama über alles! [im Original dt.]

SOZIALHILFEMAMA NR. 4



Edward A. Brennan, President und CEO von Sears, Roebuck and Co.

Was passiert, wenn du nicht mit deinem Geld umgehen kannst und dein Konto hoffnungslos überziehst? Wenn du **Sears, Roebuck** bist, dann gehst du einfach zum Sozialamt und holst dir gegen eine Quittung das Geld von der Regierung.

Genau das tat Sears 1989. Das Unternehmen hatte seine einstmals großartigen Kaufhäuser durch schlechtes Management und Marketing heruntergewirtschaftet und verlor eine Menge Geld. Um seine Bilanz auszugleichen, beschloß es, seine Zentrale in Chicago zu verkaufen, den Sears Tower, damals das höchste Gebäude der Welt. Und dann ließ Sears die Bombe platzen. Es wollte seinen Firmensitz nach Texas oder North Carolina verlegen. Illinois würde 6000 Arbeitsplätze verlieren, wenn es nicht...

Wenn es nicht Sears zur »Sozialhilfekönigin des Tages« machen würde! Und genau das passierte auch. Dafür, daß Sears in Illinois blieb (aber aus Chicago in eine Vorstadt namens Hoffman Estates zog), bekam das Unternehmen 280 Millionen Dollar geschenkt. Darunter waren 178 Millionen Dollar kommunale Steuererleichterungen, 61,1 Millionen Dollar aus der Staatskasse von Illinois für die Erschließung des neuen Grundstücks (Straßen, Abwassersystem, Beleuchtung, alles umsonst) und 7 Millionen Dollar durch Rabatte bei der Umsatz- und Einkommensteuer.

Mit anderen Worten, der Konzern bekam eine brandneue Zentrale - ganz umsonst - auf Kosten der Steuerzahler.

Und wie zeigte Sears seine Dankbarkeit dafür, daß wir die Firma mühsam durch die Krise geschleppt hatten? Es entließ nur vier Jahre später 50000 Beschäftigte in den ganzen USA - davon 4900 in Illinois! So ist es eben mit diesen verdammten Sozialhilfjunkies - kein bißchen Dankbarkeit. Sie kassieren und kassieren und kassieren! Und wenn du einmal nicht hinsiehst - wumm! Dann legen sie dich um, als ob dein Leben keinen Wert hätte!

Oh diese Kultur der Gewalt, die durch unser Sozialsystem hervorgebracht wird!

SOZIALHILFEMAMA NR. 5



Art Modell, Besitzer und President der Football-Mannschaft Baltimore Ravens (früher Cleveland Browns)

Väter, die sich ihrer Unterhaltspflicht entziehen, sind ein großes Problem in unserer Gesellschaft. Sie verlassen über Nacht die Stadt und andere müssen für ihre Verpflichtungen aufkommen.

Die Liste der Besitzer von Mannschaften aus der National Football League, die durch die Fans in der einen Stadt reich wurden, nur um in einer anderen Stadt noch saftigere Weiden zu suchen, wird jedes Jahr länger. Im Jahr 1995 verlor Los Angeles

sowohl die Raiders als auch die Rams. Die Mannschaften zogen nach Oakland beziehungsweise St. Louis um. Gegen Ende desselben Jahres verkündete der Besitzer der Houston Oilers, er wolle nach Nashville umziehen, und Art Modell, Präsident der Cleveland Browns, informierte die Stadt, daß er mit seiner Mannschaft nach Baltimore wechseln werde.

Jahrelang hatte die Bevölkerung der Stadt Cleveland Art Modell und seine mittelmäßige Mannschaft unterstützt und bei fast jedem Heimspiel das triste, häßliche 80000-Mann-Stadion gefüllt. Die Mannschaft machte Gewinn. Aber wie wir gelernt haben, kann es nie genug Gewinn geben. Also verhandelte Modell heimlich mit Baltimore über die Verlegung der Browns.

Im Jahr 1984 war Baltimore kurioserweise selbst Opfer einer solchen Fahnenflucht geworden. Damals bestellte der Besitzer der Baltimore Colts mitten in der Nacht die Möbelwagen zum Memorial Stadium, lud alles ein, was die Colts besaßen, und ließ es nach Indianapolis fahren, wo die Baltimore Colts als Indianapolis Colts wiederauferstanden! In Baltimore hatten die Fans damals lautstark »Faul!« geschrien und dagegen protestiert, daß man ihnen ihre Mannschaft gestohlen hatte.

Nun jedoch, als die Herren ihrer Stadt strahlend mit Art Modell auf der Tribüne standen und verkündeten, daß er aus Cleveland in ihre Stadt gezogen war, vergaßen sie vermutlich, wie sie sich damals gefühlt hatten.

Und welche Sozialhilfe versprach die Stadt Art Modell für seinen Umzug? Ein brandneues, mietfreies Stadion, das nach seinen Wünschen für 200 Millionen Dollar aus Steuergeldern gebaut wird. Außerdem werden ihm 75 Millionen Dollar »Umzugskosten« erstattet, er bekommt eine Garantie für Einnahmen aus dem Verkauf von Saisonkarten in Höhe von weiteren 75 Millionen Dollar und weitere Millionen aus dem Verkauf von anderen Karten sowie von Konzessionen, Parkgebühren und Werbeeinkünften. Außerdem wird ihm die Vermögenssteuer erlassen, er bekommt 50 Prozent der Gewinne

aus anderen Veranstaltungen im Stadion (etwa Rockkonzerte oder Spiele von College-Mannschaften) und kassiert zusätzlich 10 Prozent »Managementgebühr«. Schließlich kann er das alte Memorial Stadium mietfrei nutzen und erhält alle Gewinne aus den dortigen Veranstaltungen, solange sein neues Stadion im Bau ist.

Die Stadt Cleveland kämpfte um die Rückkehr ihres verdufteten Mannschaftsvaters, und schließlich ließ dieser ihr eine frohe Botschaft verkünden: Die Stadt durfte den Namen »Browns« weiterhin führen, falls es ihr jemals gelingen sollte, eine neue Mannschaft zu verpflichten - und sie durfte Orange und Braun als Farben des Teams behalten!

Ich finde es rührend, wenn eine Sozialhilfemama oder ein unterhaltsflüchtiger Vater der Kommune, die ihnen in Zeiten der Not geholfen hat, auch mal was zurückgeben.

SEVEN

Müllabladen in Orange County

Ein Freund von mir sagt, daß alles Schlechte in den USA anscheinend immer aus Kalifornien kommt. Und er meint nicht Erdbeben, Feuersbrünste, Überschwemmungen und Krawalle. Seine Liste ist lang und eindrucksvoll:

- Richard Nixon,
- Ronald Reagan,
- John Wayne,
- alle wichtigen Rüstungsunternehmen,
- Disneyland,
- die [rechtsradikale] John Birch Society,
- der Abgeordnete Bob Dornan,
- die Anti-Einwanderer-Bewegung,
- Proposition 13 [1978 in Kalifornien per Volksabstimmung verabschiedetes Steuersenkungsgesetz],
- die [Eishockeymannschaft] Mighty Ducks,
- der Massenmörder Charles Manson.

Ich sagte meinem Freund, daß alles auf der Liste mit Ausnahme von Charles Manson noch eine weitere Gemeinsamkeit aufweist: Den Verwaltungsbezirk Orange County in Kalifornien, einen breiten, dichtbevölkerten Streifen Land zwischen Los Angeles und San Diego. Nixon wurde dort geboren, Reagan bekam dort 75 Prozent der Wählerstimmen, und wer auf dem John Wayne Airport in Orange County landet, wo der Schauspieler lebte und starb, wird dort von einer großen

Statue des »Duke« John Wayne begrüßt. Orange County wurde einmal die »spirituelle Basis« der amerikanischen Konservativen genannt - und jede verrückte, rechtslastige Idee, gegen die wir im Lauf der Jahre kämpfen mußten, hatte anscheinend dort ihren Ursprung. Den Kaliforniern ist das natürlich peinlich, und sie versuchen die Schuld für die Rechtsentwicklung unseres Landes oft auf die [militant spießigen] Rednecks im Süden oder auf die [christlichen Fundamentalisten] im Bible Belt oder in letzter Zeit auch auf die Milizen in Montana und Michigan zu schieben.

Die traurige Wahrheit ist jedoch, daß die republikanische Revolution in *groovy California* geboren wurde. Es ist kein Zufall, daß George Bush 1988 in Orange County mehr Stimmen pro Einwohner erhielt als in *irgendeinem anderen Verwaltungsbezirk* der Vereinigten Staaten.

Orange County ist außerdem eine der reichsten Regionen des Landes. Es erfreut sich wie die Countys Grosse Pointe, Westchester und Fairfax schon seit jeher einer besonders hohen Konzentration von gutbetuchten Bürgern.

Deshalb war es ein besonderer Schock für die meisten, als ausgerechnet Orange County am 6. Dezember 1994 den Bankrott erklären mußte. Warum geht einer der reichsten Verwaltungsbezirke in den USA *bankrott*? Offensichtlich hatte der Schatzmeister des Bezirks mit Zustimmung des Board of Supervisors auf Anraten der Investmentbank Merrill Lynch Unsummen von Steuergeldern in Derivaten angelegt. Das sind hochriskante Wertpapiere, deren Kurs von den Schwankungen der Zinssätze abhängig ist.

Laut dem *U.S. News & World Report* »hatte der Bezirksschatzmeister Robert Citron 12,5 Milliarden Dollar geliehen und das Geld in Derivate gesteckt - finanzwirtschaftliche Vereinbarungen, deren Wert von einem zugrundeliegenden Aktivposten, wie etwa einer Aktie, abgeleitet wird. Da jedoch die US-amerikanische Bundesbank in jenem

Jahr mehrfach die Zinsen erhöhte, geriet Orange County in die Zwickmühle: Es mußte für die aufgenommenen Kredite mehr bezahlen, als die auf Kreditbasis getätigten Investitionen einbrachten.« Diese Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben stürzte Orange County in die Katastrophe.

Wie die meisten von euch verstehe auch ich überhaupt nichts von Finanztransaktionen, wie ich sie gerade beschrieben habe, aber die Reichen verstehen derlei ganz genau. Das ist ja der Grund, warum sie reich sind. Beim Schatzmeister von Davenport hätten wir damit gerechnet, daß er eine so komplizierte Sache vermasselt, aber nicht beim Geldadel von Orange County. Ich finde es peinlich, daß der Rest der Welt nun sieht, wie dumm unsere Reichen in Wirklichkeit sind.

Aber so geht es schon seit 15 Jahren - unzählige dumme Reiche gehen große Risiken ein und machen viel Schotter. Okay, *so* dumm sind sie dann auch wieder nicht. Sie wurden alle stinkreich, während der Rest der Bevölkerung einen zweiten Job annehmen mußte, um seine Telefonrechnungen zu bezahlen.

Aber für Orange County rächten sich die riskanten Investitionen - und seine Bewohner verloren saftige 1,7 Milliarden von ihren Steuergeldern! Im Gegensatz zu uns sind die Reichen wirklich sauer, wenn sie so viel Geld verlieren. (Wenn wir unseren Arbeitsplatz und ein Einkommen von 30000 Dollar pro Jahr verlieren, werfen wir einfach mehr Psychopharmaka ein.)

Überall wurde nach Schuldigen gesucht. Der Schatzmeister und sein Assistent wurden angeklagt und verurteilt. Die Börsenaufsicht ermittelt immer noch gegen Merrill Lynch. Und die Finanzaufsicht von Orange County behauptet, sie habe von allem nichts gewußt.

Die Auswirkungen des Verlusts sind für Orange County verheerend. Der Haushalt wurde um fast die Hälfte gekürzt. Schulen können nicht renoviert werden oder müssen auf neue

Lehrbücher verzichten. Frauenhäuser wurden dichtgemacht. Geburtsvorbereitung, polizeiliche Dienstleistungen und andere staatliche Aufgaben wurden eingeschränkt oder ganz gestrichen. Die California Angels haben gedroht wegzuziehen, wenn keine Verbesserungen im Anaheim Stadium vorgenommen werden. Anbauten in Disneyland sind in Frage gestellt.

Okay, dann hatte die Pleite ja doch nicht nur schlimme Folgen. Man sollte meinen, daß eine solche Gruppe reicher, tatkräftiger, konservativer Steuer- und Sozialhilfekritiker dem Beispiel ihres Mitbürgers John Wayne folgen und sich an den eigenen Schnürsenkeln aus dem Sumpf ziehen würde.

Man sollte meinen, daß diese alteingesessenen Bürger von Orange County wenigstens ein bißchen persönliche Verantwortung für ihre eigenen Taten übernehmen und sich vielleicht sogar ein bißchen schämen würden, weil sie so viel Geld verloren hatten.

Aber weit gefehlt, meine Freunde!

Schneller als ihr »umsonst« sagen könnt, rannten die Herren von Orange County nach Sacramento und bettelten in der Hauptstadt ihres Staates um die rettende Finanzspritze. Plötzlich hielten sie Sozialhilfe für eine gute Idee. Auch nach Washington schickten sie einen Bettelbrief. So viele Reiche haben nicht mehr gemeinsam gejammert, seit die *Titanic* auf den Eisberg gelaufen ist.

Die Politiker in Sacramento waren verständlicherweise nicht sonderlich scharf darauf, sich für einen Verwaltungsbezirk einen Fuß rauszureißen, der sie stets zum Teufel geschickt hatte. Wie hätte das ausgesehen, wenn sie ausgerechnet ihren reichen Wählern in Orange County aus der Patsche geholfen hätten, obwohl gleichzeitig Millionen Kalifornier ohne eigene Schuld und Dummheit alles verloren hatten?

Das Parlament erklärte Orange County, daß die Wohltätigkeit im eigenen Haus beginnen müsse und sie im Geiste freiwilliger

Selbstbeteiligung eine Bezirkssteuer zur Bezahlung ihrer Schulden einführen sollten.

Also wurde in Orange County über eine Steuer abgestimmt. Schüchtern fragten die Führer des Verwaltungsbezirks ihre Bevölkerung, ob sie deren Umsatzsteuer um einen halben Penny erhöhen dürften. Das war alles - um einen halben Cent. Und wie reagierten die Wähler? Sie stimmten dagegen, mit einer Mehrheit von drei zu zwei! Sie meinten, daß *wir* - der Rest des Landes, an dessen Gesundschrumpfung sie sich so wacker beteiligt hatten - für den Schlamassel bezahlen sollten, den sie angerichtet hatten. Winselnd und jammernd wie ein Haufen Babys bestanden sie darauf, daß wir ihnen unsere sauer verdienten Dollar überreichten, damit sie weiter ihren gewohnten Lebensstil pflegen konnten.

Na ja, wenn man richtig darüber nachdenkt, warum sollten sie ihre Mercedesse, ihre Yachten und ihr Opernhaus aufgeben müssen? Sie hatten hart für ihren Luxus gearbeitet. Halb Amerika hatten sie dafür geplündert, warum sollten sie also nicht ihr Stück vom Kuchen haben und unseres noch dazu?

Ohne Orange County und seine rabiate antikommunistische Bewegung hätten wir vor dem sowjetischen Reich des Bösen nie so viel Angst gehabt, daß wir uns die Rüstungsindustrie geleistet hätten, die Orange County überhaupt erst reich gemacht hat.

Ohne Orange Countys Unterstützung für Ronald Reagan hätten wir nie erleben dürfen, daß unsere Reallöhne sanken, während die Einkommen in Orange County ins Unermeßliche stiegen.

Wenn die guten Leute in Orange County euch nicht erklärt hätten, daß ihr euch glücklich schätzen könnt, für den Minimallohn arbeiten zu dürfen, würdet ihr heute nicht die Steuern zahlen, die sie kassieren wollen!

Zum Glück hat die Regierung von Orange County eine brillante Idee ausgebrütet, wie Geld aufzutreiben ist. Sie will

ihre Müllkippen für die Nachbarbezirke öffnen. Andere Countys können ihren Müll jetzt nach Orange County fahren und dort abladen - gegen eine Gebühr. Die Müllkippen von Orange County nehmen zum Preis von bis zu 35 Dollar pro Tonne den Müll benachbarter Countys an. Wie eine Sprecherin der Müllentsorgungsbehörde von Orange County versichert, hofft der Bezirk auf diese Weise in den nächsten 20 Jahren jeweils 15 Millionen Dollar einzunehmen. Zu diesem Zweck müßte er allerdings täglich 5000 Tonnen Müll an Land ziehen. Das ist eine Menge Abfall, sogar für kalifornische Maßstäbe, und ich fürchte, Orange County wird sein Planziel nicht erreichen.

Also helfen wir ihm! Schickt *euren* Müll nach Orange County! Das ist ein schönes Gefühl (ah, Müllabladen in Orange County!), und ihr tut der Allgemeinheit einen Dienst, wenn ihr Orange County helft, seine 1,7 Milliarden Dollar Schulden abzahlen. Das sind umgekehrte Reaganomics in Aktion.

Also sammelt all eure leeren Cornflakes-Schachteln und Orangensaft Dosen, die Pizzaverpackungen von letzter Nacht und eure löchrigen Socken im Schlafzimmer und schickt sie an das private Müllabfuhrunternehmen, das einen Vertrag mit der Mülldeponie von Orange County hat:

Taormina Industries, Inc.

PO Box 309 Anaheim, CA92815

Taormina hat sich bereit erklärt, den Müll meiner Leser anzunehmen - vorausgesetzt, ihr schickt die Entsorgungsgebühr gleich mit. Damit euer Päckchen den Vorschriften der amerikanischen Post entspricht, müßt ihr aufpassen, daß es nicht zu sehr stinkt, nicht ausläuft und keine radioaktive Strahlung emittiert. *Grundsätzlich* ist es erlaubt, Müll zu verschicken. Aber verpackt ihn ordentlich und klebt genug Briefmarken drauf. Schreibt MÜLLPROJEKT ORANGE auf das Paket und

verseht es mit dem Hinweis »enthält wohltätigen Müll«. Vergeßt nicht, das Geld für die Entsorgung beizulegen: 35 Dollar pro Tonne oder zwei Cent pro Pfund plus ein paar Extradollar für das Handling.

Bedenkt immer, was ihr tut, dient dem Wohl des ganzen Landes. Die Menschen von Orange County haben uns so viel gegeben, da ist es nur gerecht, daß wir ihnen in der Stunde ihrer Not zu Hilfe eilen.

Euer früherer Präsident [Richard Nixon], der inzwischen in Yorba Linda, Orange County, seine ewige Ruhe gefunden hat, wäre bestimmt stolz auf euch.

EIGHT

Gestaltet die Rodney-King-Gedächtnis-Unruhen!

Jedes Jahr im April jähren sich die Unruhen, die 1992 in Los Angeles ausgebrochen sind. Seit diesen Ereignissen ist viel passiert, das die Beziehungen zwischen den Rassen in Los Angeles verbessert hat. Ein republikanischer Bürgermeister wurde gewählt, ein paar Tausend Weiße sind nach Arizona gezogen und das Geld, das gesammelt wurde, um das Stadtviertel South Central nach den Unruhen wieder aufzubauen, ist in ein Bauprojekt in Las Vegas geflossen. Die Arbeitslosigkeit ist auf 8,6 Prozent gestiegen. Und nach dem Freispruch von O. J. Simpson - in dem Prozeß wegen der Ermordung seiner weißen Ehefrau - konnten sich die Weißen endlich wieder entspannen und ein gutes Gewissen haben, obwohl sie die Schwarzen nicht mochten. Es war einfach zu *lästig*, diese Black-Power-Handshakes mit dem »Afro-Amerikaner« unten im Korridor auszutauschen und aufzupassen, wann man im Gespräch »Yo!« sagen mußte. Uns Weißen gefällt es eben, daß die »Guten« im Fernsehen immer weiß sind. Wie wir! Es ist einfach *bequemer* so.

Ach, Los Angeles! Genau wie das Wetter bleibt auch die Stadt immer gleich. Wenn du heutzutage in South Central wohnst, könntest du genausogut im Südjemen leben. Das weiße L.A. schießt auf dich, und heute hat es nicht mal mehr Angst, es zu zeigen. Fünf Jahre, nachdem die Polizisten von L.A. Rodney King zusammenschlugen und dabei gefilmt wurden, haben sie den Schock so gut verdaut, daß sie locker eine ganze Busladung Mexikaner niederknüppeln - selbst wenn sie *wissen*, daß es live im Fernsehen kommt.

»Hey Sergeant, da ist das Kamerateam von Channel 9.«

»Dann geht aus dem Bild [knüppel!], damit sie [knüppel!] all das schöne Blut draufkriegen, das dieser Latinosau [knüppel, knüppel!] aus dem Schädel spritzt!«

Angesichts des herannahenden Rodney-King-Jahrestags ist mir ganz weh ums Herz - und ich bin mir sicher, daß es vielen Schwarzen und Latinos in Los Angeles genauso geht. Deshalb habe ich einen tollen Vorschlag, wie die Bewohner von South Central dieses besondere Ereignis feiern könnten.

Ja, es ist Zeit für einen neuen Aufstand!

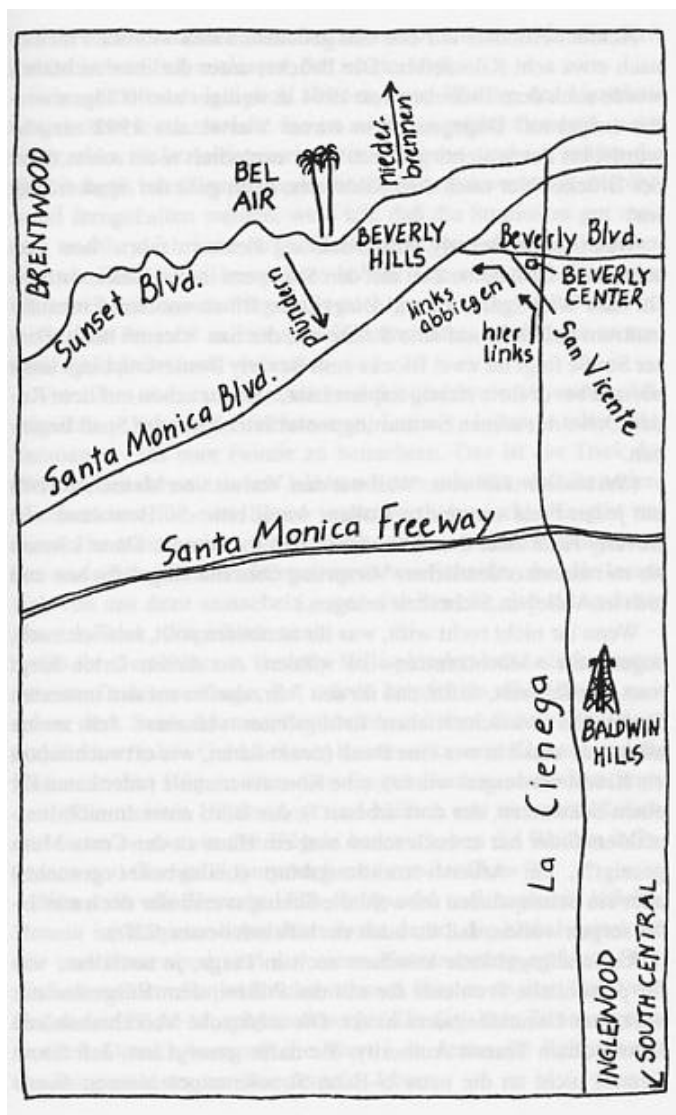
Aber brennt diesmal um Gottes Willen nicht euer *eigenes* Stadtviertel nieder! Das bringt doch nichts! Nichts macht den Rest von L.A. glücklicher, als wenn South Central, Compton oder Watts in Rauch aufgehen.

Wenn ihr eine Wut auf *The Man* habt, müßt ihr auch da hingehen, wo *The Man* ist. Diesmal müßt ihr Beverly Hills niederbrennen! Dann habt ihr wirklich mal ein Zeichen gesetzt. Und es ist ganz leicht.

Zunächst einmal haben diese reichen Idioten eine *mautfreie* Straße gebaut, die *direkt in ihre Stadtviertel* führt! Wie konnten sie bloß so dumm sein! Die Straße heißt La Cienaga (zu deutsch: »der Sumpf«) und erstreckt sich den ganzen Weg von Inglewood (unmittelbar westlich von South Central) bis Beverly Hills. Es gibt keine Mautgebühren und keine Kontrollstellen der Polizei, keine Gräben, keine Wälle, niemand verlangt einen Ausweis. Ohne Schuhe und ohne Hemd, keine Bedienung? Kein Problem! Folgt einfach der nützlichen Karte und ihr seid auf dem richtigen Weg.

Mit dem Auto dauert die Fahrt außerhalb der Stoßzeiten 20 bis 25 Minuten. Zu Fuß braucht ihr ein bißchen über drei Stunden. Nehmt ein Vesper und ein zweites Paar Socken mit. Es gibt keine öffentlichen WCs an der Strecke, also kann eine tragbare Toilette oder eine Schaufel nichts schaden.

Wenn ihr auf La Cienega Richtung Beverly Hills fahrt, kommt ihr an dem wunderschönen Ölfeld Baldwin Hills vorbei. Auch das Ölfeld ist nicht bewacht, also bedient euch, wenn ihr noch ein paar Liter Benzin braucht.



Achtet besonders auf den neu gebauten Santa Monica Freeway nach etwa acht Kilometern. Die Brücke, unter der ihr durchfahrt, wurde nach dem Erdbeben von 1994 in weniger als 90 Tagen wieder aufgebaut! Dagegen ist in eurem Viertel, das **1992** zerstört wurde, bis heute nichts passiert. Aber explodiert nicht schon unter der Brücke! Nur noch drei Kilometer, dann geht der Spaß richtig los!

Wenn ihr in Beverly Hills Richtung Zentrum fahrt, dann verschwendet bloß keine Zeit mit den Shoppern im Einkaufszentrum. Ihr habt Wichtigeres zu tun! Biegt einen Block vor dem Einkaufszentrum halblinks auf eine Straße ein, die San Vicente heißt. Dieser Straße folgt ihr zwei Blocks zum Beverly Boulevard, biegt links ab, und bevor ihr's richtig kapiert habt, seid ihr schon auf dem Rodeo Drive mit seinen Swimmingpools! Jetzt kann der Spaß beginnen.

(Besonderer Hinweis: Weil wir den Verlust von Menschenleben um jeden Preis vermeiden wollen, warnt bitte die Bewohner von Beverly Hills zwei Stunden vorher, daß ihr kommt. Dann können sie mit einem ordentlichen Vorsprung über die Hügel fliehen und sich im Valley in Sicherheit bringen.)

Wenn ihr nicht recht wißt, was ihr anzünden sollt, rate ich euch, sogenannte »Machtzentren« zu wählen. An diesen Orten sorgt man, wie ihr wißt, dafür, daß ihr seit Jahrzehnten auf den untersten Stufen der wirtschaftlichen Erfolgsleiter versauert. Ich meine alles, was aussieht wie eine Bank (denkt daran, wie oft euch schon ein Kredit verweigert wurde), eine Konzernzentrale (oder kennt ihr einen Schwarzen, der dort arbeitet?), das Büro eines Immobilienmaklers (oder hat er euch schon mal ein Haus an der Costa Mesa gezeigt?), ein Arbeitsvermittlungsbüro (Leiharbeiter gesucht!) oder ein Schnapsladen (obwohl die Schnapsverkäufer doch nur dafür sorgen wollen, daß ihr euch ein bißchen besser *fühlt*).

Regierungsgebäude kommen auch in Frage, je nachdem, was

für persönliche Probleme ihr mit der Polizei, dem Bürgermeister oder dem Gesundheitsamt hattet. Die städtische Verkehrsbehörde Metropolitan Transit Authority, die dafür gesorgt hat, daß South Central nicht an die neue U-Bahn-Strecke angeschlossen wurde und ihr zwei Stunden an der Bushaltestelle stehen müßt, die dürft ihr auf keinen Fall auslassen. Sie ist ein *Muß*.

Ich würde euch lediglich abraten, eure Wut an der Unterhaltungsindustrie auszutoben. Sie ist zwar das größte Gewerbe in der Stadt, aber sie ist leider auch mein Gewerbe, und ich müßte die Rechnungen bezahlen. Obwohl die meisten Schwarzen aus Hollywood ferngehalten werden, weiß ich, daß die Studios es gut meinen, und hey, ich habe tatsächlich gehört, wie sich die Burschen dort als linksliberal bezeichnet haben! Die meisten haben zwar bis jetzt noch keinen Finger für euch gerührt, aber nach dem Inferno, das ihr jetzt in Beverly Hills anrichtet, werden sie es tun, darauf könnt ihr euch verlassen.

Vor allem aber rate ich euch entschieden davon ab, andere Minoritäten - Koreaner, Vietnamesen, Latinos, Juden, Araber oder Samoaner - als eure Feinde zu betrachten. Das ist ein Trick der Weißen, mit dem sie es seit Jahrhunderten schaffen, daß ihr andere Minderheiten für euer Elend verantwortlich macht. Es gibt nur einen *The Man*, und ich weiß, daß ihr wißt, wer das ist. Die Koreaner und andere behandeln euch zwar wie Scheiße, aber sie lassen sich von uns dazu anstacheln - was nur beweist, daß sie auch auf unseren Trick reingefallen sind.

Ob ihr die Häuser in Beverly Hills plündert oder niederbrennt, ist eine Ermessensfrage. Ich würde empfehlen, die Häuser zwischen dem Santa Monica Boulevard und dem Sunset Boulevard zu plündern (altes Geld, bessere Kunstwerke zum Klauen) und die Häuser in den Hügeln über dem Sunset Boulevard niederzubrennen. (Die meisten Häuser dort sind häßlich und umweltschädlich, und wenn es oben in den Hügeln brennt, haben die Weißen in Pasadena und Orange County auch

was von der Show!)

Wenn ihr mit Beverly Hills fertig seid und noch ein bißchen Benzin im Kanister habt, dann denkt daran, die Nobelviertel Bel Air und Brentwood sind nur einen Katzensprung entfernt. Fahrt einfach auf dem Sunset Boulevard nach Westen an dem Hotel vorbei, wo sie Eddie Murphy in *Beverly Hills Cop* kein Zimmer geben wollten. Danach kommen die Viertel, in denen die Reagans und der Bürgermeister von Los Angeles leben.

Schließlich, nach einem langen und beglückenden Tag der Unruhen, fahrt ihr zurück nach South Central und organisiert euch. Droht damit, das nächste Mal Malibu platt zu machen, wenn ihr nicht die gleichen gutbezahlten Arbeitsplätze, die gleichen Wohnungen und die gleiche Gesundheitsversorgung bekommt wie die Weißen. Und fordert andere Filme, nicht immer nur die von den Wayans Brothers.

NINE

Heidenkinder

In der katholischen Grundschule ließen uns die Nonnen sogenannte »Heidenkinder« adoptieren. Für fünf Dollar im Jahr durfte ich ein kleines Kind in der Dritten Welt für mich beanspruchen. Das Baby wurde auf den Namen getauft, den ich ihm gab (damit der kleine Wilde nicht ewig in der Vorhölle schmoren mußte). Die fünf Dollar reichten, wie man uns sagte, fast aus, um das Kerlchen zu ernähren, bis es zu einem großen, starken und frommen Katholiken herangewachsen war.

In einem bestimmten Jahr, als Schwester Patricia Marie zum Beweis, daß unsere Heidenkinder jetzt von der Erbsünde erlöst worden seien, 100 Taufzeugnisse verteilte, blieb ein Kind übrig, für das sich keiner verantwortlich fühlte. Also hob ich die Hand und sagte, dieses Kind sei meines. Ich glaubte, je mehr Heiden ich unter meine Fittiche nähme, desto besser wären meine Chancen, dem ewigen Feuer in Satans Hölle zu entrinnen.

Vermutlich haben wir Amerikaner uns schon immer als ein großzügiges Volk gesehen, das den Bedürftigen Milliarden Dollar Entwicklungshilfe spendet.

Wenn die Bedürftigen nicht in Gary, Indiana, oder in den Appalachen wohnen. Oder in Jersey City. Dann werden wir nämlich hartherzig - wohlgemerkt, gegenüber unseren *eigenen* Leuten! Wir wollen ihnen rabiāt die komplette Sozialhilfe streichen und die Lebensmittelmarken und das Wohngeld. Wenn ihr in Michigan lebt, will der Gouverneur euch schon zwölf Wochen nach der Geburt eures Kindes wieder arbeiten lassen - oder es gibt keine Unterstützung. Und das, obwohl der Gouverneur auch ein Katholik ist.

So viel Haß auf unsere eigenen Armen mußte wahrscheinlich irgendwann auch auf unser Verhältnis zu den Heidenkindern in Übersee abfärben. Nach neuesten Umfragen meinen die meisten von uns - 80 Prozent -, daß wir den Rest der Welt auf unseren Schultern tragen. Deshalb hat es mich überrascht, als ich erfuhr, daß die Vereinigten Staaten von allen Industriestaaten *am wenigsten* Entwicklungshilfe pro Kopf ihrer Bevölkerung leisten.

Wie sich herausgestellt hat, ist Saudi-Arabien - ganz recht: Saudi-Arabien - bei humanitärer Hilfe das großzügigste Land der Welt, denn es leistet von seinem Bruttosozialprodukt (BSP) mehr für Entwicklungshilfe als jedes andere Land der Welt: fünf Milliarden Dollar pro Jahr. Nach Saudi-Arabien kommen Norwegen, Dänemark, Schweden und die Niederlande. Selbst Länder wie Portugal leisten doppelt soviel Entwicklungshilfe wie die Vereinigten Staaten. Nach den absoluten Ausgaben in Dollar liegt Japan auf dem ersten Platz.

Kurz, die USA geben weniger als ein halbes Prozent von ihrem 1,6-Billionen-Haushalt für Entwicklungshilfe aus. Aber seid nicht traurig, liebe Amerikaner! In der *Militärhilfe* für Entwicklungsländer steht ihr immer noch auf dem ersten Platz.

Vor einiger Zeit fand ich einen interessanten Artikel in der Zeitung, in dem es hieß, daß die Vereinigten Staaten »mehr und mehr einem Dritte-Welt-Land gleichen«. Aus diesem Grund habe der amerikanische Entwicklungsdienst USAID erstmals beschlossen, *innerhalb* der USA Hilfe zu leisten. Die U.S. Agency for International Development wurde gegründet, um den Armen in den Entwicklungsländern zu helfen. Jetzt hat der Dienst auch die USA auf seine Liste der Entwicklungsländer gesetzt, ein schreckliches Geständnis unserer Regierung, daß sich die Lage in der Heimat ziemlich katastrophal entwickelt hat. Möglich, daß wir bald Besuch von Sally Struthers bekommen, der Schauspielerin, die sonst in der Dritten Welt die Spenden für hungernde Kinder verteilt.

Natürlich ist das für viele von uns nichts Neues, vor allem nicht für jene, die in den letzten 20 Jahren an Orten wie Flint gelebt haben. Viele, die *Roger & Me* sahen, verstanden nicht, warum der Film die Szene mit der Frau enthält, die ihren Lebensunterhalt mit der Aufzucht - und dem Töten - von Kaninchen verdient. Ich wollte, daß sich der Zuschauer fragt: »Ist das die Dritte Welt, oder ist das die Stadt mit dem Muttersitz des reichsten Konzerns der Welt?«

Diese Erkenntnis, daß es in den Vereinigten Staaten Orte gibt, denen es vielleicht schlechter geht als der Dritten Welt, mag für viele ein Schock sein, aber sie ist heute nur allzu wahr.

Nehmen wir Baltimore in Maryland. Weil nur 56 Prozent der Kinder in Baltimore geimpft waren, ersuchte der Bürgermeister USAID um Hilfe. In der Folge organisierte USAID für neun städtische Gesundheitsbeamte Reisen nach Kenia und Jamaika, damit sie dort lernten, wie es diese Staaten geschafft hatten, fast 100 Prozent ihrer Bevölkerung zu impfen. Nach ihrer Rückkehr wandten die Beamten in Baltimore an, was sie in der Dritten Welt gelernt hatten, und es gelang ihnen, 96 Prozent der Kinder in ihrem Verantwortungsbereich gegen Infektionskrankheiten zu impfen.

USAID hilft auch beim sozialen Wohnungsbau in Washington D.C. und berät bei der Armutsbekämpfung in Boston, Seattle und anderen US-amerikanischen Städten.

Das gab mir zu denken. Wenn unsere Regierung ebenfalls zu der Ansicht gelangt, daß die Zustände in unseren Innenstädten ähnlich sind wie in Ländern der Dritten Welt, dann könnten diese Städte vielleicht aus dem Ausland Entwicklungshilfe bekommen, also nicht nur von Washington, sondern auch von den vielen Staaten auf der ganzen Welt, die Entwicklungshilfe leisten. Wenn Kanada und Österreich und Irland jedes Jahr Millionen an die Dritte Welt spenden, sollten sie uns vielleicht auch ein bißchen was abgeben!

Norwegen leistet gemessen an seinem BSP mit über einer Milliarde Dollar die höchste Entwicklungshilfe aller Industrieländer. Die Niederlande leisten über zwei Milliarden.

Ob diese großzügigen Völker uns wohl ein bißchen unter die Arme greifen könnten, auch wenn unsere eigenen Konzerne und unsere eigene Regierung uns im Stich gelassen haben? Es gibt so viele Orte hier in den Vereinigten Staaten, die Hilfe brauchen könnten.

Ich rief eine Menge Regierungen an, die viel Entwicklungshilfe leisten. Das erste Land war Norwegen. Svein Andreassen, der zuständige Regierungsbeamte, reagierte etwas verwirrt auf meine Anfrage.

»Es wäre sehr seltsam, wenn Norwegen den Vereinigten Staaten Hilfe leisten würde«, sagte er. »Wir können nichts tun, das nach einer Einmischung in die Angelegenheiten der US-amerikanischen Regierung aussehen würde. Prinzipiell haben wir Mitleid mit diesen Leuten, wie Sie unseren Publikationen entnehmen können.«

Als nächstes versuchte ich es mit Japan, das in absoluten Zahlen die höchste Entwicklungshilfe leistet. Doch der zuständige Mann in der Botschaft sagte, daß die Anfrage »von Ihrer Regierung kommen muß. Wir schicken an viele Länder Geld. Ihr Land bekommt auf andere Arten Geld von Japan.«

Die Person, die ich in der saudi-arabischen Botschaft ans Telefon bekam, zeigte echtes Interesse und bat mich, meinen Antrag auf Entwicklungshilfe an »Prinz Pandar« zu fixen. Der Mann am Telefon bat mich, aus Respekt vor dem Islam, alle Kommunen aus dem Antrag zu streichen, die »ein Spielkasino betreiben«. Ich versprach es und faxte folgenden Brief:

Lieber Prinz Pandar, beiliegend mein an Ihre Regierung gerichteter Antrag auf Entwicklungshilfe für die im Stich gelassenen Bürger meines Landes. Viele Menschen hier sind

extrem arm und haben keine angemessene medizinische Versorgung. Dank der großzügigen Ärzte aus der Dritten Welt, die in den USA arbeiten, haben wir die Hoffnung noch nicht verloren. Unglücklicherweise jedoch ist unsere Regierung sehr um den Ausgleich des Staatshaushalts bemüht und kümmert sich nicht mehr um die Bedürfnisse ihrer Bürger. Ich weiß, es klingt verrückt - das reichste Land der Welt und so -, aber so sind wir Amerikaner eben! Ein total verrückter Haufen!

Vielen Dank, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehmen durfte. Ein Scheck über 50 000 Dollar würde schon viel helfen.

Hochachtungsvoll

A handwritten signature in black ink that reads "Michael Moore". The script is fluid and cursive, with the first name and last name clearly distinguishable.

Ihr Michael Moore, Amerikaner

Ich habe eine Liste mit den 1000 dringendsten Fällen in den USA zusammengestellt. Mein Verleger weigerte sich aus Platzgründen, die ganze Liste abzudrucken, also stelle ich unten nur ein paar besonders spektakuläre Fälle vor.

Wenn Sie der Regierungschef eines fremden Landes sind und uns ein bißchen Hilfe schicken wollen, dann fügen Sie bitte die Nummern der folgenden, besonders dringlichen Fälle bei, wenn Sie Ihren Scheck in die USA schicken.

Fall Nr. 156: Shannon County, South Dakota

Mit einer inoffiziellen Arbeitslosigkeit von 80 bis 90 Prozent ist Shannon County in South Dakota, wo sich das Indianerreservat Pine Ridge befindet, der ärmste Verwaltungsbezirk in Amerika. Das jährliche

Durchschnittseinkommen beträgt 3417 Dollar - weniger als das von Mexiko, Argentinien, Singapur oder Südkorea. Jeder vierte Haushalt hat keine Toilette in der Wohnung. Die Todesrate durch Alkoholismus ist neunmal höher als der nationale Durchschnitt. Und der Kongreß hat die Mittel für den sozialen Wohnungsbau in Pine Ridge um zwei Drittel gekürzt.

Gibt es ein Land, irgendwo da draußen in der Welt, das Häuser bauen und unseren Ureinwohnern helfen kann? Schicken Sie Ihre Entwicklungshilfe bitte an:

Oglala Sioux Tribe
PO Box H
PineRidge, SD57770

Fall Nr. 71: El Milagro, New Mexico

Dieses hauptsächlich von mexikanischen Wanderarbeitern bewohnte Dorf ist eines von über 1400, die in Texas und New Mexico entstanden sind. Über eine halbe Million Menschen lebt dort, und nur knapp 20 Prozent von ihnen sind an ein Abwassersystem angeschlossen. Ein Viertel von ihnen hat kein fließendes Wasser. Viele haben weder Strom noch Telefon. Es gibt Orte in Bangladesh, denen es besser geht als diesen Dörfern. Wegen der miserablen hygienischen Verhältnisse gibt es eine rapide Zunahme von Krankheiten, die sonst nur in der Dritten Welt vorkommen: Cholera, Durchfall, Gelbsucht und Dengue-Fieber.

Könnten Sie uns vielleicht ein paar Klempner aus Ihrem Land schicken? Dann wenden Sie sich bitte an folgende Adresse:

Colonias Development Council
1485 North Main Street, Suite C
LasCruces, NM88001

Fall Nr. 922: Landesweiter Ausbruch von Tuberkulose

Wir dachten, wir hätten diese Krankheit ausgerottet, aber sie ist wieder da und breitet sich in den USA immer weiter aus. Im Januar 1996 waren etwa 15 Millionen Amerikaner mit TB infiziert. 1994 wurden in den USA 26000 neue Fälle von TB gemeldet - im Vergleich zu 22 930 in Kenia. Wir brauchen unbedingt Hilfe, damit die Epidemie nicht außer Kontrolle gerät.

Wenn Sie die Tuberkulose in Ihrem Land erfolgreich bekämpft haben, sagen Sie uns bitte, wie Sie das geschafft haben. Schicken Sie Ihre Lösung (auf einer Postkarte!) an:

Centers for Disease Control
1600 Clifton Road NE
Atlanta GA 30 333

Fall Nr. 701: Northfork, West Virginia

»Die medizinische Lage hier ist im Grunde wie in der Dritten Welt, wie in Ghana zum Beispiel«, sagt Christian Anderson - aus Ghana -, wenn er von der Tug River Health Clinic spricht, dem Krankenhaus, das er in der ländlichen Stadt in den Appalachen leitet. Anderson schaffte es nicht, amerikanische Ärzte nach Northfork zu holen. Tatsächlich sagte Lisa Meredith, die in der Klinik in Northfork arbeitet, der *Tampa Tribune*, sie kenne nicht einen einzigen in den USA geborenen Arzt, der in McDowell County praktiziere. Nur Ärzte aus anderen Ländern der Dritten Welt sind bereit, hier zu arbeiten, damit sie die »richtige Praxis« für die Arbeit in ihrem Heimatland bekommen. Die beste Nachricht, die das Krankenhaus in letzter Zeit bekommen hat, besteht darin, daß Apple ihm einen 2500 Dollar

teuren Macintosh-Computer aus seinem Dritte-Welt-Programm spendet.

Könnte uns irgendein wohlwollendes Land bitte mehr Ärzte und Geld für Medikamente schicken? Anrufe bitte in der Tug River Health Clinic unter (304) 862-2588.

Fall Nr. 1: Washington D.C.

Die Hauptstadt der USA ist ihr eigenes Dritte-Welt-Land. Washington hat nicht nur die meisten Gewaltverbrechen und die meisten Sozialhilfeempfänger in den USA zu verzeichnen, sondern auch die höchste Kindersterblichkeit. In Washington D.C. sterben mehr Babys pro Kopf der Bevölkerung als im kubanischen Havanna. Zudem konnten vor zwei Jahren öffentliche Schulen bei Schulbeginn nicht öffnen, weil sie »gefährliche bauliche Mängel« aufwiesen. Eine Stadt wie Amsterdam sollte Washington D.C. als Schwester-Hauptstadt adoptieren und sofort massive Hilfe leisten. Hey, ihr Niederländer, hört ihr mich? Legt eure Haschpfeifen weg und kreuzt so schnell wie möglich hier auf! Ein (einfacher) Flug mit der KLM von Amsterdam zum Dulles Airport in Washington kostet 760 Dollar. Wenn ihr erst im Südosten von Washington seid, könnt ihr praktisch überall campen.

Ich habe bis jetzt noch nichts von Prinz Pandar gehört, aber wenn ich was höre, dann gebe ich den Scheck an West Virginia weiter. In der Zwischenzeit solltet ihr über die oben geschilderten Fälle nachdenken, und wenn ihr ein großzügigeres Land vertretet als das meine, dann schickt bitte sofort Hilfe. Die amerikanischen Leser dieses Buches sollen bitte Briefe an die U.S. Agency for International Development, 320 21st Street NW, Washington, D.C. 20 523 schicken und den Entwicklungsdienst bitten, die oben erwähnten Gemeinden auf

seine Liste der Entwicklungsländer zu setzen.

Denkt immer daran, was die frommen Schwestern uns gelehrt haben: Je mehr Heidenkinder ihr rettet, um so größer sind eure Chancen, daß ihr eines Tages mit dem Allmächtigen rumhängen dürft.

TEN

Deutschland hat für seine Sünden noch immer nicht bezahlt - und ich will die Schulden eintreiben

Habe ich den aufregendsten Moment versäumt, als der 50. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkriegs gefeiert wurde? Den Moment, als alle Deutschen auf die Knie sanken und um Vergebung baten, als sie in Viehwaggons stiegen, um ihr Mitgefühl zu zeigen, und versprachen, jede Woche einen Tagesverdienst an einen Überlebenden des Holocaust abzutreten.

Mann, das muß ein toller Anblick gewesen sein! Habt ihr ihn auch versäumt?

Bin ich ein bißchen zu hart mit einem Land, das doch bereits Reue gezeigt hat und von dessen Bürgern die meisten noch gar nicht geboren waren, als der Massenmord begangen wurde? Nun ja. Werfen wir mal einen Blick auf die Anzeigetafel:

6 Millionen Juden ermordet.

3 Millionen katholische Polen ermordet.

500000 Zigeuner ermordet.

12500 Homosexuelle ermordet.

Und dazu noch jede Menge Kommunisten, Zeugen Jehovas und andere Mißliebige, das macht eine Gesamtsumme von fast 10 Millionen wehrlosen Menschen, die im Holocaust abgeschlachtet wurden. Nicht mitgerechnet sind die 400 000

Amerikaner, die in diesem Krieg starben (im Kampf gegen Deutschland und seine Verbündeten Japan und Italien), die 25 Millionen Sowjetbürger, die getötet wurden oder verhungert sind, und die Millionen anderer Europäer, Afrikaner und Asiaten, die von Menschen eines Volkes umgebracht wurden, das damals für die gebildetste, zivilisierteste und fortschrittlichste Nation der Welt gehalten wurde. Und das alles ist gar nicht so lange her.

Wir müssen heute noch mit den Folgen dieser Tragödie leben. Alle unsere Familien, ob jüdisch oder nicht jüdisch, wurden irgendwie durch sie in Mitleidenschaft gezogen. Der Bruder meines Vaters, Lawrence, wurde in der Nähe von Manila getötet. Die Weltkarte ist durch den Zweiten Weltkrieg für immer verunstaltet, und gleichgültig, ob es in Bosnien knallt oder im Nahen Osten oder ob Skinheads die Bürger von Idaho terrorisieren, all diese Konflikte haben ihre Wurzeln in den Taten der Deutschen.

Und wie wurde Deutschland für diese Sünden bestraft? Es wurde eines der reichsten Länder der Welt! Und das in nur drei Jahrzehnten! Wie um alles in der Welt konnten wir das zulassen? Heute genießt der durchschnittliche Deutsche einen Lebensstandard, der schlicht einmalig ist. Ein Fabrikarbeiter in Westdeutschland verdiente letztes Jahr durchschnittlich 29 Dollar die Stunde. In den USA verdiente derselbe Arbeiter 19 Dollar. Der amerikanische Arbeiter muß pro Jahr fast 200 Stunden länger arbeiten als der deutsche. Das sind die fünf Vierzig-Stunden-Wochen, die die Deutschen bezahlten Urlaub kriegten, und dabei verdienen sie auch noch doppelt soviel wie wir Amerikaner. Und obwohl Deutschland nur ein Fünfundzwanzigstel der Fläche der USA hat und die USA fast vier Mal so viele Beschäftigte haben, ist sein Bruttoinlandsprodukt pro Kopf der Bevölkerung *fast so groß* wie das der USA.

Könnt ihr euch vorstellen, daß der Großmutter eines heutigen

Juden auf dem Weg zur Gaskammer in Auschwitz ein Engel erschien und sagte: »Keine Sorge, die Deutschen werden vom Rest der Welt mit so viel Reichtum belohnt, daß sie gar nicht mehr wissen, was sie mit dem Geld anfangen sollen.«

Versteht mich nicht falsch. Ich bin nicht der Ansicht, daß es besser gewesen wäre, Deutschland wie nach dem Ersten Weltkrieg zu behandeln, als wir die Deutschen demütigten, um sie zu unterwerfen, und sie fast verhungern ließen. Diese Bedingungen waren zweifellos ein Grund, warum so viele Deutsche Hitler wählten. Außerdem haben nach dem Krieg viele Deutsche ihr Leben damit verbracht, ihre Eltern für deren Verbrechen anzuklagen. Tatsächlich sind die jungen Deutschen von heute - wenn sie sich nicht gerade den Schädel kahlrasieren und ausländische Arbeiter zusammenschlagen - sehr progressive, pazifistische Menschen guten Willens, die ohne eigenes Verdienst einfach ein gutes Leben führen.

Vielleicht sieht es so aus, als sei dieser lange zurückliegende Krieg nur das Werk von wenigen bösen Nazis gewesen, aber laut Daniel Goldhagen, dem Autor von *Hitlers willige Vollstrecker*, hat die deutsche Regierung über 330000 normale Durchschnittsdeutsche registriert, die direkt an den täglichen Judenmorden beteiligt waren. Tausende von diesen Deutschen sind *heute noch am Leben*. Tatsächlich leben noch über 12 Millionen Deutsche, die im Zweiten Weltkrieg 15 oder älter waren.

Und was haben diese Deutschen getan, um in irgendeiner Form Reparationen für ihre Sünden zu zahlen?

»Wir nennen es nicht Reparationen«, sagte die Frau am Telefon des deutschen Informationszentrums, »sondern Wiedergutmachung.« Okay, dann fragen wir eben: Wieviel »Wiedergutmachung« ist nach Ansicht der Deutschen das Leben jedes einzelnen Ermordeten wert? Nun, laut ihrer eigenen Aussage eigentlich *gar nichts*. Für die Toten wird keine »Wiedergutmachung« geleistet, wie man mir erklärte. Aber es

gibt auch eine gute Nachricht: Alle Besitztümer, die Juden verloren haben, werden ersetzt. Wenn ihr also im Holocaust ein paar Kerzenleuchter verloren habt, könnt ihr euch melden und Deutschmark kassieren. Ihr habt nur euer Leben verloren? So ein Pech. Dann gibt es kein Geld für eure Lieben. Aber... wenn ihr beweisen könnt, daß ihr »mindestens sechs Monate in einem Konzentrationslager« oder »in einem Ghetto interniert« wart oder euch »mindestens acht Monate verstecken« mußtet, dann bezahlen euch die großzügigen Deutschen etwa 350 bis 600 Dollar für jeden dieser qualvollen Monate. Ihr sagt, ihr wärt nur 5 Monate und 29 Tage in Dachau gefoltert worden? Pech gehabt! Verklagt die Deutschen, dann kriegt ihr vielleicht eine einmalige Entschädigung von 3000 Dollar.

Bis heute hat Deutschland 68,3 Milliarden Dollar »Wiedergutmachung« geleistet. Wieviel ist das, wenn man es auf alle Menschen umrechnet, die im Holocaust getötet wurden?

Die Antwort lautet: 6831 Dollar pro Person.

Das ist alles, 6831 Dollar für jede Mutter, jeden Säugling, jeden Jungen und jedes Mädchen, das sie vergasten, verbrannten, erschossen oder lebendig begruben.

Meiner Ansicht nach sind 6831 Dollar für das Leben eines unschuldigen Menschen nicht genug. Nicht daß irgendeine Summe »genug« wäre, aber mein Leben und euer Leben sind ein bißchen mehr wert als 6831 Dollar.

Ich weiß, daß einige von euch jetzt sagen: »Hey Mike, die Überlebenden konnten sich nach dem Krieg immerhin in Israel niederlassen. War das kein Ausgleich für sie, daß man ihnen dieses Land gegeben hat?« Also, ich bin nicht der Ansicht, daß ihnen Israel wirklich »gegeben« wurde. Die Briten regierten das Land (das damals Palästina hieß), und plötzlich kamen all diese Überlebenden des Holocaust, die nirgendwo anders hinkonnten, und das hat den Briten überhaupt nicht gefallen. Aber sie hatten nicht die Energie, gegen die jüdischen Guerilleros zu kämpfen,

nachdem sie gerade erst den größten Teil ihres Weltreichs verloren hatten, also zogen sie einfach ab und sagten: »Na gut, wenn ihr das Land haben wollt, dann gehört es euch.« Von den arabischen Einwohnern wurde allerdings keiner nach seiner Meinung gefragt.

Ich habe nie verstanden, warum es so ein großartiges Geschenk war, den Überlebenden des Holocaust Palästina beziehungsweise Israel zu überlassen. Seid ihr je dort gewesen? Es ist eine verdamnte Wüste! Es gibt überhaupt nichts dort! »Wir haben die Wüste zum Blühen gebracht!«, sagen die Israelis gerne. Angeblich rationalisieren sie damit ja nur etwas... Aber ich sage euch, es sind wirklich 100 Prozent Sand und Fels und noch mehr Sand. Wie konnten wir bloß glauben, es sei eine Entschädigung für sie, daß wir sie in diese schrecklichen Gefilde brachten, für die sie in weiteren Kriegen weitere Menschenleben opfern mußten? Weil es in der Bibel steht? Seit wann richtet sich die Welt nach *diesem* Buch?

Wenn wir wirklich das Richtige tun und obendrein die Deutschen hätten bestrafen wollen, hätten wir den Überlebenden Bayern geben sollen. Bayern ist wirklich ein schönes Land! Und es hätte die Deutschen sehr geschmerzt, Bayern zu verlieren. Daß die Juden Palästina bekamen, tat den Deutschen überhaupt nicht weh. Aber wenn diese Schweinehunde Bayern an die Juden verloren hätten, das hätten sie wirklich gespürt. Israel hat nur 28 076 Quadratkilometer, Bayern hat über 72 000! Israel hat kaum natürliche Ressourcen; Bayern ist reich an Mineralen, Wald und Wasser. Die Israelis sind seit dem Zweiten Weltkrieg von Feinden umgeben, die sie umbringen wollen, Bayern hingegen ist von den herrlichen Alpen umgeben, und die sind nur von ein paar Ziegen und diesen drei dicken Saunabadern aus der Ricola-Werbung bevölkert. Leider ist es vermutlich zu spät, um diesen Fehler noch zu korrigieren, indem wir Tel Aviv nach München verlegen und die Deutschen probieren dürfen, ob sie auch die Wüste zum Blühen bringen können.

Ich meine, die Deutschen sind wirklich glimpflich davongekommen. Nur 20 Prozent der Deutschen Kriegsverbrecher kamen überhaupt vor Gericht. Viele, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben, leben noch. Und was glaubt ihr, wo die heute alle sind?

In Florida!

Wirklich! Zehntausende von Deutschen, viele so alt, daß sie noch im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben könnten, sind für immer nach Florida gezogen. In den letzten fünf Jahren sind die deutschen Investitionen in Florida um 200 Prozent gestiegen. Laut der *Tampa Tribune* stellen die Deutschen in Florida zusammen mit den Briten 50 Prozent aller Arbeitsplätze in der verarbeitenden Industrie zur Verfügung. Sie haben über 1,8 Milliarden Dollar in den Bundesstaat investiert. Drüben an der Südwestküste, allein in den Countys Collier, Lee und Charlotte, leben immerhin 86000 Deutsche.

Als ich kürzlich in den Südwesten Floridas reiste, landete ich auf dem Flughafen in Fort Myers. Die Start- und Landebahn ist verlängert worden, damit dort unablässig Jumbos aus Deutschland starten und landen können. Ich sah deutsche Fahnen auf Wohnhäusern flattern. Wohin ich auch kam, hingen deutsche Schilder, »RAUCHEN VERBOTEN« zum Beispiel. Die Speisekarten in den Restaurants waren englisch *und* deutsch. Die Deutschen kaufen Grundstücke und Geschäfte, um hier ein behagliches Leben zu führen. Und immer mehr Freunde aus dem »Vaterland« schließen sich ihnen an.

Ich bin innerlich gespalten, wenn ich diese deutsche Invasion in Florida beobachte. Einerseits hasse ich Florida. Es wimmelt von Ungeziefer, ist unangenehm feucht und voller Idioten, die mit Gewehren in der Gegend herumrennen. Und dann sind auch noch diese verrückten Exilkubaner dort. Wenn es eine Schere gäbe, die groß genug wäre, dann würde ich den Staat am liebsten vom Rest des Landes abschneiden, an dem er sowieso bloß mit einem Zipfel hängt. Einer der Seelen in meiner Brust

gefällt es, daß all diese Ex-Nazis nach Florida ziehen und die Bewohner terrorisieren. Geschieht ihnen recht. Rechtsextreme Kubaner gegen Greise von der SS in einem Kampf auf Leben und Tod. Das würde ich mir sogar im Pay-TV anschauen.

Andererseits ist es eine Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet in Südflorida auch Tausende Überlebende des Holocaust wohnen. Ist es richtig, daß diese jüdischen Männer und Frauen, die den Massenmord der Deutschen mit viel Glück überlebt haben, nun deutsche Speisekarten lesen müssen, damit sich ihre neuen »Nachbarn« wohler fühlen? Ich bin nicht dieser Ansicht.

Ich habe eine Lösung. Wir alle wissen, daß Florida für die Morde an deutschen Touristen berüchtigt ist. Ich glaube, dieses Phänomen hat nichts mit Bandenkriminalität zu tun. Ich glaube vielmehr, es hat etwas mit Vergeltung zu tun. Einer nach dem anderen werden die Überlebenden von der verdienten Rache ereilt. Jemand mit Gerechtigkeitsgefühl hat die älteren Bürger von Miami Beach bewaffnet und sie Richtung Fort Myers geschickt, wo sie die alten Rechnungen begleichen sollen. Wer hätte je gedacht, daß die Deutschen es den Rächern so einfach machen würden und so dumm wären, in eine Gegend zu ziehen, wo mit Ausnahme von New York die meisten Juden leben? Was haben sich diese Krauts gedacht? Daß die Familie Moskowitz »leben und leben lassen« und »die andere Wange hinhalten« würde? Offensichtlich haben diese Deutschen die Anzeigetafel vergessen.

Ich sage, bewaffnet sämtliche Bingospieler südlich von Fort Lauderdale, und dann feiern wir das *wirkliche* Ende des Zweiten Weltkriegs. Also, RENN' UM DEIN LEBEN, KLAUS! Und einen glücklichen 50. Jahrestag!

ELEVEN

So, Ihr wollt also den Präsidenten umbringen!

Es wundert mich, daß Clinton noch nicht erschossen wurde. Die Zeitschrift *U.S. News & World Report* fragte kürzlich in einer Erhebung, wie viele Menschen den Präsidenten wirklich *hassen*, also nicht bloß anderer Meinung sind als er oder ihn nicht mögen oder ihn sobald wie möglich abwählen wollen. Es geht um Hardcore-Haß, so stark, daß kleine Funktionsstörungen in den vorderen Gehirnlappen auftreten und man plötzlich neben einer Blutlache sitzt, die von einer anderen Person stammt, und man zum zweihundertsten Mal *Der Fänger im Roggen* liest. Das ist echter Haß. Und wenn man sich vorstellt, dies alles könnte durch die »Rush Limbaugh Show« im Radio ausgelöst werden!

Laut dem Secret Service gibt es jedes Jahr 1500 »sehr ernstzunehmende« Drohungen, Clinton umzubringen, und seit 1994 nahmen sie jedes Jahr um 30 Prozent zu. Offenbar ist es Bill Clinton beschieden, der meistbedrohte Präsident aller Zeiten zu werden. Er erhält durchschnittlich alle fünf Stunden eine solche »sehr ernstzunehmende« Drohung.

Hier eine kleine Aufstellung der Ereignisse, die er bis jetzt verkraften mußte:

- Frank Corder stiehlt eine Cessna, fliegt zum Weißen Haus und zerschellt fünf Meter vom Schlafzimmer des Präsidenten entfernt an der Mauer.
- Francisco Duran schießt auf dem Gehweg der Pennsylvania

Avenue mit einem halbautomatischen Gewehr auf das Weiße Haus und trifft es mit 29 Kugeln, während Clinton im Fernsehen ein Footballspiel anschaut.

- Leland William Modjeski klettert über den Zaun, der das Weiße Haus schützt, und kommt bis auf 15 Meter an das Gebäude heran, bevor er vom Secret Service festgenommen wird. Aus der Pistole eines der Sicherheitsbeamten löst sich ein Schuß und verwundet einen Kollegen. Im Weißen Haus ist Clintons Tochter Chelsea gerade mit den Hausaufgaben fertig, ihre Mutter ist schon zu Bett gegangen und ihr Papi raucht heimlich eine Zigarette mit [seinem Stabschef] Leon Panetta.

- Der Obdachlose Marcelino Corniel zieht vor dem Weißen Haus ein Messer und wird vom Secret Service erschossen.

- Ein Unbekannter schießt aus einem fahrenden Auto auf das Weiße Haus, als die Clintons schon schlafen. Zwei Geschosse werden gefunden. Eines steckt in der Veranda auf der Rückseite des Weißen Hauses, das andere hat ein Fenster durchschlagen.

Die Liste ließe sich fortsetzen. Es gibt telefonische Drohungen wie die von Gloria Ferrell aus Tampa in Florida; Verdächtige wie Ronald Barbour, der Clinton beim Joggen folgte; und Briefbomben von Typen wie David Shelby. Er schrieb, »ich hasse dich... Laß [den Massenmörder] Charles Manson frei, oder ich bringe dich um.« Shelby forderte außerdem, [Vizepräsident] Gore solle zugunsten von Mansons rechter Hand Charles »Tex« Watson zurücktreten, oder er werde Clinton »auf eine brutale homosexuelle Art töten«.

Clinton erhielt auch Todesdrohungen über die Datenautobahn. E-Mails an das Weiße Haus enthielten Äußerungen wie: »Ich schieß dir deine kleine Birne weg« und »Ich bin neugierig, Bill, was du davon hältst, der erste Präsident zu sein, der am gleichen Tag wie seine Frau getötet wird... Du wirst bald sterben. Du kannst abhauen, aber du kannst dich nicht verstecken.« Die Mail

war mit DER ALLMÄCHTIGE. IHR WERDET MICH NIE FASSEN unterzeichnet.

Was hat Clinton getan, daß er so viele Drohungen bekommt? Millionen in einem Krieg umgebracht? Einen Börsenkrach verursacht? Eine Wiederkehr der Beulenpest verschuldet? Wenn man die Rechte hört, könnte man meinen, er sei für den Untergang der westlichen Zivilisation verantwortlich. Weil er einen Joint rauchte? Weil er sich vor der Einberufung drückte? Weil er hinter Frauen her ist? Hat er dafür den Tod verdient? Alles was recht ist, nun kommt mal wieder auf den Teppich, Leute!

Eigentlich könnte man diese Todesdrohungen gegen den Präsidenten ja als das Werk von ein paar Spinnern abhaken. Wie aber geht es euch, wenn ich euch sage, daß ähnliches auch von einem amerikanischen Senator geäußert wurde? Oder von einem Abgeordneten im Repräsentantenhaus? Oder von einem Talkmaster? Würde euch das nicht auch beunruhigen?

Mich beunruhigt es. Es ist nämlich wirklich passiert. Aber trotzdem hat der Secret Service aus irgendeinem merkwürdigen Grund nichts unternommen.

Ich spreche von Senator Jesse Helms, von dem Abgeordneten im Repräsentantenhaus Bob Dornan und von den Talkmastern Rush Limbaugh, G. Gordon Liddy und Oliver North. Sie alle haben offen oder versteckt gedroht, sie haben angedeutet, Clinton solle bloß aufpassen, damit ihm nichts zustoße.

Die übelste dieser Drohungen wurde am 22. November 1994 (dem 31. Jahrestag der Ermordung Kennedys) geäußert. An diesem Tag stieß Senator Jesse Helms folgende Drohung gegen den Präsidenten aus: »Mr. Clinton sollte auf der Hut sein, wenn er hier runterkommt [nach North Carolina]. Er sollte eine Leibwache mitbringen.« Diese Äußerung machte Helms zwei Tage, nachdem er angedeutet hatte, daß die Militärs Clinton - ihren Oberbefehlshaber - haßten und hinzugefügt hatte, daß »wir

eine Menge Militärstützpunkte in North Carolina haben«. Er sagte, die Militärs seien wütend, weil sich Clinton vor der Einberufung gedrückt habe, weil er die Homosexuellen beim Militär unterstütze und weil er den Verteidigungshaushalt kürzen wolle.

Am 26. Januar 1995 sagte der Abgeordnete Bob Dornan aus Orange County in Kalifornien in einem Interview mit Judy Woodruff im Public Broadcasting Service »Ich warte sehnsüchtig drauf, daß wir diesen oberflächlichen Menschen loswerden... die meisten Militärs sind derselben Ansicht... Er war [im Vietnamkrieg] ein Führer der Pro-Hanoi-Bewegung.«

Oder was haltet ihr von folgendem Glanzstück, das Rush Limbaugh in seiner Radiosendung ablieferte: »Die zweite gewaltsame Revolution in Amerika ist ungefähr so weit entfernt - der Abstand zwischen meinen Fingern beträgt etwa einen Zentimeter -, weil diese Leute die Schnauze von dieser Bande von Bürokraten gestrichen voll haben. (Einer von Limbaughs »Dittoheads« genannten Fans, der damit gedroht hatte, den Präsidenten zu töten, sagte in der Gefängniszelle, er liebe Rushs »polemische Angriffe« auf Clinton.)

G. Gordon Liddy behauptete, daß er Strichmännchen auf Zielscheiben zeichne und sie Bill und Hillary taufe. Er treffe dann besser, wenn er mit seinen Waffen übe. Liddy sagte zu einem Mann, der bei seiner Sendung anrief, wenn Bundespolizisten an der Tür sind und »Ihre Frau und Ihre Kinder umbringen wollen..., dann nehmen Sie das gute alte Garand [M-1 -Gewehr] und erledigen sie.«

ANRUFER: »Und ja, auf den Kopf zielen... Ich ziele zwischen die Augen.«

LIDDY: »Genau... Dann nützen denen ihre schußsicheren Westen nichts.«

Ich habe mich den größten Teil der letzten zwei Jahre gefragt, warum keiner dieser Männer verhaftet wurde, obwohl er das Leben des Präsidenten bedroht hat. Das Bundesgesetz ist in diesem Punkt sehr deutlich:

Jeder, der wissentlich oder willentlich...in irgendeiner Form... die Drohung zum Ausdruck bringt, das Leben des Präsidenten der Vereinigten Staaten auslöschen oder ihm körperlichen Schaden zufügen zu wollen [oder] der persönlich eine solche Drohung gegen den Präsidenten ausstößt... soll mit einer Geldstrafe bis zu 1000 Dollar oder mit einer Gefängnisstrafe von höchstens fünf Jahren oder mit beidem bestraft werden. [18 USC Abs.871]

Wenn Senator Jesse Helms dem Präsidenten eröffnet, er werde in dessen Bundesstaat eine Leibwache brauchen, dann klingt das in meinen Ohren wie eine Drohung.

In zahlreichen Fällen wurde exakt geklärt, was im Gesetz mit »Drohung« gemeint ist, und nach meinem Verständnis dieser Fälle gibt es genügend Beweise, um gegen Jesse Helms Anklage zu erheben.

In dem Verfahren *Vereinigte Staaten gegen Patillo* entschied das Gericht, daß eine Drohung aus Äußerungen besteht, die in der Absicht gemacht werden, »andere zu einem tätlichen Angriff [auf den Präsidenten] anzustacheln oder seine Bewegungsfreiheit einzuschränken« - beispielsweise wenn er North Carolina besuchen will. In *Roy gegen Vereinigte Staaten* entschied das Gericht: »Selbst wenn die Drohung ein Scherz gewesen wäre, wurde der Angeklagte zu recht für schuldig befunden, das Leben des Präsidenten wissentlich und willentlich bedroht zu haben«, da die Drohung auf »einem Marinestützpunkt gemacht wurde, wo Marinesoldaten mit

Zugang zu Waffen und Munition stationiert waren. Der Präsident wurde [auf dem Stützpunkt] erwartet...« Man beachte, daß Helms sich auf alle Militärstützpunkte in North Carolina bezog und auf die Wut der Soldaten auf Clinton.

Laut dem Gesetz muß man nicht einmal die Absicht haben, die Drohung auszuführen: Die bloße *Andeutung* einer Drohung reicht für eine Verurteilung. So heißt es in einem Urteil von 1918: »Die Äußerung, die der Angeklagte machte, nachdem er Präsident Wilson mit Schimpfnamen belegt hatte, nämlich, daß er wünsche, der Präsident säße in der Hölle, und daß er ihn gern dorthin befördern würde, wenn er die Macht dazu hätte, war eine gesetzeswidrige Drohung gegen den Präsidenten.«

Auch wenn Jesse Helms später sagte, seine Drohung sei ein »Fehler« gewesen, war sie doch eine kriminelle Handlung, und dafür kommt man normalerweise vor Gericht, selbst wenn man sich hinterher noch so oft entschuldigt.

Senator Helms äußerte eine klare Drohung gegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die anderen (Liddy und Konsorten) riefen eindeutig zur Gewalt auf und bedienten sich einer gewaltverherrlichenden Sprache, wenn sie verkündeten, daß man Clinton »loswerden« müsse oder daß eine »gewaltsame Revolution« unmittelbar bevorstehe.

Warum wurden Helms und Konsorten nicht strafrechtlich verfolgt? Ende der siebziger Jahre stieg ein Verrückter in einen Stadtbus und schrie, er werde Jimmy Carter töten. Er wurde festgenommen, vor Gericht gestellt und in ein Bundesgefängnis gesteckt. Wird Helms geschont, weil er ein amerikanischer Senator ist?

Meine Rechercheurin Tia Lessin rief beim Secret Service in Washington an, um herauszufinden, warum Helms nicht angeklagt wurde. Sie erreichte einen diensthabenden Beamten, der bereit war, mit ihr zu sprechen, wenn sie seinen Namen nicht nennen würde. Seine Aussagen waren recht überraschend.

Ich möchte gerne Senator Helms anzeigen, weil er den Präsidenten bedroht hat.

Als wir das im Fernsehen sahen und hörten, führten wir ein komplettes Ermittlungsverfahren durch. *Sie haben ein komplettes Ermittlungsverfahren durchgeführt?*

Jawohl. *Und welche Klagen wurden gegen den Senator erhoben?*

Es wurden keine Klagen erhoben. Er ging danach an die Öffentlichkeit, entschuldigte sich und sagte, er habe es nicht so gemeint - er habe keine Drohung aussprechen wollen und so weiter.

Aber nach dem Bundesgesetz wird jeder, der wissentlich oder willentlich droht, das Leben des Präsidenten der Vereinigten Staaten auszulöschen, oder ihm körperlichen Schaden zufügt, »mit einer Geldstrafe von bis zu 1000 Dollar oder mit einer Gefängnisstrafe von höchstens fünf Jahren oder mit beidem bestraft.« Wurde der Senator bestraft?

Nein... Wir legten unsere Ermittlungsergebnisse der Staatsanwaltschaft vor, und dort verzichteten sie aus einem mir nicht bekannten Grund auf eine Strafverfolgung. Letztlich liegt die Entscheidung bei denen.

Hat der Secret Service eine Strafverfolgung empfohlen? Ja.

Oh, tatsächlich?

Ja, das tun wir in solchen Fällen immer. Wir nehmen das sehr ernst.

Sie waren also so besorgt, daß Sie empfahlen, gegen den Senator Klage zu erheben, aber die Staatsanwaltschaft entschied dagegen? Das ist richtig.

Die sabotieren doch irgendwie Ihre Arbeit, wenn sie solche Leute nicht verfolgen.

Naja, normalerweise erheben sie schon Anklage. Normalerweise schätzen sie ab, ob eine Person ihre Drohung

ernst gemeint hat... Wenn ein Betrunkener in einer Bar Drohungen ausstößt, verfolgt man ihn im allgemeinen nicht, wenn er wieder nüchtern ist.

War der Senator zum Zeitpunkt der Tat betrunken?
Vermutlich nicht.

Er hat doch dem Militär im Grunde folgenden Vorschlag gemacht:

»Warum schießt ihr ihn nicht ab?«

Da bin ich ganz Ihrer Meinung. Ich denke, es war höchst unangemessen.

Es war unangemessen und unverantwortlich und allem Anschein nach auch gesetzeswidrig.

Da haben Sie absolut recht.

Er brach das Gesetz.

Das ist richtig... Er hat eindeutig die Grenze überschritten. Ich glaube, wenn es noch einmal passiert, wenn es wiederholt wird, dann werden Sie erleben, daß er angeklagt wird.

Ich weiß, daß es bei Ihnen eine Datenbank mit Leuten gibt, die den Präsidenten bedroht haben. Und diese Leute werden nie mehr von der Liste gestrichen? Das ist richtig.

Steht Helms jetzt auf dieser Liste? Aber sicher.

Also ist er in Ihrer Datenbank? Sie haben ein Auge auf ihn?

Wie auf alle, die wir verhören, oder auf alle, die solche Bemerkungen machen. Wir verhören sie, und dann speichern wir die Informationen dort ab. *Sie haben Mr. Helms verhört?* Äh, ja, er wurde verhört. *Ach wirklich? Einmal? Zweimal?*

Um die Wahrheit zu sagen, ich habe die Akten schon lange nicht mehr studiert, aber ich bin sicher, daß er nur einmal verhört wurde.

Also, da bin ich aber erleichtert zu hören, daß Sie eine Akte über Jesse Helms haben und daß ihr Jungs ihn in einem

gewissen Ausmaß überwacht.

Absolut. Dann passen Sie also auf, was er im Senat für Aussagen macht?

Darauf können Sie Gift nehmen.

Sie verfolgen auch, was er in North Carolina und anderswo sagt? Natürlich. Wir haben einige Beamte, die für das Capitol zuständig sind, und wir haben einige Analysten, die alle Zeitungen und die Medien und all das überwachen. War es schlecht für Ihre Moral, als die Staatsanwaltschaft beschloß, Ihrer Empfehlung nicht zu folgen?

Um die Wahrheit zu sagen, ich glaube nicht, daß es einen von uns überraschte. Wir erwarteten nicht, daß er dafür in den Knast kommen würde. Obwohl wir mit der Entscheidung überhaupt nicht einverstanden waren. Ich habe nie ernsthaft damit gerechnet, daß er deswegen in den Knast kommt. *Ich hätte gern, daß man an diesem Helms ein Exempel statuiert, denn er hat sich ja selbst zu einem Exempel gemacht. Es sieht so aus, als würden Sie ein Zeichen setzen, wenn Sie ihn anklagen würden.*

Ich teile Ihre Ansicht. Aber noch einmal, es war eine sehr politische Entscheidung.

Lassen Sie mich folgende Frage stellen: Wenn Senator Helms noch eine weitere Drohung ausstößt, dann sollten wir meiner Ansicht nach alle auf Zack sein und genau hinhören. Wir sollten das nicht nur euch überlassen, Jungs, weil ihr überlastet seid. Wenn also wir alle uns die Aufgabe stellen, die Helmse und die Liddys zu überwachen, und wenn wir etwas hören, das euch entgangen ist, wie können wir euch Jungs das dann melden?

Ich würde Ihnen empfehlen, mit einer unserer örtlichen Dienststellen Kontakt aufzunehmen. Wir haben Außenstellen in den meisten größeren US-amerikanischen Städten. *Danke. Das machen wir.*

Da haben wir's, Leute. Jetzt sind wir selbst gefordert. Wenn ihr hört, wie Helms oder eine andere Person den Präsidenten bedroht, ruft die Dienststelle des Secret Service in eurer Stadt an und erstattet Anzeige (Liste mit Telefonnummern des Secret Service siehe unten). Die Beamten nehmen eure Anzeigen ernst und haben uns versprochen, etwas zu unternehmen.

Wenn Senator Helms das nächste Mal eine große Lippe riskiert, muß er sich vielleicht ein paar Jahre mit dem Reagan-Attentäter Hinckley um die obere Schlafkoje im Knast streiten.

IHRE LOKALEN AGENTEN VOM SECRET SERVICE

Atlanta: Raymond A. Shaddick (404) 331-6111

Austin: Ms. Shawn M. Campbell (512) 482-5103

Baltimore: Richard A. Rohde (410) 962-2200

Bismarck: Richard K. Oliver (701) 255-3294

Boise: Dennis L. Morgan (208) 334-1403

Boston: James Sloan (617) 565-5640

Buffalo: Howard I. Hendershot (716) 551-4401

Charlotte: Gregory A. Coppede (704) 523-9583

Chicago: Ralph L. Grayson (312) 353-5431

Cincinnati: Richard K. Rathmell jr. (513) 684-3585

Cleveland: Michael S. Young (216) 522-4365

Dallas: Jerry P. Patton (214) 655-2500

Dayton: Larry J. Larrimer (513) 222-2013

Denver: Edward Zähren (303) 866-1010

Des Moines: Jerry J. Weber (515) 284-4565

Detroit: Richard L. Hartman (313) 226-6400 **Houston:**
James P. Dale (713) 868-2299

Indianapolis: Dennis Kinley (317) 226-6444

Jacksonville: Paul A. Hackenberry (904) 232-2777

Kansas City: Douglas W. Buchholz (816) 374-6102 Las Vegas: Joseph J. Saitta (702) 388-6446

Little Rock: William P. Aicher (501) 324-6241 Los Angeles: James E. Bauer (213) 894-4830

Louisville: William F. Johnson (502) 582-5171

Madison: Robert A. Timmel (608) 264-5191

Miami: Jack E. Kippenberger (305) 591-3660

Milwaukee: Robert F. Byers (414) 297-3587

Minneapolis: Thomas A. Pabst (612) 348-1800

Nashville: Kevin D. Greba (615) 736-5841

New Haven: Arnold A. Cole (203) 868-2449

New Orleans: Kenneth M. Vittitow (504) 589-4041

New York: Brian F. Gimlett (212) 637-4500

Oklahoma City: Joseph L. Gallo (405) 297-5020

Orlando: Eric S. Johnson (407) 648-6333

Philadelphia: Ernest J. Kun (215) 597-0600

Phoenix: James R. Lukash (602) 640-5580

Pittsburgh: George D. Adams (412) 644-3384

Portland: Marc Tinsley (503) 326-2162

Raleigh: Patrick C. Smith (919) 790-2834

Sacramento: Louis T. Alexander (916) 498-5141

Saginaw: Lawrence R. Porte (517) 752-8076

St. Louis: Donald M. Schneider (314) 539-2238

San Diego: José J. Perez Jr. (619) 557-5640

San Francisco: Leroy G. Dal Porto (415) 744-9026

Seattle: Charles A. Brewster (206) 220-6800

Toledo: Gary A. Bianchi (419) 259-6434

Wilmington: Joseph M. Casper (910) 343-4411

TWELVE

Schauprozesse, die ich erleben möchte

Das einzige, was mir an den Rotchinesen schon immer gefallen hat, sind ihre Schauprozesse. Sie schnappten sich einen Typen und behaupteten, er habe ein Verbrechen gegen den Staat begangen. Dann stellten sie ihn in einem großen Stadion vor Gericht, damit alle kommen und den Verräter anklagen konnten. Obwohl es »Anklagevertreter« und »Verteidiger« und »Richter« gab, war alles nur Schau, weil das Urteil bereits feststand. Der Typ mußte hängen, egal was im Prozeß passierte.

Aber es war eine fabelhafte Show, und alle bekamen ein gutes Gefühl zur Revolution, wenn sie in einer Art Massenkatharsis ihre ganze Wut an einem einzigen armen Würstchen auslassen konnten. Wahrscheinlich hatte der Typ das sowieso verdient. Wie wir aus unserem eigenen Land wissen, *mußte* er ja irgend etwas ausgefressen haben, sonst hätte die Polizei ihn nicht festgenommen.

Aus einem seltsamen Grund habe ich in letzter Zeit eine Menge solcher Träume gehabt. Schauprozesträume. Jede Nacht sitzt ein neuer Mensch auf der Anklagebank. Die Prozesse finden alle irgendwann in der Zukunft statt. Die Guten haben gewonnen, und wir sind an der Macht - die wütenden Postarbeiter, die überarbeiteten Telefonisten von Mobile Communications International, die Siebenjährigen, deren Eltern partout wollen, daß sie ganz allein klarkommen. Wir alle sind jetzt am Drücker.

In diesen Träumen steht jede Nacht ein Angeklagter auf der 50-Yards-Linie im Stadion der Giants. Mindestens 80000 tollwütige Staatsbürger füllen das Stadion und fordern

Gerechtigkeit. Das Tribunal hat auf einem erhöhten Podium in der Endzone des Spielfeldes Platz genommen. Die Richter sind Ed Asner, John F. Kennedy jr. und Daisy Fuentes von MTV (fragt mich nicht, warum). Anklagevertreter ist Marion Brando und Verteidiger ist der Radiomoderator John Tesh (ja, er durfte nach der Revolution weiterleben). Die Angeklagten wollen sich immer selbst verteidigen, wenn sie erst einmal kapiert haben, daß ausgerechnet John Tesh ihr Leben retten soll.

Im folgenden schildere ich nach bestem Wissen und Gewissen, was in einigen dieser Träume passierte:

Schauprozeßraum Nr. 1

»Das Volk gegen *Saturday Night Live*«

Alle Drehbuchautoren und Schauspieler der letzten 16 Jahre werden gezwungen, sich sämtliche Sendungen anzusehen, die seit 1980 gesendet wurden. Dann werden sie gezwungen, sie noch einmal anzusehen. Wer keine gute Erklärung für die Sendungen hat, wird »abgeführt«. (Mike Myers, Dana Carvey, Al Franken, Robert Smigel und Eddie Murphy werden verschont.)

Schauprozeßraum Nr. 2

»Das Volk gegen die NRA«

Nach dem Schuldspruch erhält der Vorstand der National Rifle Association fünf Sekunden Vorsprung. Dann reißt eine Bande desillusionierter Jugendlicher ihre automatischen Waffen hoch und jagt die NRA-Leute mit einem Kugelhagel über das Feld.

Schauprozeßtraum Nr. 3

»Das Volk gegen Henry Kissinger«

In diesem Traum soll Kissinger die geheimen Bombenangriffe auf Kambodscha erklären, aber noch bevor er fertig ist, sprechen ihn die Richter als Kriegsverbrecher schuldig. Der frühere Außenminister wird nackt ausgezogen, muß sich auf alle Viere stellen und bellen wie ein Hund. Dann wird er von Vietnamesen mit amputierten Gliedmaßen umringt und windelweich geschlagen. Während des ganzen Vorgangs versucht Joan Baez, die Menge zum Mitsingen bei »Oh Happy Day« zu animieren.

Schauprozeßtraum Nr. 4

»Das Volk gegen den Typen, der für das kleine silberne Band verantwortlich ist, das man nicht von der CD-Hülle abkriegt«

Der Erfinder dieses ätzenden, unmöglichen, Niekriegichdieklebrige-Zellophan-Hüllenvonder-CD-Box-Aufreißbands wird unverzüglich zur 50-Yard-Linie geführt und erschossen.

Schauprozeßtraum Nr. 5

»Das Volk gegen Senator Strom Thurmond«

Senator Thurmond weigert sich bei seinem Prozeß, die Zuständigkeit des Gerichts anzuerkennen, und muß während des

Verfahrens gefesselt und geknebelt werden. Er wird gezwungen, mit anzusehen, wie zwei Männer einen langen Zungenkuß genießen. (Danach macht der Traum einen Zeitsprung zu einer Szene, in der ein Arzt Thurmonds nächsten Angehörigen etwas von einem »Gehirnschlag« erzählt.)

THIRTEEN

Wenn Clinton ein echter Kerl wäre...

Bill Clinton war seit langer Zeit der erste Präsidentschaftskandidat einer der beiden großen Parteien, dem ich meine Stimme gab. Um genau zu sein, *ich* stimmte eigentlich nicht für ihn. Meine Tochter Natalie, die damals elf war, wollte wissen, wie eine Wahlkabine von innen aussieht, also nahm ich sie mit hinein und ließ sie den Hebel der Wahlmaschine betätigen. Später fand ich heraus, daß es illegal ist, ein Kind wählen zu lassen, aber ich wollte *meine* Hände nicht mit Blut beflecken, wenn ich für Clinton stimmte. Ich hatte einfach so ein... *ungutes* Gefühl bei dem Kerl. Er erinnerte mich an jenen Streber, der damals in der Oberstufe als Schülersprecher kandidierte und so ehrgeizig war, daß er alles sagte oder tat, um zu gewinnen.

Als Clinton in Flint eine Wahlkampfreden hielt, bin ich hingegangen. Ich stand hinten in der Halle im Gewerkschaftshaus, aber einer von Clintons Wahlhelfern entdeckte mich, flüsterte Clinton etwas ins Ohr und kam dann zu mir herüber.

Er sagte, Gouverneur Clinton habe *Roger & Me* gesehen. Er sei ziemlich bewegt gewesen und wolle mich gern kennenlernen. Ich wisse schon, nur eine kleine Fotosession für die Kameras aus meiner Heimatstadt. Nein danke, sagte ich. Ach und übrigens, was Clinton überhaupt hier im Gewerkschaftshaus zu suchen habe, wo er doch plane, die Arbeitsplätze der Werktätigen nach Mexiko zu verlagern?

Trotzdem hatte ich am Wahlabend von 1992 das Gefühl, das dunkle Zeitalter von Reagan und Bush sei nun zu Ende. Also

durfte die kleine Natalie - die ihre Tat mit dem Argument rechtfertigte, daß sie es »eigentlich für Hillary« getan hätte - zum ersten Mal wählen, und Clinton wurde der 42. US-Präsident.

Ich fand Clintons erste fünf Tage als Präsident gelinde gesagt unglaublich. Es war, als wären wir zwölf Jahre lang durch die republikanische Wüste geirrt und nun endlich im Gelobten Land angekommen. In der ersten Woche seiner Amtszeit unterschrieb Clinton eine Reihe von Durchführungsverordnungen und politischen Direktiven, die unserem Land sofort zeigten, daß dieser Bursche keine Hemmungen hatte, die heiligen Longhorns der Rechten zu schlachten. Mit einem Federstrich

- hob er die Bestimmung auf, die es staatlich finanzierten Krankenhäusern verbot, Beratungsgespräche über Abtreibung zu führen;

- hob er das Verbot auf, in Militärstützpunkten in Übersee Abtreibungen vorzunehmen;

- ordnete er an, die Zulassung der Abtreibungspille RU-486 in den USA vorzubereiten;

- hob er das Verbot auf, embryonales Gewebe für medizinische Forschungen zu verwenden;

- ordnete er an, die Entwicklungshilfe für Länder, deren Gesundheitsdienste Abtreibungen vornehmen, wieder aufzunehmen.

Ich konnte es nicht glauben. Vielleicht hatte Clinton den Rauch eines Joints nicht inhaliert, aber vermutlich hatte ich das getan. Ich war high, die Abtreibungsgegner drehten fast durch, und ich hätte nicht glücklicher sein können. Clintons erste Woche im Amt war einfach umwerfend.

Aber noch bevor ich mich von dem Kater erholt hatte, den ich von dem Fest in meinem Kopf bekam, ruderte Bill auf eine Art

zurück, wie sie die Welt nicht mehr gesehen hatte, seit [der Fernsehprediger] Jimmy Swaggart zu erklären versuchte, warum er einer Prostituierten einen ungedeckten Scheck gegeben hatte.

Clinton begann sein olympiadereifes Rückwärtsrudern, indem er zur Frage »Schwule beim Militär« einknickte. Nachdem er monatelang davon gesprochen hatte, das Verbot aufzuheben, propagierte er plötzlich das blödsinnige »nicht fragen, nicht antworten« als neue Politik. Dann knickte er bei der umfassenden Gesundheitsreform ein, deren Realisierung er für die ersten 100 Tage seiner Amtszeit versprochen hatte. Am Ende der 100 Tage war er immer noch der einzige Amerikaner, der kostenlos einen Arzt besuchen konnte. Ein Jahr später hielt er in seiner Rede zur Lage der Nation einen Füllfederhalter hoch und sagte, »das ist der Füller, mit dem ich mein Veto gegen jedes Gesundheitsgesetz unterzeichnen werde, das nicht die Gesundheitskosten für alle Amerikaner zu 100 Prozent abdeckt«. Sechs Monate später waren es nur noch 95 Prozent. Am Jahresende sagte er, er sei in jeder Hinsicht kompromißbereit.

Aber vielleicht hatte er auch nur den Füller verlegt. Vielleicht hat Bob Dole ihn geklaut und hat ihn immer noch. Ich weiß es nicht. Jedenfalls erklärten die Demokraten im Kongreß 1994 die Gesundheitsreform für gestorben.

Die Liste von Clintons Rückziehern wurde peinlich lang. Er nominierte die schwarze Bürgerrechtlerin Lani Guinier als Leiterin der Menschenrechtsabteilung im Justizministerium, aber die Republikaner hatten nur »Buuh!« geschrien, und schon zog er ihre Nominierung zurück, weil er angeblich einige ihrer Schriften »nicht gelesen« hatte.

Dieselbe mutige Nicht-Unterstützung wurde auch Joycelyn Eiders, der Leiterin seiner Gesundheitsbehörde, zuteil, als sie sagte, man müsse Jungen und Mädchen über Masturbation informieren. Sie sagte auch, man solle die Legalisierung von Drogen in Betracht ziehen. Oh je! Sex und Drogen, und schon

rollt Joycelyn Eiders unsanft zurück nach Arkansas. Clinton hatte den Republikanern schon wieder einen Knochen zum Fraß vorgeworfen.

Aber sie wollten noch mehr Blut sehen - und sie bekamen es mit Dr. Henry Foster, den Clinton als Nachfolger von Eiders nominiert hatte. Foster war schneller abgesägt als ihr »erstes Trimester« sagen könnt. Sein Verbrechen? Er hatte Abtreibungen vorgenommen. Ganz legal. Anstatt den Abtreibungsgegnern mal richtig die Stirn zu bieten, scharfte Clinton ein bißchen mit den Füßen, senkte den Kopf und machte einen weiteren Rückzieher.

Doch er ruderte nicht nur innenpolitisch zurück. Im Wahlkampf hatte er noch verkündet, die Praxis der Bush-Regierung, haitianische Flüchtlinge zurück nach Haiti zu schicken, sei »illegal«. Kaum hatte er zum ersten Mal »Hail to the Chief« gehört, befahl er der amerikanischen Küstenwache, alle Haitianer, die sie auf See erwischte, unverzüglich nach Haiti zurückzuschicken.

Und er hatte Bush immer für seinen »Schmusekurs« gegenüber dem Regime in Peking angegriffen, weil Bush den US-amerikanischen Geschäftsinteressen in China eine höhere Priorität einräumte als den Menschenrechten. Was aber tat Bill, als er selbst auf dem großen Stuhl im Oval Office Platz genommen hatte? Was jeder Spießer mit Selbstachtung mit seinem neuen Auto tut - er machte eine schwungvolle 180-Grad-Wende, daß die Reifen nur so kreischten. »Hier sind wir, China - jetzt machen wir Geschäfte!«

George Bush müssen seine knusprigen Schweineschwarten sauer aufgestoßen sein.

Erinnert ihr euch noch an »Bill, den Friedenskämpfer«? Ich bewunderte es, wie er sich all diesen Fahnen schwenkenden Idioten stellte und im wesentlichen folgendes zugab: »Ja, es stimmt, ich wäre nie nach Vietnam gegangen, nie und nimmer -

und ich hätte jedem Kommandeur des Reserve Officers Training Corps den Arsch geküßt, der mich davor bewahrt hätte, daß ich einen Vietnamesen hätte töten müssen.« Während des ganzen Wahlkampfes war Clinton von dieser Grundposition nie abgewichen. Wenn man nicht reich war, mußte man schlau sein, um in den sechziger Jahren Uncle Sam ein Schnippchen zu schlagen, insbesondere weil der gute Onkel einen partout auf dem Altar eines falschen Patriotismus opfern wollte. Clintons kleiner Schwindel war seine Version von *Alices Restaurant*, [in dem Arlo Guthrie dem Militärdienst entgeht, weil er bei der Musterung einen mordlustigen Psychopathen spielt]. Ich fand, er habe es verdient, Präsident zu werden.

Aber verdammt noch mal, kaum zwei Jahre, nachdem dieser komische Ex-Hippie gewählt wurde, erhöht er den Verteidigungshaushalt um 25 Millionen Dollar und läßt einen neuen B-2-Bomber bauen, den sogar sein eigener Verteidigungsminister für Geldverschwendung hält. Sag mir, wo die Blumen sind, Bill, wo sind sie geblieben?

Man sollte meinen, daß Clinton den Republikanern eine heiße Schlacht geliefert hätte, als sie 1995 mit ihrem ultrakonservativen *Contract on America* den Kongreß übernahmen [eigentlich *Contract with America*, *Contract on America* ist polemisch im Sinne von: Vertrag zur Ausbeutung Amerikas]. Weit gefehlt! Er fand diesen verdammt Füller wieder, den er beim Gesundheitsgesetz verloren hatte, und unterzeichnete flugs die beiden ersten Programmpunkte des Vertrags, die die Republikaner im Kongreß durchbrachten. Dann versprach er, auch die anderen Gesetze wohlwollend zu begutachten, die sie ihm vorlegen würden.

Kurze Zeit dachte ich allerdings, Clinton habe endlich gemerkt, weshalb wir ihn nach Washington geschickt hatten. Unmittelbar nach dem Bombenanschlag in Oklahoma City prangerte er den Haß an, den die Republikaner im ganzen Land geschürt hatten, und er hatte den Mut, dieses Klima des Hasses

mit dem Bombenanschlag in Verbindung zu bringen. Er bot der NRA, den rechtsradikalen Verrückten in den Talkshows und all den anderen die Stirn, die Haß auf die Bundesregierung gepredigt hatten. 168 Bundesangestellte und ihre Kinder waren tot, und Clinton nahm kein Blatt vor den Mund. Es war herrlich, ihn kämpfen zu sehen - und was war das Ergebnis? DIE RECHTEN KUSCHTEN! Sie waren in der Defensive, auf der Flucht! Den Rest des Jahres über mußten sie nur einstecken. Kein weiteres Gesetz im Rahmen des Contract with America wurde unterzeichnet, und die zahlreichen Versuche der Republikaner, die Bundesregierung schlechtzumachen, endeten für sie in einem Debakel.

Man sollte meinen, Clinton hätte aus diesen Erfolgen gelernt. Aber als die Wahl von 1996 näherrückte, klang er immer mehr wie ein Republikaner. Seine Rede zur Lage der Nation wurde gelobt, weil er den Republikanern die Schau stahl und verkündete: »Die Ära des starken Staates ist vorbei.« (Hey, Billy, dich gäbe es doch gar nicht ohne »starken Staat«! Die Stelle deiner Mutter im Kreiskrankenhaus, deine Stipendien fürs College und sämtliche Jobs, die du je gemacht hast, seit du erwachsen bist, waren ausschließlich finanziert von einem »starken Staat«.)

Warum hat dieser Mann keinen Mumm? Er sollte sich schämen, und alle, die ihn gewählt haben, sollten das auch. Die meisten Leute in diesem Land haben kaum mehr Achtung vor ihm. Man möchte den Burschen gern haben - schließlich kommt er ja genau wie wir aus der Arbeiterklasse. Wenn er sein ehrliches Hamburger essendes, Saxophon spielendes, Hinterwäldler-Selbst lebt, dann mögen wir den Burschen. Aber offenbar flüstert eine kleine Stimme in seinem Kopf: »Sei gemäßigt, Bill, du mußt gemäßigt sein, dann lieben dich die Leute.«

Bill, wenn du das gelesen hast, dann engagiere einen Exorzisten, damit er dir diesen Dämon austreibt. Die Wahrheit

ist nämlich folgende: Die Amerikaner von heute wollen keine Mäßigung, sie wollen, daß energisch gehandelt wird. Nach einer von Leonard Williams und Neil Wollman am Manchester College in Indiana durchgeführten Studie über die Wahlen von 1994 *verloren* demokratische Amtsinhaber, die versuchten, eine eher konservative Position einzunehmen! Wer seinen linksliberalen Idealen treu blieb, *gewann* - insbesondere in Wahlkreisen, die als gefährdet galten. Das Fazit der Studie lautete:

Bei den linksliberalen Demokraten war die Wahrscheinlichkeit eines Wahlerfolgs tatsächlich bedeutend größer als bei den gemäßigten Demokraten.

Mit anderen Worten, die Öffentlichkeit von heute *haßt* den Mittelweg und traut niemandem, der ihn beschreitet.

Bill, du hast dich zu der irrigen Annahme verleiten lassen, daß du wiedergewählt wirst, wenn du den Mittelweg der konservativen Weißen gehst. Du täuschst dich gründlich. Vergiß diese Leute! Sie haben ihre eigene Partei. Sie heißt Republikanische Partei, und nichts, was du sagst oder tust, bewirkt, daß sie dich lieben. Ist dir klar, daß mit Ausnahme von Lyndon Johnson nach Roosevelt kein demokratischer Präsident mehr die Mehrheit der männlichen weißen Wähler errungen hat? Weder Truman noch Kennedy, noch Carter und sogar du nicht. Sie alle haben genau wie du nur gewonnen, weil sie bei den Frauen und den Minderheiten, die zur Wahl gingen, eine überwältigende Mehrheit der Stimmen errangen, und hinzu kam eine *Minderheit* der weißen Männer. Du solltest also all deine Anstrengungen darauf konzentrieren, die Bedürfnisse von Frauen, Schwarzen, Latinos und Weißen wie mir zu erfüllen, dann wirst du den Leuten im Gedächtnis bleiben, weil du in deiner zweiten Amtszeit etwas Gutes für das Land getan hast.

Bill, wenn du den Mut gehabt hättest, zu deinen Überzeugungen zu stehen, und es in deinen dicken Kopf hineingegangen wäre, daß du 1992 wirklich gewonnen hattest, dann hättest du Newt und seinen Leuten in deiner ersten Amtszeit folgende simple Botschaft vermittelt:

Ich habe recht, und ihr habt unrecht. Genau so wird es laufen. Ich werde bellen und ihr werdet springen! Und ihr werdet fragen: »Wie hoch, Mr. President?« Damit werdet ihr euch abfinden müssen, ob es euch paßt oder nicht. Und wenn es euch nicht paßt, könnt ihr mich in vier Jahren aus dem Amt werfen. Bis dahin jedoch hat das Volk gesprochen, und es hat gesagt, daß es die Politik der Regierungen Reagan und Bush satt hat. Also, besucht mich am Abend - und gute Nacht!

Eine solche Rede haben wir noch nie gehört, oder vielleicht doch? Reagan hat eine ähnliche gehalten, als er sein Amt antrat. Etwa einen Monat später wurde er von Hinckley angeschossen. Als er aus dem Krankenhaus kam, war er erst richtig wütend, und wir mußten das die ganzen achtziger Jahre ausbaden. Clinton war kein Kerl wie Reagan, und deshalb hatte unsere Seite keine Chance.

Was für ein Jammer. Was für eine Verschwendung. Was für ein Waschlappen.

FOURTEEN

Steve Forbes war ein Außerirdischer

Wo kam Steve Forbes her? Und wo ging er hin?

Bis 1996 hatte ich noch nichts von diesem Kerl gehört. Ich hatte von seinem Nachrichtenmagazin *Forbes* gehört, einem Magazin für Reiche. Ich hatte sogar den Mann getroffen, der angeblich sein Vater war, Malcolm Forbes sen. Er kam mit dem Motorrad zur Premiere von *Roger & Me* nach New York und verhöhnte mich auf der Veranstaltung. Aber wer war »Steve«?

Zu Beginn der Vorwahlen von 1996 investierte Steve Forbes 30 Millionen Dollar von seinem eigenen Geld, um bekanntzuwerden und Wählerstimmen zu gewinnen. Doch er hatte etwas, das über die übliche Politiker-Verrücktheit hinausging und das ich nicht einschätzen konnte, etwas das wirklich... befremdlich wirkte.

Und dann sah ich Steve Forbes eines Abends in »Nightline«. Ted Koppel stellte ihm eine Frage, und ich schwöre es, Forbes antwortete anderthalb Minuten am Stück, OHNE DABEI EIN EINZIGES MAL ZU BLINZELN!

Ich fand das sehr ungewöhnlich. Also rief ich im New York Hospital an und ließ mich mit der Station für Augenheilkunde verbinden. Ich fragte den Praktikanten am Telefon, wie oft unsere Augen blinzeln müssen. Er sagte mir, daß Menschen mindestens alle 15 Sekunden blinzeln müssen. Ich ließ mir das von dem Augenarzt Dr. Smart Blankman in seiner New Yorker Praxis bestätigen. Er sagte, der Mensch blinzele durchschnittlich 12 bis 15 Mal pro Minute, aber man könne auch nur alle 20 Sekunden blinzeln. »Ich bezweifle jedoch, daß jemand nur alle 30 Sekunden blinzelt«, fügte er hinzu.

Ich rief noch einen anderen Arzt im Mount Sinai Hospital an, und er sagte, wenn man eine Minute nicht blinzle, würden einem die Augen tränen. Ich sagte ihm, daß dieser Typ, Forbes, seine Augenlider ganze anderthalb Minuten nicht bewegt habe.

»Das ist nicht möglich«, versicherte mir der Doktor. »*Sie* müssen in den Augenblicken geblinzelt haben, als Forbes blinzelte, deshalb haben Sie es nicht gesehen. So lange nicht blinzeln? Das kann kein Mensch.«

Kein... Mensch?

Am folgenden Abend war Forbes auf CNN, und er tat es wieder - ER BLINZELTE NICHT! Ich rief meine Frau Kathleen ins Zimmer.

»Bitte sieh genau hin. Siehst du ihn blinzeln? Er blinzelt doch nicht, oder?«

»Nein, er blinzelt nicht«, sagte sie in der Hoffnung, daß ich damit zufrieden wäre und sie sich wieder wichtigeren Dingen zuwenden könnte.

»Nein, er blinzelt nicht«, sagte ich. »*Und das wird er auch nicht. Weder jetzt noch irgendwann später! Er ist kein Mensch!*«

»*Ach herrje*«, schrie sie in gespielter Entsetzen, »*dann schau ihm um Gottes Willen nicht in die Augen!*«

Ich wandte sofort die Augen ab und hörte nur noch, wie er in seinem neuenglischen Akzent ständig dasselbe Wort wiederholte, als ob er uns in Trance versetzen wollte:
»Pauschalbesteuerung... Pauschalbesteuerung...
Pauschalbesteuerung... Pauschalbesteuerung...«

Ich schaltete den Fernseher aus, doch es war zu spät. Das ganze Land hatte denselben monotonen Sprechchor angestimmt:
»Pauschalbesteuerung... Pauschalbesteuerung...« Nach den Umfragen lag Forbes in New Hampshire vor Senator Dole. Wie konnte das passieren? Dann kam ich darauf. Die Zombies leben alle in New Hampshire!

War ich der einzige, der das bemerkt hatte? Ich gelangte zu der Überzeugung, daß künftige Generationen die Wahrheit über unser Schicksal erfahren sollten.

Aus meinem Tagebuch, 2. 4. 96:

Kurz vor dem Ende des Milleniums begannen auf unserem Planeten Millionen zu verschwinden. Zuerst nannte man es »gesundshrumpfen«. Wir dachten, daß die Reichen dahintersteckten. Wir wußten nicht, daß diese Männer, die man CEOs nannte, in Wirklichkeit Invasoren von einem anderen Planeten waren. Wir hätten darauf kommen können. Sie lasen alle ein Nachrichtenmagazin mit dem Namen ihres Führers auf dem Cover. Forbes. Wir hätten es eigentlich kommen sehen müssen. Es dauerte nicht lang und alle waren »gesundgeschrumpft« - und jetzt bin ich einer der wenigen, die noch übrig sind, um zu berichten, was mit unserer Zivilisation geschehen ist...

In der folgenden Woche war ich in Des Moines, Iowa, vier Tage vor den Parteikonferenzen in diesem Staat. Ich wollte all meinen Mut zusammennehmen und Forbes in seinem Hauptquartier besuchen, um ihn mit der Wahrheit zu konfrontieren. Steve Forbes war nicht da, als ich eintrudelte, aber einer seiner Wahlkampfmanager kam mit nach draußen und sprach mit mir.

»Wer sind sie?« fragte ich.

»Ich heiße... Chip Carter«, antwortete er.

Chip Carter! Mein Gott, sie haben sich den Sohn des ehemaligen Präsidenten geschnappt! Ich versuchte ganz ruhig zu bleiben, schließlich sollte er nicht merken, daß ich etwas kapiert hatte: Er konnte nicht der Mann sein, für den er sich ausgab.

»Können Sie mir sagen, wo Steve Forbes herkommt?« fragte

ich in dem Bewußtsein, daß er mit einer ehrlichen Antwort vielleicht die Vorschriften der Sternenflotte verletzen würde.

»Von irgendwo da draußen«, sagte er - und zeigte hinauf in den Himmel! (Ich schwöre, es hat sich genau so zugetragen, wie ich es euch jetzt erzähle. Fragt die Studenten von dem Fernsehsender an der Iowa State University in Ames, Iowa. Sie waren dabei und haben das ganze Gespräch mit angehört.)

Ich stellte »Chip« weitere Fragen.

»Wie lange ist... er... schon da?«, fragte ich nervös.

»Er ist vor 28 Tagen *hier gelandet*«, sagte Chip.

»Wo geht er als nächstes hin?«

»Nach Oklahoma.«

»Und wo fahren Sie hin?«

»Ich warte auf Anweisungen vom Hauptquartier.«

An diesem Punkt brach er das Gespräch ganz plötzlich ab, vielleicht weil ihm klarwurde, daß er zu viele Informationen an einen Zivilisten/eine fremde Gattung weitergegeben hatte. Sah er mir an, daß ich noch nicht »gesundgeschrumpft« war? In jener Nacht, im Ramada Inn in Des Moines, war ich total fertig mit den Nerven.

Einige Wochen später war Steve Forbes plötzlich verschwunden. Waren die Kräfte des Guten zuviel für diesen »Mann« gewesen? Forbes gewann die Vorwahlen in Delaware und Arizona zwei Staaten, die ich in nächster Zeit garantiert NICHT besuchen werde. Nach einem kurzen Auftritt in einer komatösen Nachtsendung an einem Samstag, wo ich ihn ganz ehrlich mit einer Langhaarperücke und einem Aerosmith-T-Shirt sah (offensichtlich eine Verkleidung, um sich bei unseren jungen Leuten einzuwanzen und ihre Gehirnmasse zu stehlen), war er verschwunden.

Wird dieser seltsame Mann je wieder zurückkehren? Ich weiß es nicht. Sein Magazin aber weilt noch unter uns. Ewige

Wachsamkeit ist vielleicht unsere einzige Hoffnung. Hütet euch vor den *Körperfressern*, die euch Pauschalbesteuerung versprechen!

Eltern, ich habe euch gewarnt.

FIFTEEN

Sammelbilder mit kriminellen Konzernchefs

Machen wir ein Spielchen? Es heißt »Wörter assoziieren«. Ich sage ein Wort, und ihr sagt, was euch als erstes einfällt, okay? Achtung, es geht los:

Verbrechen.

»Mord!«

»Raub!«

»Autodiebstahl!«

Verbrecher.

»Großer schwarzer Mann!«

»Mann in den Bergen, der in einem Zehn-Quadratmeter-Schuppen Bomben baut!«

Hervorragend. Ihr habt die populären Vorstellungen von Verbrechen und Verbrechern genau getroffen. Das FBI ist ganz eurer Meinung. Es bringt jedes Jahr eine Statistik heraus, die sich fast nur auf die Verbrecher bezieht, die uns ausrauben, in unsere Häuser einbrechen oder uns überfallen.

Die Kriminalität steht immer ganz oben auf der politischen Tagesordnung. In den Wählerumfragen wird sie als eines der wichtigsten Probleme unseres Landes genannt. Die Politiker reagieren auf diese Aussage, indem sie lautstark gegen die kriminellen Elemente in der Gesellschaft wettern und im Kongreß neue Gesetze durchbringen, die unsere Straßen sicherer machen sollen. Schließlich brauchte man nur alle Bösewichter einsperren und die Schlüssel wegwerfen.

Wir sind zu einem ängstlichen Volk geworden, das seine Haustüren dreifach verriegelt, seine Autos beim Parken mit Lenksperrern sichert und immer voller Angst davor bibbert, was wohl in der nächsten dunklen Ecke lauern wird.

Was aber würdet ihr sagen, wenn es da draußen noch eine viel größere Bedrohung gäbe, so schrecklich, daß sie viel mehr Schaden anrichtet als Straßengangs wie die Crips oder die Bloods? Und um die Sache noch schlimmer zu machen, was ist, wenn sich da draußen kriminelle Elemente herumtreiben, die gar nicht aussehen wie Verbrecher, sondern so tun, als ob sie eure Freunde wären - jawohl, Menschen, denen ihr trauen könnt? Ja, es sind Menschen, die wir auch noch dafür belohnen, daß sie uns ausrauben oder den Tod eines unserer Lieben auf dem Gewissen haben.

Was, wenn ich euch sagen würde, daß die Kriminalität der Konzerne - oder medienfreundlich die »Wirtschaftskriminalität« - jedes Jahr mehr Todesopfer fordert und euch mehr Geld kostet als die Straßenskriminalität insgesamt? Das haltet ihr für unmöglich? Es stimmt aber. Laut Russell Mokhiber, dem Herausgeber der Zeitschrift *Corporate Crime Reporter*, ist 1994 durch Einbruch und Raub ein Schaden von 4 Milliarden Dollar entstanden, durch betrügerisches Verhalten von Konzernen jedoch sind fast 200 Milliarden Dollar durch den Kamin! Oder was sagt ihr zu der folgenden Statistik: Durch Handfeuerwaffen gab es letztes Jahr etwa 15 000 Tote, aber durch mangelnde Sicherheit am Arbeitsplatz und Berufskrankheiten gab es über 56000.

Warum sind wir über diese Zahl nicht genauso entsetzt wie darüber, daß ein Gangster eine Knarre zieht und einen Verkäufer hinter der Ladentheke erschießt? Warum regen wir uns weniger auf, wenn die *Firma*, die den Verkäufer beschäftigt, schadhafte Leitungen im Keller nicht reparieren läßt und der Verkäufer in dem Feuer stirbt, das deshalb ausbricht? Warum wollen wir den Junkie erwürgen, der in unsere Wohnung einbricht und unsere

Stereoanlage klaut, schreien aber nicht nach kurzem Prozeß, wenn der Hersteller unserer Stereoanlage durch Absprachen mit anderen Unternehmen verhindert, daß die Preise für CDs sinken, was uns Hunderte von Dollar kostet?

Man hat uns eingeredet, »Verbrecher« seien die schlimmste Gefahr für uns, und es funktioniert. Es funktioniert besonders gut bei der weißen Mittelschicht, weil die Ganoven häufig nicht aus dieser Schicht kommen und obendrein eine andere Hautfarbe haben. Sie sind die perfekten Sündenböcke für all unsere Schwierigkeiten.

Man hat uns eingeredet, daß Konzernchefs wie Götter sind, die das Land am Leben erhalten, und - jetzt kommt das beste - daß wir wie sie werden können, wenn wir nur hart genug arbeiten!

Ich meine, wir sollten den Begriff »Verbrechen« neu definieren. Wenn der Chef einer Bank die Lebensersparnisse eines älteren Ehepaars verzoockt, sollte das ein Verbrechen sein. Wenn die Konzernchefs die Verschmutzung von Luft oder Wasser billigend in Kauf nehmen und damit verheerende Umweltschäden anrichten und letztlich Tausende umbringen, sollte das ein Verbrechen sein. Wenn ein Konzernchef die Bundesregierung bei einem Rüstungsauftrag betrügt und dabei unsere Steuergelder draufgehen, sollte auch das ein Verbrechen sein. Und wenn ein Autohersteller Dutzende von Menschen tötet, weil er ein sicherheitsrelevantes Teil wegläßt, das ihn sieben Dollar pro Stück gekostet hätte, sollten wir das ebenfalls als schweres Verbrechen betrachten.

Diese Taten von Unternehmen sollten als Kapitalverbrechen behandelt werden, die noch schwerer wiegen als die Taten normaler Straßenräuber. Warum? Weil ein normaler Krimineller vielleicht das Gesetz bricht, weil er die Droge PCP geschluckt hat oder geistig so minderbemittelt ist, daß er keinen anderen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage sieht. Eine verbrecherische Führungskraft dagegen weiß *ganz genau*, was

sie tut. Und sie tut es aus schierer Geldgier.

Der Mann im maßgeschneiderten Dreiteiler nimmt uns nicht deshalb aus, weil er ein Essen auf dem Tisch oder ein Dach über dem Kopf braucht. Er bestiehlt uns, weil ihm der Reichtum, den er bereits angesammelt hat, *einfach nicht reicht!* Er will ein Haus in Südfrankreich. Er will in eine weitere südafrikanische Diamantenmine investieren. Sein Konkurrent hat eine größere Jacht, und das macht ihn wahnsinnig.

Für mich sind solche Leute tausendmal krimineller und *unmoralischer* als der verrückte Hurensohn, der meinen Farbfernseher geklaut hat.

(Damit ihr kein falsches Bild kriegt und nicht meint, ich hätte Straßenräuber irgendwie besonders ins Herz geschlossen: Ich bin in meinem Leben das stolze Opfer von sieben Einbrüchen und einer Brandstiftung an meinem Arbeitsplatz geworden, ein betrunkenen Autofahrer hat mich angefahren und mir den Arm gebrochen, ein Typ ist mit dem Messer auf mich losgegangen, ein anderer hat mich mit einer Pistole bedroht, und als ich 14 war, hat mich ein Räuber am Times Square mit dem Messer bedroht und mir mein gesamtes Vermögen von 37 Cent abgenommen. Deshalb hasse ich diese Arschlöcher, und ich bin sehr dafür, daß man sie alle aus dem Verkehr zieht und an einem Ort in Gewahrsam nimmt, an dem ich mich nicht aufhalte.)

Wir haben alle schon ähnliche Erfahrungen gemacht. Trotzdem sollten wir endlich die Klugheit und den Mut aufbringen, das »Verbrechen« anders zu betrachten.

In »TV Nation« haben wir Crackers als Maskottchen der Fernsehshow erfunden, ihr wißt schon, das Hähnchen, das gegen kriminelle Konzernchefs kämpft. Für die Straßenräuber gab es schon McGruff, den Verbrecher jagenden Hund - wer aber unternahm etwas gegen die *Wirtschaftskriminalität*? Also schickten wir Crackers auf eine Rundreise durch die USA. Die Reaktionen waren phänomenal. Wo immer er auftauchte und die

Bürger bat, über die Wirtschaftsverbrechen in ihrer Region zu berichten, kamen Tausende zu seinem Wirtschaftsverbrechermobil. Als Crackers auf der Daley Plaza in Chicago stand, war der Andrang so groß, daß die Polizei von Chicago seinen Auftritt abbrach. Unter der 0800-Nummer von Crackers gingen über 30000 Hinweise zu Wirtschaftsverbrechen ein. Es war das Verblüffendste, was ich je erlebt hatte. Für mich war klar, daß Amerika wirklich bereit ist, den kriminellen Konzernchefs die Stirn zu bieten, die unsere Leben, unsere Wohnungen und unsere Arbeitsplätze immer unsicherer machen.

Um unseren Kampf gegen die Verbrecher in den Chefetagen fortzusetzen, brauchen wir meiner Ansicht nach etwas, das uns daran erinnert, wer die gefährlichen Wirtschaftskriminellen sind, etwas, womit wir andere vor ihren Machenschaften warnen können. Deshalb möchte ich euch die brandneuen »Sammelbilder Michael Moores mit kriminellen Konzernchefs« vorstellen. Alle Karten sind unten aufgelistet, jeweils mit einem hübschen Foto des Konzernchefs und seinen wichtigsten Daten aus dem Jahr 1996 (Alter, Einkommen, Golf-Handicap, Anzahl der gefeuerten Beschäftigten usw.). Außerdem habe ich einen kleinen Hintergrundbericht über die »Verbrechen« des jeweiligen Konzerns hinzugefügt. Als solche betrachte ich jeden Bruch strafrechtlicher oder zivilrechtlicher Bestimmungen sowie andere Aktivitäten, die wir zweifelsfrei als illegal oder unmoralisch ansehen müssen.

Ich hoffe, ihr habt eure Freude an den Karten. Setzt sie bei euren Freunden in Umlauf, gebt sie euren Kindern, nehmt sie mit ins Stadion. Vielleicht können wir einen neuen Nationalsport ins Leben rufen!

William S. Stavropoulos ist President und seit November 1995 Chief Executive Officer von Dow Chemical. Seit den achtziger Jahren hatte er in dem Unternehmen andere Führungspositionen inne. So wurde er 1990 President von Dow

Chemical USA und wurde im März 1991 in den Vorstand von Dow Corning gewählt. 1991 wurde er Vice President des Gesamtkonzerns und 1993 President und Chief Operating Officer.

Wir kennen Dow am besten durch Haushaltsprodukte wie Fantastik, Saran Wrap, Spay 'N' Wash und die Ziploc-Gefrierbeutel. Aber wußtet ihr auch, daß Dow mit etwa 40 Millionen Tonnen pro Jahr der weltgrößte Hersteller von Chlor ist, mit dem Dioxin produziert wird, die giftigste synthetische Chemikalie, die der Wissenschaft bekannt ist? Laut Greenpeace ist Dow wahrscheinlich weltweit der größte indirekte Verursacher der Dioxinproduktion (auch wenn der Konzern selbst dies bestreitet). Dioxin ist ein extrem potentes Karzinogen. Außerdem kann es die Fortpflanzungsfähigkeit beeinträchtigen, Entwicklungsstörungen bei Kindern verursachen und das Immunsystem schädigen.

Während und vor dem Vietnamkrieg war Dow der größte Lieferant von 2,4,5-T, der aktiven Komponente von Agent Orange [das im Vietnamkrieg mit verheerenden Folgen für die Vietnamesen als Entlaubungsmittel eingesetzt wurde]. Die Verwendung dieses und anderer Pestizide wurde zwar in den achtziger Jahren eingeschränkt, aber Dow stellt bis heute mit Dioxin verseuchte Pestizide her.

1995 verhängte die Environmental Protection Agency [EPA = US-amerikanische Umweltschutzbehörde] nach Angaben des Council on Economic Priorities, der großen US-amerikanischen Verbraucherorganisation, Bußgelder in Höhe von 167339 Dollar gegen den Konzern, weil er in seinem Werk in Midland, Michigan, gegen die Giftmüllvorschriften verstoßen hatte.

Ebenfalls 1995 verhängte die EPA gegen DowElanco ein Bußgeld von 876000 Dollar. DowElanco ist ein Joint-Venture-Unternehmen von Dow Chemical und Eli Lilly. Allem Anschein nach versäumte es die Gesellschaft, die gesundheitsschädlichen

Auswirkungen einer Reihe ihrer Pestizide zu melden, so von Dursban, dem meistverkauften Termitenbekämpfungsmittel in den USA.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 1 ✂
DOW CHEMICAL CO.
William S. Stavropoulos, President und CEO



Ausbildung: 1961 B.A. in pharmazeutischer Chemie an der Fordham University; 1966 Ph.D. in medizinischer Chemie an der University of Washington.

Jahre beim Unternehmen: 29

Seit 1993 vernichtete Arbeitsplätze: 15 800

Mitgliedschaften: Midland Country Club (Dow Club); Vorstandsmitglied bei: American Plastics Council, Chemical Bank, Chemical Manufacturers Association.

Größe: 1,83 m

Augen: braun

Haare: braun, silbergrau meliert

Wurfhand: rechts

Schlaghand: rechts

Fahrzeug: Cadillac FTS

Hobbys: Baseballfan und Jugendfreund des berühmten Baseballspielers Carl Yastrzemski, der in die Hall of Fame des Baseball aufgenommen wurde.

Persönliche Ziele: Hoffte, das ausgedünnte Management von Dow könne sich zu den Arbeitern wie ihr »Trainer, Teamkamerad, Berater« verhalten.

Zitat: »Auf CEO-Niveau bleibt wirklich am meisten Kies hängen.«

Zentrale: Midland, Michigan

Spitzname: Stav oder Bill

Alter: 56

Jahresverdienst: 1,28 Millionen Dollar einschließlich Gehalt und Bonus.

Geburtsort: Bridgehampton, Long Island

Dow Chemical ist auch zu 50 Prozent an Dow Corning

beteiligt, dem führenden Hersteller von Brustimplantaten und Silikon-Gel. Im Oktober 1995 verurteilte ein Geschworenengericht in Nevada den Konzern wegen eines fehlerhaften Brustimplantats zu 14,1 Millionen Dollar Schadenersatz. Die Anwälte der Klägerin stellten fest, daß »Dow Chemical schon früh über die Gefährlichkeit flüssigen Silikons Bescheid gewußt, dies jedoch vor der Öffentlichkeit geheimgehalten hatte«. Dow hat gegen das Urteil Berufung eingelegt und bestreitet, daß Brustimplantate Gesundheitsschäden verursachen können.

David H. Hoag ist seit 1991 Chairman, President und CEO von LTV Steel und seit 1984, als er zum Executive Vice President for Steel ernannt und in den Vorstand gewählt wurde, in leitenden Positionen tätig. Das Unternehmen mit Sitz in Cleveland (und Büros in Mexiko und Japan) ist der drittgrößte Stahlproduzent der USA. Sein größter Kunde ist GM (elf Prozent der Einnahmen).

Im Jahr 1986 war LTV praktisch bankrott. Bei dem verzweifelten Versuch, das Unternehmen zu retten, machten die Arbeiter von LTV und die Stadt Cleveland dem Konzern gewaltige Zugeständnisse. Die Stadt gewährte sogar Steuernachlässe auf zehn Jahre.

Tatsächlich erholte sich das Unternehmen bis 1993 und machte wieder Gewinn. Es verwendete die neuen Gewinne jedoch keineswegs, um der Stadt und seinen dortigen Arbeitern etwa durch den Ausbau oder die Verbesserung seiner bestehenden Werke zu danken. Statt dessen beschloß es, gemeinsam mit zwei ausländischen Unternehmen, ein *neues* Stahlwerk in Decatur, Alabama, zu bauen, in dem künftig viel weniger Arbeiter beschäftigt werden. Der Beschluß fiel, nachdem der Konzern dem Staat Alabama *zusätzliche* Steuererleichterungen in Höhe von 85 Millionen Dollar und der Stadt Decatur eine Beihilfe von 250 Millionen Dollar abgepreßt hatte.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 2
LTV Corporation

David H. Hoag, Chairman, President und CEO



Geburtsort: Pittsburgh, Pennsylvania

Ausbildung: 1960 B.A. in Wirtschaftswissenschaft am Allegheny College.

Jahre beim Unternehmen: 36

Seit 1986 vernichtete Arbeitsplätze: 4000 (30 Prozent der Beschäftigten)

Mitgliedschaften: Board of Directors: Chubb Corp., Lubrizol Corp., Cleveland Tomorrow.

Haare: Ein kleiner brauner Haarkranz, kämmt Haare nach unten.

Hobbys: Starker Raucher.

Auszeichnungen: Business Statesman des Jahres der Harvard Business School of Cleveland; Benjamin F. Fairless Award des American Institute of Mining, Metallurgical and Petroleum Engineers.

Ziele: Letztlich alle traditionellen, integrierten Werke durch extrem kostengünstige Mini-Werke zu ersetzen – ein hervorragendes Geschäft für Stahlproduzenten und Investoren.

Zitat: »Den Kunden ist es nicht sonderlich wichtig, wie ihr Stahl hergestellt wird.«

Zentrale: Cleveland, Ohio

Alter: 57

Jahresverdienst: 940 000 \$ plus Bezugsrecht für 70 000 Aktien.

Zum jetzigen Zeitpunkt ist noch unklar, ob die Belegschaft der neuen Fabrik wenigstens gewerkschaftlich organisiert sein wird.

»Wir haben der LTV geholfen, als ihr niemand sonst mehr helfen wollte und die Finanzinstitute sie schon aufgegeben hatten«, sagte Mike Scarver, ein Stahlarbeiter aus Cleveland.

»Die LTV sollte das Geld wieder in die Gemeinden stecken, die sie gerettet haben.«

Natürlich ist es kein Verbrechen, von der einen Gemeinde Geld zu kassieren und für eine andere neue Werke zu bauen, sondern ein »cleveres Geschäft«.

Nike wurde 1968 von **Phil Knight** gegründet, heute Chairman und CEO des Unternehmens und Besitzer von etwa 35 Prozent seiner Aktien. Nike ist der größte Schuhkonzern der Welt. 1994 gab der Konzern 250 Millionen Dollar für Werbung aus. Sein Nettogewinn betrug 1995 fast 400 Millionen Dollar.

Nike stellt nur ganz wenige Schuhe selbst her, sondern läßt sie größtenteils von asiatischen Auftragnehmern produzieren. Laut einem Bericht der niederländischen Organisation IRENE (International Restructuring Education Network Europe) werden 99 Prozent der 90 Millionen Schuhe, die Nike jährlich verkauft, von asiatischen Unternehmen mit insgesamt 75 000 Beschäftigten hergestellt.

36 Prozent der Nike-Schuhe kommen aus Indonesien, das für seine Menschenrechtsverletzungen und schlechten Arbeitsbedingungen berüchtigt ist. Indonesische Mädchen und junge Frauen nähen die Schuhe für einen Anfangslohn von etwa zwei Dollar pro Tag zusammen, ein Lohn, von dem die Arbeiterinnen nur zwei Drittel ihrer »physischen Grundbedürfnisse« decken können, wie sie von der indonesischen Regierung definiert sind. Erzwungene Überstunden sind an der Tagesordnung, obwohl sie in Indonesien eigentlich verboten sind. Auch andere Bestimmungen über Arbeitszeit, Urlaub, Mutterschaftsurlaub, Sicherheit und Gesundheit werden ständig mißachtet. Ein Gewerkschaftler stellte bei einem Besuch in Indonesien fest, daß mindestens drei Auftragnehmer von Nike Kinder beschäftigten. Ein 14jähriges Mädchen nähte 50 Stunden pro Woche Schuhe.

Tätliche Angriffe auf die Arbeiterinnen sind keine Seltenheit.

Nike bestreitet diese Arbeitsbedingungen. Das Unternehmen behauptet, es habe 1992 einen freiwilligen Verhaltenskodex eingeführt. Dieser sei Bestandteil eines »Verständigungsmemorandums« mit all seinen Auftragnehmern, das die Einhaltung der Nike-Standards gewährleiste. Das gegenwärtige Verhalten der indonesischen Auftragnehmer des Konzerns scheint jedoch den Verhaltenskodex des Unternehmens zu mißachten.

Warum werden eigentlich überhaupt Geschäfte mit einem Land wie Indonesien gemacht, das Streiks niederschlägt, Fabrikture von Soldaten bewachen läßt und Gewerkschaftsführer häufig ins Gefängnis steckt? Das indonesische Militär hat in Osttimor fast 200000 Menschen getötet, etwa ein Drittel der Bevölkerung. Nike profitiert davon, daß die USA das indonesische Regime unterstützen, das wiederum die politischen Verhältnisse garantiert, unter denen Nike seine Schuhe produzieren lassen kann.

Der Konzern bezahlt Michael Jordan als Werbeträger 20 Millionen Dollar pro Jahr. Diese Summe ist höher als die gesamten Lohnkosten der indonesischen Fabriken, die Nike-Schuhe herstellen. Presseberichten zufolge hat Andre Agassi mit Nike einen Werbevertrag mit zehn Jahren Laufzeit über 100 Millionen Dollar abgeschlossen. Mit nur einem Prozent seines gesamten Werbeetats könnte Nike 12000 seiner Arbeiter über die Armutsgrenze heben.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 3

NIKE, INC.

Philip H. Knight, Gründer, Besitzer, Chairman und CEO



M.B.A. in Stanford; C.P.A. in Oregon.

Jahre beim Unternehmen: 28

In den USA gefeuerte Arbeiter: Schloß in den achtziger Jahren seine Produktionsstätten in den USA und feuerte über 2000 Arbeiter.

Mitgliedschaften: In einer Anzahl lokaler Golfklubs, in denen er aus Zeitmangel nur selten spielt; Episkopalkirche; Republikanische Partei; American International CPAs [Certified Public Accountants].

Größe: 1,78 m

Gewicht: 76 kg

Augen: blau

Haare: Eine Menge graublonder, lockiger Haare, kämmt Haare nicht.

Schlaghand: rechts

Wurfhand: rechts

Fahrzeug: Acura NSX

Golf-Handicap: 8

Hobbys: Begeisterter Läufer, Tennisspieler, Leser, Buchladenstöberer.

Ein mildernder Umstand:

Spendete 25 000 Dollar für Tonya Hardings Prozeßkosten.

Zitat: »Wir dürfen den Ball nicht aus den Augen lassen, denn wenn wir ihn verlieren, wird es verdammt hart, ihn wiederzuerlangen.«

Besondere Leistungen: Über 90 Strafzettel wegen Geschwindigkeitsüberschreitung.

Zentrale: Beaverton, Oregon

Spitzname: Phil

Alter: 58

Jahresverdienst: 1 678 000 \$

Geburtsort: Portland, Oregon

Ausbildung: 1959 B.B.A. an der University of Oregon; 1962

Ralph S. Larsen ist seit 1989 Chairman, CEO und President von Johnson & Johnson. Von 1986 bis 1988 war er Vice Chairman von Johnson & Johnson und von 1985 bis 1986 Chairman einer Unternehmensgruppe des Konzerns.

Zwischen 1985 und 1988 startete die Ortho Pharmaceutical Corporation, eine 100-Prozent-Tochter von Johnson & Johnson,

eine Werbekampagne, in der sie das Akne-Medikament Retin-A auch zur Behandlung von sonnengeschädigter Haut empfahl, eine Verwendung, der die US-amerikanische Gesundheitsbehörde FDA nicht zugestimmt hatte. Im Januar 1991 schickte das Justizministerium Johnson & Johnson und Ortho wegen dieser Werbekampagne eine Vorladung vor eine Grand Jury, die über die Aufnahme eines Strafverfahrens entscheiden sollte. Zu diesem Zeitpunkt überredeten Führungskräfte von Ortho Beschäftigte der Firma, Tausende verfahrensrelevanter Dokumente zu vernichten und belastende Videobänder verschwinden zu lassen.

Im Januar 1995 erklärte sich Ortho für schuldig, das Verfahren durch die Vernichtung von Beweismaterial behindert zu haben, und wurde zu einer Strafe von 5 Millionen und einem Schadenersatz von 2,5 Millionen Dollar verurteilt. Dem Bundesrichter zufolge hatte »Ortho seine Unterlagen in der Hoffnung zerstört, daß die volle Wahrheit nie ans Licht kommen würde«. Er stellte außerdem fest, daß die Vernichtung der Unterlagen »nicht in einem Vakuum stattfand«.

Im Oktober 1995 schloß die Verbraucherabteilung von Johnson & Johnson mit der US-Handelsbehörde Federal Trade Commission noch in einem weiteren Verfahren wegen unlauterer Werbung einen Vergleich. Das Unternehmen war beschuldigt worden, in der Werbung für sein Spermizid-Gel K-Y PLUS Nonoxynol-9 die Gefahr einer Schwangerschaft bei der Verhütung mit Kondomen übertrieben zu haben.

Ebenfalls 1995 bezeichnete der *Multinational Monitor* Johnson & Johnson wegen des Fehlverhaltens von Ortho als einen der zehn skrupellosesten Konzerne.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 4
ORTHO PHARMACEUTICAL CO.

(100-Prozent-Tochter von Johnson & Johnson)
Ralph S. Larsen, Chairman, President und CEO



Ausbildung: 1962 B.B.A. an
der Hofstra University.

Jahre beim Unternehmen: 34

Entlassungen, seit er CEO

wurde: mindestens 3600

Mitgliedschaften: Vorstands-
mitglied bei Xerox Corp., New
York Stock Exchange und
AT&T; Vice Chairman des
Business Council.

Augen: blau

Haare: ein paar weiße

Hobbys: Abfahrt- und Lang-
laufskifahren, Moderne Kunst.

Großes Vorbild: Winston
Churchill »wegen seiner Fä-
higkeit, auch unter widrigen
Umständen das Richtige zu
tun«.

Zitat: »Freiwillig geben wir
nicht ein einziges Prozent von
unserem Marktanteil ab.«

Zentrale: New Brunswick,
New Jersey

Alter: 57

Jahresverdienst: 2.675.000 \$

Geburtsort: Brooklyn, New
York

Jan D. Timmer war von 1990 bis 1997 Präsident des niederländischen Konzerns Philips Electronics. 1977 wurde er zum Chief Executive von Philips Südafrika ernannt. Der Konzern ist vor allem für seine Haushaltselektronik und seine Multimedia-Tochter PolyGram bekannt (der »Vertriebsgesellschaft« für meinen Film *Unsere feindlichen Nachbarn*).

Im Juni 1995 bekannte sich Philips Nordamerika, ein Unternehmensbereich von Philips und einer der weltgrößten Hersteller von Halbleitern und elektronischen Bauteilen, für

schuldig, das US-amerikanische Verteidigungsministerium betrogen zu haben. Das Unternehmen hatte in seinem Werk in Mineral Wells, Texas, Gutachten für das Verteidigungsministerium gefälscht und vernichtet. Die gefälschten Testdaten bezogen sich auf militärische Ausrüstung, die an das Verteidigungsministerium und die National Aeronautics and Space Administration (NASA) geliefert wurde. Die vernichteten Testdaten deuteten darauf hin, daß die Vorgaben des Verteidigungsministeriums nicht erfüllt wurden.

Das Unternehmen erklärte sich bereit, auf Treuhandkonten neun Millionen Dollar für die Ansprüche seiner staatlichen Kunden und weitere fünf Millionen für die Ansprüche privater Kläger zu deponieren. Man sollte sich davon jedoch keinen großen »Abschreckungseffekt« erhoffen. Jon Kastle, ein Sprecher von Philips, sagte in einem Interview mit der *New York Times* über die deponierten Summen: »Für ein Unternehmen mit einem Umsatz von 34 Milliarden Dollar ist das keine große Sache.«

Bis Januar 1991 produzierte das Philips-Werk in Mineral Wells fast 40 Prozent der Widerstände in den militärischen Fernmelde-, Navigations- und Waffensystemen der NASA und des Pentagons. Etwa für den F-16 »Fighting Falcon« der Air Force, für die Patriot-Raketen der Army und für das Global-Positioning-Satellitensystem.

Das Werk in Mineral Wells wird jetzt geschlossen.

✂

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 5
PHILIPS ELECTRONICS, N. V.
 Jan D. »Hurricane« Timmer



er in seinen ersten 18 Monaten als Konzernchef 45 000 Arbeiter feuerte.
Alter: 63
Jahresverdienst: unbekannt
Geburtsort: Lienden, Niederlande
Ausbildung: Brach die Schule ab und arbeitete in einer Meladenfabrik.
Jahre bei dem Unternehmen: 44
Entlassungen, seit er Konzernchef wurde: weltweit 70 000
Größe/Gewicht: »stämmig«
Augen: blau
Haare: Sehr wenige, kämmt Haare nach links.
Ziel: Daß die Philips-Tochter PolyGram Filme in Hindi produziert.

Zitat: (1995 auf die Frage, wann er in den Ruhestand gehen werde): »Es freut mich, daß sich so viele Leute um mein Wohlergehen sorgen. Ich will nicht länger bleiben als notwendig ... Aber ich werde nicht über Nacht gehen.«
Zentrale: Eindhoven, Niederlande
Spitzname: »Hurricane«, weil

Keun Hee Lee ist CEO und Chairman von Samsung, Südkoreas größtem Mischkonzern. Chairman ist er seit 1987. Das Unternehmen wurde 1938 von Lees Vater als kleiner Reisladen gegründet. Letztes Jahr erzielte es einen Gesamtumsatz von 75 Milliarden Dollar. Lee und seine Familie haben eine Mehrheitsbeteiligung an dem Unternehmen und ein Vermögen, das von der Zeitschrift *Forbes* auf 4 Milliarden Dollar geschätzt wird.

Im Jahr 1992 spendete Samsung America, die US-

amerikanische Tochter des Konzerns, illegal für den Wahlkampf des Republikaners Jay C. Kim aus Kalifornien, der als erster Amerikaner koreanischer Abstammung in das Repräsentantenhaus gewählt wurde. Wahlspenden für Bundeswahlkämpfe von Konzernen und Ausländern sind in den USA verboten.

Im Februar 1996 bekannte sich Samsung America vor einem Bundesgericht für schuldig, daß es die erwähnte Spende durch fünf südkalifornische Angestellte des Konzerns und ihre Frauen tätigen ließ. Das Unternehmen mußte ein Bußgeld von 150000 Dollar bezahlen. Als Gegenleistung für das Schuldbekenntnis des Konzerns in der Spendensache verzichtete die Bundesregierung auf weitere Ermittlungen wegen schwererer Vergehen des Unternehmens und seiner Angestellten wie Behinderung der Justiz, Verschwörung und Benutzung von Einrichtungen der Post in betrügerischer Absicht.

Inzwischen wird in Südkorea gegen Chairman Lee und acht weitere südkoreanische Industriemagnaten ermittelt, weil sie mutmaßlich den früheren südkoreanischen Präsidenten Roh Tae Woo bestachen, um Regierungsaufträge zu bekommen. Im Januar 1996 forderten die Anklagevertreter eine Gefängnisstrafe für Lee; es ist jedoch unwahrscheinlich, daß sie tatsächlich verhängt wird.

Im Jahr 1995 lud die Occupational Safety and Health Administration [OSHA= Arbeitssicherheitsbehörde] die Samsung-Tochter Samsung Guam zu einer Anhörung vor, weil das Unternehmen bei der Erweiterung des internationalen Flughafens in Guam 118mal vorsätzlich gegen das Arbeitsrecht verstoßen hatte. Der OSAH zufolge ignorierte das Unternehmen sechs Monate lang offensichtliche Absturzgefahren, was zu schlimmen Unfällen führte. Ein Schweißer kam ums Leben, als er bei der Arbeit an einem überhängenden Dach 15 Meter in die Tiefe stürzte. Das von der Behörde verhängte Bußgeld von 8,2 Millionen Dollar ist für die Bauindustrie ein Rekord.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 6

SAMSUNG

Keun Hee Lee, Chairman und CEO



Jahre bei dem Unternehmen:
30

Mitgliedschaften: Vorsitzender des koreanischen Amateurringerverbands, stellvertretender Vorsitzender im Nationalen Olympischen Komitee Koreas.

Augen: braun

Haare: Schwarz, kämmt Haare nach rechts.

Schlaghand: rechts

Wurfhand: rechts

Fahrzeug: Porsche 911

Golf Handicap: 14-15

Hobbys: Reiten, Golf, Tischtennis, mit seinen etwa 200 Hunden spielen, »mit 300 km/h über deutsche Autobahnen brettern«.

Größter Fauxpas: Vergrätzte Steven Spielberg beim Dinner. Er wollte ein Geschäft mit dem DreamWorks Studio abschließen, brabbelte aber unentwegt über »Halbleiter«, so daß man im Studio beschloß, auf sein Geld zu verzichten.

Ziele: Daß Samsung einen Jahresumsatz von 200 Milliarden erreicht, mehr als jedes andere Unternehmen auf der Welt.

Ein mildernder Umstand: Ist aktiver Tierschützer. Setzt sich dafür ein, daß Promenadenmischungen nicht zu »Speischunden« werden.

Zentrale: Seoul, Korea

Alter: 54

Jahresverdienst: unbekannt

Geburtsort: Taegu, Korea

Ausbildung: 1965 B.A. an der Waseda Universität in Japan;

1966 M.B.A. an der George Washington University, Washington D.C.

William Rutledge ist seit 1993 Chairman, seit 1991 CEO und seit 1990 President von Teledyne Inc. Zwischen 1986 und 1990 hatte er eine Reihe von stellvertretenden Führungspositionen inne. Teledyne ist ein in Los Angeles ansässiges

Rüstungsunternehmen.

Im Jahr 1995 bekannte Teledyne sich schuldig, gegen das US-amerikanische Rüstungsexportkontrollgesetz verstoßen zu haben. Der Konzern hatte 130 Tonnen waffenfähiges Zirkonium exportiert, genug, um 24 000 Streubomben herzustellen. Käufer war der chilenische Waffenhersteller Carlos Cardoen, der laut einer Meldung der Nachrichtenagentur *Associated Press* während des iranisch-irakischen Krieges in den achtziger Jahren mindestens 10 000 Streubomben an den Irak geliefert haben soll.

Streubomben explodieren in geringer Höhe und verteilen gefährliche Sprengkörper über eine große Fläche. Mindestens eine dieser Bomben wurde im Golfkrieg von 1991 in einem irakischen Bunker gefunden.

Der Richter blieb unbeeindruckt, als Teledyne versuchte, den Regierungen Reagan und Bush die Schuld für sein Verbrechen in die Schuhe zu schieben, weil diese Cardoens Waffenlieferungen an den Irak »augenzwinkernd zugestimmt« hätten.

Ebenfalls 1995 beendete Teledyne durch die Zahlung von 2,2 Millionen Dollar einen weiteren Prozeß. Ein ehemaliger Angestellter des Unternehmens hatte ihn angestrengt. Seiner Aussage zufolge hatte ihn Teledyne durch Schikanen zur Kündigung getrieben, weil er den Behörden mitgeteilt hatte, daß der Konzern zwischen 1984 und 1994 Testergebnisse fälschte, um dem amerikanischen Staat elektronische Komponenten zu verkaufen, die nicht der Norm entsprachen. Das Unternehmen hatte seine Angestellten veranlaßt, die Tests von elektronischen Vorrichtungen zu fälschen, die bei Stinger- und anderen Raketen im Zielerfassungssystem anzeigen sollten, ob ein Flugzeug eine eigene oder eine feindliche Maschine ist. Etwa 2500 Komponenten, die bei den Tests versagt hatten, wurden dem Militär verkauft.

Die staatlichen Ermittlungen in dieser Sache zogen mehrere Zivilprozesse nach sich, in denen das Unternehmen Vergleiche in Höhe von über 19 Millionen Dollar schloß. Teledyne bestreitet jegliches Fehlverhalten, so daß von den Vergleichen keine große abschreckende Wirkung ausgehen dürfte. Zwei weitere Vergleiche über insgesamt 112,5 Millionen Dollar hatte das Unternehmen schon 1994 geschlossen, nachdem Angestellte die Behörden über gefälschte Tests und überhöhte Kostenvoranschläge bei Regierungsaufträgen informiert hatten.

Im Jahr 1993 schloß das Pentagon eine Tochtergesellschaft von Teledyne ein Jahr lang von der Auftragsvergabe aus, weil das Unternehmen sich schuldig bekannt hatte, bei neun Millionen elektronischen Komponenten für verschiedene Waffen fehlerhafte Test durchgeführt zu haben. Laut der *Los Angeles Times* war dies das erste Mal, daß das Pentagon eine so schwere Sanktion gegen einen seiner 100 größten Lieferanten verhängte. Ebenfalls 1993 bezahlte Teledyne in einem Vergleich 2,15 Millionen Dollar, nachdem ein Qualitätssicherungsingenieur die Kontrollabteilung des Unternehmens beschuldigt hatte, die Tests von elektronischen Komponenten in Flugzeug-Cockpits gefälscht zu haben. Schon 1992 hatte der Konzern in einem Verfahren wegen fehlerhafter Tests von Teledyne Relays einen Vergleich in Höhe von 17,5 Millionen Dollar geschlossen, damals die höchste Summe, die jemals bei einer außergerichtlichen Einigung in einem Betrugsprozeß gegen ein Rüstungsunternehmen ausgehandelt worden war.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 7

TELEDYNE, INC.

William Rutledge, Chairman, President und CEO



der George Washington University; 1984 Teilnahme am Stanford Executive Program.

Jahre bei dem Unternehmen:
10

Als CEO vernichtete Arbeitsplätze: mindestens 3000

Mitgliedschaften: Vorstandsmitglied der Federal Bank of California (einer Spar- und Hypothekenbank in Los Angeles).

Augen: blau

Haare: Weiß, kämmt Haare nach rechts.

Autor von: »Noncontracting Strip Tension System Provides Tight Coils«, in: *Iron and Steel Engineer*, Februar 1971.

Stolzeste Errungenschaft an seinem früheren Arbeitsplatz: Bau eines gepanzerten Truppentransporters zur Bekämpfung der Russen, der so schnell war, daß sein Fahrer auf dem Rückweg vom Testgelände einen Strafzettel bekam, weil er die Geschwindigkeitsbegrenzung von 55 km/h überschritten hatte.

Zitat: (In Reaktion auf die Vermutung, daß bei Teledyne die Korruption grassiere): »Das ist völlig absurd und offen gesagt extrem beleidigend.«

Ziel: Die aufgrund von Gerichtsverfahren, extrem hohen Betriebsaufwendungen und der Wirtschaftslage »absolut inakzeptable« Gewinnmarge zu vergrößern.

Zentrale: Los Angeles, Kalifornien.

Alter: 54

Jahresverdienst: 1 065 500 \$

Ausbildung: 1963 B.S. in Metallurgie am Lafayette College; M.S. in Finanzmanagement an

Melvin R. Goodes ist Chairman und CEO von Warner-Lambert, dem Pharmariesen aus New Jersey, der die früher von Parke-Davis produzierten Medikamente Benadryl, Listerine und Halls Hustentropfen herstellt. Er hat diese Position seit 1991 inne. Zwischen 1985 und 1991 war er President und Chief

Operating Officer des Konzerns.

Von 1990 bis 1993 hielt Warner-Lambert vor der FDA geheim, daß die Herstellungsverfahren bei der Produktion mehrerer Medikamente fehlerhaft gewesen waren. Darunter Dilantin, ein beliebtes Mittel gegen Epilepsie, und drei weitere Medikamente, die das Unternehmen heute nicht mehr herstellt und die zur Behandlung der Parkinsonschen Krankheit und von Schilddrüsenerkrankungen eingesetzt wurden. Die Fehler bei der Herstellung hatten zur Folge, daß die Medikamente chemisch nicht stabil waren und mit der Zeit an Wirksamkeit verloren. Viele Patienten erhielten deshalb vermutlich niedrigere Dosen als beabsichtigt.

Im Jahr 1993 erklärte sich das Unternehmen bereit, während der Verbesserung seiner Herstellungsverfahren einen Großteil seiner Produktion auszusetzen, auch die von Roloids, einem beliebten Magensäure bindenden Mittel. Danach hätten eigentlich keine mangelhaften Medikamente mehr geliefert werden dürfen. Der Staatsanwaltschaft zufolge ergaben jedoch Tests, die das Unternehmen selbst durchführte, daß die Medikamente auch nach diesem Zeitpunkt noch instabil waren.

Im November 1995 erklärte sich das Unternehmen eines Verbrechens für schuldig und zahlte 10 Millionen Dollar Entschädigung. Dies war zwar das höchste Bußgeld, das je von einem Markenhersteller aus der Pharmaindustrie an die FDA bezahlt wurde, dürfte jedoch ein Unternehmen mit einem jährlichen Nettogewinn von 700 Millionen Dollar kaum beeindruckt haben. Selbst Wertpapier-Analysten bezeichneten die Buße als »geringfügig«.

KRIMINELLER KONZERNCHIEF # 8

WARNER-LAMBERT CO.

Melvin R. Goodes, Chairman und CEO



University in Kingston, Ontario;
1960 M.B.A an der University
of Chicago.

Jahre bei dem Unternehmen:
31

**Vernichtete Arbeitsplätze,
seit er CEO ist:** Gute Nach-
richt – die Zahl der Beschäf-
tigten ist um 3000 gestiegen;
schlechte Nachricht – 5500
Stellen sollen abgebaut wer-
den.

Mitgliedschaften: Plainfield
Golf Club, Pine Valley Golf
Club

Augen: blau

Haare: Mehr als bei einem
CEO üblich.

Wurffhand: rechts

Schlaghand: rechts

Fahrzeug: Jaguar

Golf-Handicap: 10

**Lieblingsschläger auf dem
Fairway:** Driver. Goodes
schlägt gern lange Bälle.

Hobbys: Tennis, engagiert in
einer Phantasie-Basketball-
Liga, frenetischer Golfer.

Zitat: »Ich habe schon bei mi-
nus 30 °C Golf gespielt. Das ist
für mich nichts Besonderes,
ich bin Kanadier.«

Zitat: »Contingency work [die
befristete Arbeit an Projekten]
kann die flexiblen Stellenange-
bote schaffen, die viele Leute
haben wollen.«

Zentrale: Morris Plains, New
Jersey

Alter: 61

Jahresverdienst: 1 722 000 \$

Geburtsort: Hamilton, Onta-
rio

Ausbildung: 1957 Bachelor of
Commerce an der Queens Uni-

SIXTEEN

Warum sind Gewerkschaftsführer so bescheuert?

Gibt es etwas Peinlicheres als die Menschen, die sich heutzutage als Gewerkschaftsführer ausgeben? Diese Typen sind die jämmerlichsten Looser, die ich seit meinem Förderkurs für Metallbearbeitung in der neunten Klasse gesehen habe.

Wenn Anthropologen dereinst die Überreste unserer Kultur ausgraben und unser Verhalten untersuchen, werden sie nicht kapieren können, warum die Vorsitzenden der großen amerikanischen Gewerkschaften umkippten und einfach zuließen, daß die Unternehmensbosse das Leben ihrer Mitglieder ruinierten.

»Wie kann man nur so bescheuert sein?« werden sich die Sozialwissenschaftler des 23. Jahrhunderts verwundert fragen. Falls spätere Generationen einmal dieses Buch finden sollten, kann ich ihnen sehr wohl erklären, wie strohdumm diese Kerle waren.

Douglas Fraser von den United Auto Workers war so blöd, daß er als Gewerkschaftsvorsitzender Anfang der achtziger Jahre einen Sitz im Vorstand von Chrysler annahm, um dort als »Aufpasser« zu fungieren. Während Fraser also für seine Gewerkschaft den Wachhund spielte, schloß Chrysler 20 Fabriken und 3 Ersatzteillager und entließ kurzerhand über 50000 Mitarbeiter! Erinnert mich bitte daran, daß ich den Kerl auf keinen Fall bitte, auf mein Haus aufzupassen, wenn ich verreisen muß.

Der nächste Vorsitzende der United Auto Workers war Owen

Bieber. Er war so dumm, daß er 1987 einen Vertrag mit General Motors unterzeichnete, laut dem jeder zweite Mitarbeiter, der in Rente ging, starb oder kündigte, *nicht* ersetzt wurde. Bieber befand, es sei besser, die Anzahl seiner Gewerkschaftsmitglieder zu *reduzieren* und die verbleibenden Mitglieder schneller, härter und länger arbeiten zu lassen als je zuvor. In dem Jahr, in dem der Vertrag geschlossen wurde, erwirtschaftete GM bereits einen Gewinn von 3,6 Milliarden Dollar.

Die Gewerkschaftsführer der Communications Workers of America waren so dumm, daß sie 1992 stumm und tatenlos zusahen, wie AT & T ein Programm namens »Arbeitsplatz der Zukunft« startete, bei dem Unternehmensleitung und Belegschaft »enger zusammen im Team« anstatt gegeneinander arbeiten sollten. Im nächsten Jahr schloß AT & T 40 Niederlassungen und vernichtete 4000 Arbeitsplätze. Nach einem weiteren halben Jahr der »Zusammenarbeit« baute AT&T noch einmal 15000 Stellen ab. Die Gewerkschaft wollte das »Team« immer noch nicht auflösen - also gab AT & T ein Jahr später seelenruhig bekannt, man werde weitere 40000 Mitarbeiter entlassen! Erst dann dämmerte es der Gewerkschaftsführung, daß AT & T wohl etwas im Schilde führen mußte.

Auch andere Gewerkschaftsführer fallen immer wieder auf Schlagwörter wie »Zusammenarbeit« oder »Qualität des Arbeitslebens« herein, obwohl sich dahinter doch nur Versuche verbergen, Stellen abzubauen und die Gewerkschaften kaputtzumachen.

In einem weiteren Anfall offizieller Gewerkschaftsverblödung entschied Lane Kirkland, der mittlerweile verstorbene Vorsitzende des Gewerkschaftsdachverbandes AFL-CIO, die Gewerkschaften könnten sich am besten gegen das Nordamerikanische Freihandelsabkommen wehren, wenn sie stillschweigend Einfluß beim amerikanischen Kongreß nehmen würden. So traten ROSS Perot und Pat Buchanan auf den Plan

und setzten sich an die Spitze der populären Bewegung gegen NAFTA. Weil Kirkland das Thema diesen beiden Spinnern überließ, wirkte Clinton mit einem Mal ganz vernünftig. Und damit konnte der Präsident NAFTA durchsetzen.

Die Gewerkschaftsvorsitzenden sind so dumm, daß sie seit den späten siebziger Jahren immer wieder Kürzungen der Löhne und Mehrleistungen von Seiten ihrer Mitglieder akzeptierten, und das aus dem ganz einfachen Grund, *weil die Unternehmen sie darum baten!* Anstatt mehr Arbeitsplätze in den USA zu schaffen, bauten die Konzerne mit dem gesparten Geld neue Fabriken im Ausland. Und dann feuerten sie genau die amerikanischen Arbeiter, die ihnen die Einsparungen ermöglicht hatten!

In meiner Heimatstadt Flint in Michigan war die UAW-Führung so dumm, sich aktiv beim Stadtrat dafür einzusetzen, General Motors Steuererleichterungen zu gewähren, wodurch der Konzern in den vergangenen 20 Jahren 1,8 Milliarden Dollar an kommunalen Steuern sparte. Die Gewerkschaftsführer glaubten, General Motors würde zum Dank für die Steuererleichterungen neue Arbeitsplätze schaffen. Doch statt dessen baute General Motors in diesem Zeitraum über 40 000 Stellen in Flint ab - und gab keinen Cent der Einsparungen an die Stadt zurück.

Die Aufzählung gewerkschaftlicher Dummheiten könnte ein ganzes Buch füllen. Für mich ist das auch aus persönlichen Gründen traurig. Mein Onkel Laverne nahm am großen Sitzstreik 1936/ 37 in Flint teil, mit dem der erste Vertrag für die United Auto Workers durchgesetzt wurde. Historiker sehen in diesem Vertrag den Beginn der modernen Arbeiterbewegung für ganz Amerika. Weil mein Onkel und andere jahrelang für bessere Bedingungen kämpften, konnten wir in einem Haus leben, das uns selbst gehörte, zum Arzt gehen, wenn wir krank waren, unsere Zähne richten lassen, wenn es nötig war, oder studieren, wenn wir wollten - und das alles hatten wir der

Gewerkschaft zu verdanken.

Dieser Fortschritt fand am 5. August 1981 ein jähes Ende. Damals entließ Präsident Ronald Reagan 11400 streikende Fluglotsen und ersetzte sie durch gefügigere Mitarbeiter, eine Maßnahme, die bis dahin selbst in der amerikanischen Geschichte nicht vorgekommen war. Das war der Anfang vom Ende für die amerikanischen Gewerkschaften. Dumm wie sie waren, riefen die Gewerkschaftsführer nicht zu einem landesweiten Generalstreik auf, der das Land so lange lahmgelegt hätte, bis Reagan die Fluglotsen wieder eingestellt hätte. Gewerkschaftsmitglieder durchbrachen die Ketten der Streikposten und flogen weiterhin mit dem Flugzeug. Ich weiß noch, daß ich mich acht Monate lang weigerte, ein Flugzeug zu besteigen - und Mühe hatte, andere auch davon zu überzeugen. Junge, Junge, was für eine Strapaze, von Michigan nach Los Angeles zu latschen! Zuletzt gab ich auf und nahm wieder das Flugzeug.

Reagan zwang die Gewerkschaft der Fluglotsen in die Knie, die in ihrer Dummheit bei der Wahl für ihn gestimmt hatten, weil sie dachten, mit Ronnie im Oval Office würden sie am besten fahren! Dumm. Dumm. Dumm. Reagan wurde zum Held des Big Business - das bis in die neunziger Jahre die Gewerkschaften zerschlug, Rekordgewinne einsackte, von enormen Steuererleichterungen profitierte und das Haushaltsdefizit der USA verdreifachte. Reagan und Co. kamen damit durch, weil sie wußten, daß die Arbeiter und Gewerkschaften sich alles klaglos gefallen lassen würden.

Und genau so war es auch. Unsere Gewerkschaftsführer hätten sich alle auf Neville umtaufen lassen sollen (Neville Chamberlain war der Engländer, der Hitler 1938 alles gab, was er verlangte). Doch statt sich zu wehren - und zwar heftig zu wehren -, ließen die Gewerkschaftsführer ohne auch nur aufzumucken zu, daß uns die rechten Politiker und Wirtschaftsbosse unser Land wegnahmen.

Die Reaktion der Gewerkschaften auf die Maßnahmen zur Gesundschumpfung in der amerikanischen Wirtschaft läßt sich mit wenigen Sätzen zusammenfassen:

»General Motors will diese Fabriken schließen und die Produktion nach Mexiko verlagern? Kein Problem, Sir! Wie können wir Ihnen helfen? Sie sagen, Sie wollen keine Steuern zahlen? Kein Problem! Sie müssen keine Steuern zahlen! Sie wollen, daß fünf Arbeiter die Arbeit machen, die früher von zehn Arbeitern erledigt wurde? Stets zu Diensten! Nein, es macht uns überhaupt nichts aus, sieben Tage die Woche zu arbeiten! Warum soll man Jobs an Arbeitslose verschenken, wenn wir statt dessen einfach nur Überstunden machen müssen? Wir brauchen keine Zeit für unsere Kinder! Sie wollen, daß wir den Japanern die Schuld in die Schuhe schieben und behaupten, sie hätten uns unsere Jobs weggenommen? Hey, das ist einfach! Geben Sie mir einen Vorschlaghammer und ein japanisches Auto, damit ich die Karre demolieren kann! Ach was, geben Sie mir doch gleich einen Ausländer! Ich habe kein Problem, meine Wut an dem Feind auszulassen, den Sie für mich erfunden haben! Besser die anderen als man selbst!«

Unsere Gewerkschaftsführer haben eine wichtige Lektion vergessen, die wir schon in der Grundschule gelernt haben: Wenn man dem Schläger gibt, was er will, wird er keineswegs dein Freund, sondern er will immer mehr, *weil er nun weiß, daß er es bekommt!* Die einzige Möglichkeit, mit dem Klassentyrannen umzugehen, war, sich ihm zu stellen und sich zu wehren. Selbst wenn er dich verprügelte, empfand er für dich danach einen Respekt, den er vor den anderen, die sich ihm beugten, nicht hatte. Normalerweise ließ er dich dann in Ruhe, weil es zuviel Mühe machte, mit dir zu kämpfen und dein Gesicht in den Schnee zu drücken. Es war eben einfacher, jene anderen zu tyrannisieren, die ihm ohne Widerstand gaben, was er wollte.

In der Arbeitswelt ist das nicht anders. Als sich die ersten

Gewerkschaften gegen die Unternehmer wehrten, brachte das für uns alle einen höheren Lebensstandard - selbst für diejenigen, die nicht in der Gewerkschaft waren. Dank der Gewerkschaften gibt es Sozial-, Kranken- und Rentenversicherungen, Gesetze gegen Kinderarbeit, Sicherheitsvorschriften und Löhne, die es selbst einem ungelerten Arbeiter ermöglichen, viele Produkte zu kaufen - wodurch wiederum mehr Leute Arbeit finden.

Wer gern über die Gewerkschaften schimpft, sollte sich einmal umsehen. Das Leben ist deutlich besser, weil jemand *in der Gewerkschaft* dafür gekämpft hat. Unternehmer werden nie zu Menschenfreunden, wenn man sie nicht dazu zwingt.

Was ist nun mit unseren Gewerkschaftsführern passiert? Warum sind sie umgekippt? Haben sie sich zu sehr an ihr dickes Gehalt von 100 000 Dollar im Jahr und die schicken Büros gewöhnt? Haben sie vergessen, wo sie herkommen? Oder haben wir als Gewerkschaftsmitglieder die Verantwortung abgeschoben und waren nicht wachsam genug? Früher drängten sich bei den monatlichen Gewerkschaftsversammlungen die Leute. Seit Mitte der achtziger Jahre kommen so wenige, daß eine Versammlung nach amerikanischem Recht kaum noch beschlußfähig ist. Die Gewerkschaftler waren zu sehr mit ihrer Dummheit oder damit beschäftigt, vor Reagan und Bush zu katzbuckeln. Oder vielleicht genossen wir zu sehr den Komfort, den uns unser von der Gewerkschaft erstrittenes Gehalt bescherte, und haben vergessen, die Fernbedienung für unseren Fernseher mit Großbildschirm aus der Hand zu legen, uns aus dem Sessel zu hieven und zur Gewerkschaftssitzung zu gehen.

Wie viele von uns wissen überhaupt, wie unsere Gewerkschaftsvorsitzenden heißen? Als Mitglied drei verschiedener Gewerkschaften (Writers Guild, Directors Guild und der American Federation of Television and Radio Artists) kann ich keinen der Vorsitzenden nennen. Wenn man nicht einmal weiß, wer einen zur Sitzung eingeladen hat, dann ist es

auch verständlich, daß wir alle am Steuer eingeschlafen sind.

Aber vielleicht sollte ich nicht über die Trottel an der Spitze unserer Gewerkschaften meckern, sondern selbst etwas unternehmen und mit meinen eigenen bescheidenen Mitteln die Arbeiterbewegung retten.

Bei der Produktion der gebundenen Ausgabe dieses Buchs in Amerika mußte ich feststellen, daß keine Gewerkschaft daran beteiligt war. Die Mitarbeiter von Crown Publishers und vom Konzern Random House sind nicht gewerkschaftlich organisiert. Der Typ, der den Umschlag gestaltete, hatte keine Verbindung zur Gewerkschaft. Die Belegschaft der Druckereien von Random House war ebensowenig in einer Gewerkschaft wie die Mitarbeiter im Vertrieb. Ich sprach mit vielen und versuchte, sie zur Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft zu bewegen. Sie waren immer sehr höflich, während sie versuchten, nicht die Augen zu verdrehen. Nur das Papier und der Umschlag für das Buch wurden von gewerkschaftlich organisierten Arbeitern hergestellt.

Ich selbst habe zwei Mitarbeiter eingestellt, die mir bei der Recherche für dieses Buch helfen. Sie heißen Gillian Aldrich und Tia Lessin. Beide gehören keiner Gewerkschaft an. Ich weiß, ich weiß, ihr sagt jetzt wahrscheinlich: »Hey Mike, deine Angestellten brauchen keine Gewerkschaft! In deinem Büro geht es bestimmt ganz locker zu, ein toller Job bei dir, eine endlose Party mit Rock'n'Roll und allem, was sich das Proletariat nur wünschen kann!«

Klar, trotzdem hat die Sache einen Haken: Gillian und Tia haben keine Rechte an dem Buch, sie sind an den potentiellen Gewinnen nicht beteiligt, obwohl sie hart dafür arbeiten, Überstunden machen und jederzeit entlassen werden können. Sie haben keinerlei Schutz. Egal, für was für einen Gutmenschen ich mich halte, sie sind mir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Solange sie bei diesem Projekt nicht gleichberechtigt beteiligt sind, bin ich im Vorteil, und sie

müssen meine Launen erdulden.

Deswegen brauchen Tia und Gillian und all die anderen eine gewerkschaftliche Vertretung. Man kann sich das als ausgleichende Gerechtigkeit vorstellen: Wir leben in einem Land, das auf dem Prinzip der Fairneß gründet: Alle Menschen sollten mit Achtung behandelt werden und ein Mitspracherecht in den Dingen haben, die ihr Leben betreffen. Warum werfen wir dieses Prinzip über Bord, wenn wir ein Büro betreten? Ist dort nicht auch Amerika? Oder gelten die in der Unabhängigkeitserklärung garantierten Grundrechte »Leben, Freiheit und das Streben nach Glück« nicht während der Arbeitszeit von 9.00 Uhr bis 17.00 Uhr (oder bis 18.00, 19.00 oder 20.00 Uhr)?

Also begann ich mit der gewerkschaftlichen Organisation meiner Mitarbeiter. Ich ermunterte Tia und Gillian, sich nach einer Gewerkschaft umzutun, der sie gerne beitreten würden. Ich wollte ihre Mitgliedschaft anerkennen und einen festen Arbeitsvertrag mit ihnen abschließen. Sie schienen von dieser Aussicht begeistert (manche würden sagen, etwas *zu* begeistert) und erkundigten sich.

Ihre Erfahrungen in den folgenden Monaten sagen alles über den Zustand der Gewerkschaften in unserem Land.

Zuerst wandten sie sich an die Writers Guild - denn sie dachten zu Recht: »Hey, schließlich jobbe ich für ein Buch.« Eine Gewerkschaft für Schriftsteller schien also naheliegend. Doch bei der Writers Guild erfuhren sie: »Tut uns leid, aber wir vertreten keine Buchautoren - nur Autoren für Rundfunk, Fernsehen und Film.« Man riet ihnen, sich an die Authors Guild zu wenden.

Also riefen sie bei der Authors Guild an. Dort sagte man ihnen, die Authors Guild sei keine richtige Gewerkschaft: »Wir bieten unseren Mitgliedern nur Rechtsbeistand und solche Sachen.« Tia und Gillian wurde vorgeschlagen, sie sollten die

Association of American Publishers (AAP) anrufen.

Das war nicht in unserem Sinn. Die AAP ist der Verband der amerikanischen Verleger und daher gewerkschaftsfeindlich eingestellt.

Ein Freund von Tia schlug die National Writers Union vor. Ich hatte schon davon gehört, der Name klang nach einer guten und progressiven Organisation. Tia rief im Büro der New Yorker Vertretung an, erreichte aber nur einen Anrufbeantworter, obwohl es zwei Uhr nachmittags an einem Montag war. Sie hinterließ eine Nachricht, daß sie unbedingt einer Gewerkschaft beitreten müsse. Vier Monate später hatte sie immer noch nichts von der National Writers Union gehört.

Genervt beschlossen die beiden, es bei der Lokalvertretung der Matrosengewerkschaft zu versuchen. Sie erklärten, sie würden das Meer lieben, außerdem hätten sie beide ein blauweiß gestreiftes T-Shirt. Sie sprachen mit dem »Hafenagenten«, der ihnen sagte, sie müßten sich »Seemannspapiere« besorgen und das sei nur über die Küstenwache möglich.

Tia rief die Küstenwache an, aber es hob niemand ab. Aber das nur zu unserer nationalen Sicherheit.

Als nächstes probierten sie es bei der Gewerkschaft der Hafenarbeiter. Dort sagte man ihnen, sie müßten sich Papiere beim Hafenamt besorgen. Aber beim Hafenamt erfuhren sie, man würde niemandem mehr Papiere ausstellen: »... selbst wenn Sie Bürgermeister Giuliani persönlich wären.« Ich schätze, das bedeutet, daß nicht einmal Gott Papiere bekommen würde.

Der nächste Anruf galt der Gewerkschaft der Maschinenschlosser (Tia und Gillian mußten im Büro immer das Faxgerät reparieren, und wir dachten, das würde sie als Maschinenschlosser ausreichend qualifizieren). Die Gewerkschaft schien interessiert, erklärte aber, die beiden müßten eine Aufnahmegebühr von 300 Dollar bezahlen. Davon

kann man die Lebensmittel für einen ganzen Monat kaufen.

Also probierten sie es weiter bei anderen Gewerkschaften. Tia rief bei der Gewerkschaft der Müllmänner an. Der Sekretär fragte, für welche Müllfirma sie arbeite.

»Random House«, antwortete sie.

»Das ist keine Müllfirma«, wandte er ein.

»Oh doch. Dort erscheinen die Romane von Joan Collins.«

»Wir haben eine sehr strenge Satzung. Sie müssen Müll *auf sammeln*, nicht veröffentlichen.«

Er verwies sie an die Teamster-Gewerkschaft. Das ist eigentlich die Gewerkschaft der Transportarbeiter, doch die Ortsverbände 1034 und 840 kümmern sich um die Leute, die nicht so richtig in ein Berufsschema passen, also zum Beispiel Arbeiter, die auf der Pferderennbahn Heuballen abladen, oder Friedhofsgärtner oder die Leute, die bei einer Blutbank Blut abzapfen. Endlich kam Tia ihrem Ziel ein bißchen näher.

Beim Teamster-Ortsverband 840 waren die Leute hochofrennt und wollten Tia und Gillian unverzüglich aufnehmen. Ich mußte mich also nur noch mit ihnen zusammensetzen und einen Tarifvertrag aushandeln.

Inzwischen hatte die Suche nach einer geeigneten Gewerkschaft jedoch so lange gedauert, daß ich erst mit dem Gewerkschaftsvertreter sprach, nachdem Tia und Gillian ihre Arbeit an meinem Buch bereits beendet hatten. Aber hey, was sind schon zwei weitere nicht gewerkschaftlich organisierte Werkstätige, wenn es 108 800 000 davon gibt!

Trotz allem habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben. Je mehr die amerikanischen Wirtschaftsbosse den amerikanischen Traum des einzelnen Arbeitnehmers zerstören, desto mehr treiben sie die Arbeiter den Gewerkschaften in die Arme. Und in letzter Zeit haben einige Gewerkschaften bessere Vorsitzende gewählt. Vor kurzem schrieb der Sozialhistoriker Peter Rachleff

in *The Nation*, daß Gewerkschaften in den zwanziger Jahren noch fast 20 Prozent der Werktätigen vertraten und es heute nur noch knapp 10 Prozent sind. Doch schon damals dachte man, die Gewerkschaften seien am Ende. Wie heute verfügte 1 Prozent der Bevölkerung (die Reichen) über ein höheres Einkommen als die 40 Prozent am unteren Ende der sozialen Leiter. Streiks gehörten damals wie heute der Vergangenheit an, und die Gewerkschaftsführer beschwatzten die Basis, »vorsichtig zu handeln und mit den Unternehmen zusammenzuarbeiten«. Löhne und Gehälter stagnierten, die Zahl der Arbeitsstunden wuchs und die Börse brummte.

Aber schließlich kamen die Dinge wieder ins Lot. Beim Börsenkrach stürzten die Kurse in den Keller, und schon bald streikten Millionen Amerikaner und gründeten neue und größere Gewerkschaften. Der Lebensstandard stieg. Das kann auch heute wieder passieren.

Und nachdem auch so viele Führungskräfte entlassen worden sind, können wir vielleicht schon bald erleben, wie unsere ehemaligen Chefs mit uns auf die Straße gehen und streiken. Und dafür haben sich dann alle Entbehrungen gelohnt!

Übrigens, das Taschenbuch der amerikanischen Ausgabe wird bei HarperCollins veröffentlicht, dem einzigen größeren Verlag in Amerika, dessen Mitarbeiter gewerkschaftlich organisiert sind. Viele kleine Schritte ergeben irgendwann einen großen Sprung...

SEVENTEEN

Das Haushaltsbudget ausgleichen? Nehmt mein Sparkonto!

Der Preis für Unbedarftheit hätte im Wahljahr 1996 an Bob Dole gehen sollen. Dole war noch immer leicht belämmert, weil er bei den Vorwahlen in New Hampshire gegen Pat Buchanan unterlegen war. Er erklärte damals, er habe nicht gewußt, daß Arbeitslosigkeit und die Wirtschaft für die Wähler so wichtig seien. Also bitte!

Bob hatte einen Großteil des Vorjahres damit verbracht, ein ausgeglichenes Haushaltsbudget zum wichtigsten Thema im Kongreß zu erheben. Beim symbolischen letzten Antrag, den er im Senat vor seinem Rücktritt zur Abstimmung brachte, forderte Dole einen Verfassungszusatz zugunsten eines ausgeglichenen Haushalts. Bereits zweimal hatten er und seine Kumpels bei den Republikanern die Regierung in der Überzeugung lahmgelegt, daß sich das amerikanische Volk mit dem Schlachtruf »EIN AUSGEGLICHENES HAUSHALTSBUDGET!« hinter ihm scharen würde.

Pustekuchen! Der Durchschnittsamerikaner schert sich einen Dreck um einen ausgeglichenen Staatshaushalt, *weil er viel zu sehr damit beschäftigt ist, sein eigenes Konto auszugleichen!* Dole war schockiert, daß die Amerikaner wegen des Nordamerikanischen Freihandelsabkommens und der anderen Problemchen, die sie um ihren Arbeitsplatz gebracht hatten, so verzweifelt waren. Wo lebte dieser Mann eigentlich?

Die Debatte um ein ausgeglichenes Budget - an der sich auch Clinton dummerweise beteiligte - ist nur ein

Ablenkungsmanöver, ein Versuch der Politiker, uns über die wahren Probleme dieses Landes hinwegzutäuschen. Sind die wirklich so dumm und denken, wir würden uns für das Haushaltsdefizit interessieren? Wie steht es denn mit *unserem* Defizit?

Der durchschnittliche werktätige Amerikaner verdient etwa 14420 Dollar im Jahr. Ein durchschnittlicher Haushalt verfügt über ein Einkommen von 30 000 Dollar - und ist mit 33 000 Dollar verschuldet. Das ist ein Defizit von 3000 Dollar. Der Durchschnittsamerikaner hat heutzutage kein ausgeglichenes Budget. Die Gesamtverschuldung liegt in den USA bei knapp 5 Billionen Dollar - praktisch genausoviel wie die Staatsverschuldung!

Die Zeiten sind hart. Die Menschen hangeln sich von Gehaltszahlung zu Gehaltszahlung. Viele machen sich nicht einmal mehr die Mühe, ihr Konto auszugleichen, was hätte das auch für einen Sinn? Es gibt keinen Ausgleich!

Man muß nur einen Blick auf das monatliche Budget eines Otto Normalverbrauchers werfen, und schon ist meine These bewiesen.

Nehmen wir Bob und Debbie Davis aus San Diego in Kalifornien. Das sind Freunde meiner Schwester Veronica. Sie haben zwei Kinder und verfügen zusammen über ein Einkommen von 48 444 Dollar im Jahr - und sie schaffen es nicht, ihre Schulden abzubauen. Etwas läuft in diesem Land gewaltig schief, wenn eine Familie mit 48000 Dollar im Jahr damit nicht mehr auskommt. Sehen wir uns einmal genauer an, wie die Familie Davis versucht, sich über Wasser zu halten.

Bob und Debbie haben beide einen Collegeabschluß. Bob ist Therapeut und arbeitet mit behinderten Kindern in einem Krankenhaus in San Diego. Debbie ist Lehrerin, bekommt aber keinen vollen Lehrauftrag. Der Schulbezirk hat sie für 3,75 Stunden am Tag als feste Vertretung eingestellt - und damit liegt

sie genau unter dem Limit von 4 Stunden, ab dem man ihr Sozialleistungen bezahlen müßte. Nach Abzug der Steuern verfügen die beiden über ein Nettoeinkommen von 2982 Dollar im Monat. Ihre Ausgaben? 3490 Dollar - das sind 500 Dollar mehr, als sie verdienen.

Und was für ein extravagantes Leben führen Bob und Debbie? Sie haben einen zehn Jahre und einen fünf Jahre alten Honda (made in the USA). Sie wohnen zur Miete im 70 Jahre alten Haus eines Verwandten, der ihnen die Miete stundet. Einmal in der Woche gehen sie essen - mexikanisches Fastfood. Luxus? Die Töchter haben Ballettunterricht. Oh, und sie haben Kabelfernsehen. Und wie die meisten arbeitenden Menschen spenden sie einen höheren Anteil ihres Einkommens an Wohltätigkeitsorganisationen als reiche Leute (im Fall der Familie Davis sind das Spenden für die Umweltschutzorganisation Sierra Club, die Organisation Mütter gegen Alkohol am Steuer, die Pfadfinder und ein Kinderkrankenhaus).

Die Familie Davis hält sich nur mühsam über Wasser. Bob und Debbie haben ihre Visa-Karte um mindestens 5000 Dollar überzogen und zahlen 14 Prozent Zinsen an die Bank, um die Ausgaben zwischen den Gehaltszahlungen zu finanzieren. Wegen der Ausgaben für Lebensmittel, Kleidung, Reparaturen der alten Autos, Benzin, Wasser, Strom, Heizung, die Versicherungen für Haus und Autos, Schulmaterial, Schulesen, Kantinenessen, Telefon (nie mehr als 30 Dollar im Monat) und der Abzüge für Bobs Krankenversicherung sind sie jeden Monat im Minus. Im Gegensatz zu ihren Eltern, die für Versicherungen und in der Flugzeugindustrie arbeiteten, können Bob und Debbie Davis, obwohl sie schwer schufteten, nicht den amerikanischen Traum leben, den ihre Eltern für sie erhofften.

Wir leben in einem Wirtschaftssystem, das nicht nur dazu ermuntert, Schulden zu machen, sondern Schulden geradezu verlangt. Wenn wir nicht bereit wären, Kredite aufzunehmen

und hohe Zinsen an die Banken zu zahlen, könnten die Banken dichtmachen. Wenn wir keine Kreditkarten hätten und uns damit Sachen kaufen würden, die wir uns nicht leisten können, müßten die Läden schließen. Wenn wir uns nicht permanent verschulden würden, würde das System zusammenbrechen. Du willst ein Haus? Nimm einen Kredit auf, verschulde dich bis zum Anschlag! Du willst ein Auto? Nimm einen Kredit auf, verschulde dich!

Wenn man keine Schulden machen will, wird man vom System bestraft. Den ersten Gebrauchtwagen, den ich kaufte, bezahlte ich bar. Einige Jahre später wollte ich einen Neuwagen kaufen und bekam keinen Kredit, weil ich keine »Schuldnervergangenheit« hatte. Ich wurde bestraft, weil ich mein Konto immer im Plus gehalten hatte! Erst als ich mich verschuldete - meine Kreditkartengesellschaft war vertraglich verpflichtet, mir den Kredit für das Auto zu geben -, wurde ich vom System akzeptiert. Danach hatte ich nie wieder Probleme, mich zu verschulden.

Ähnlich ist es bei den Kreditkarten. Je mehr man ausgibt - und sich verschuldet -, desto mehr Kreditkarten bekommt man. Wenn man seinen Kreditrahmen überzieht, wird man dann bestraft? Nein! Man wird angerufen und erfährt, daß der Kreditrahmen um weitere 5000 Dollar erweitert wurde - also »fröhliches Geldausgeben!«. Und wir geben die Kohle mit vollen Händen aus.

Ich finde es ziemlich verrückt, wenn Senatoren in Washington sagen, ein ausgeglichener Staatshaushalt habe oberste Priorität auf ihrer politischen Agenda. Wenn wir unser eigenes Konto schon nicht ausgleichen können, sollten sie klug genug sein und erkennen, daß uns »ihr« Haushaltsbudget erst interessiert, wenn sie sich für unsere Finanznöte interessieren.

Also Schluß mit den staatlichen Einsparungen - wir wollen nicht, daß unsere Eltern anrufen und um Geld betteln, weil der Scheck vom Sozialamt nicht gekommen ist. (Ihr, Mom und Dad,

seid natürlich ausgenommen. Ihr dürft jederzeit anrufen).

Und hört endlich auf, von einem ausgeglichenen Haushalt zu reden. Wenn ihr die diesjährige Verschuldung sofort begleichen wollt, müßt ihr nur die Sozialhilfe für die notleidenden Konzerne um zwei Drittel kürzen, schon habt ihr einen ausgeglichenen Haushalt. Aber hört auf, uns mit diesem Scheiß zu nerven. Wir sind viel zu sehr damit beschäftigt, uns irgendwie eine goldene Kreditkarte zu beschaffen.

EIGHTEEN

Mikes Strafvollzug AG

»Wir haben Sträflinge als Arbeitskräfte, eine Gruppe Männer, die engagiert sind und arbeiten wollen. Das macht das Geschäft profitabel.«

Bob Tessler, Besitzer eines Unternehmens, das Strafgefangene beschäftigt.

Aus einem Werbeprospekt

Ein Angebot

Mikes Strafvollzug AG bietet eine Million Aktien zum Stückpreis von 25 Dollar und die Beteiligung an einer der aufregendsten und profitabelsten Wachstumsindustrien in den USA - an privaten Strafvollzugsanstalten!

Der Erlös aus dem Aktienverkauf wird für Mikes Strafvollzug AG (im weiteren Text »MSV AG« genannt) verwendet. Die MSVAG bietet eine einzigartige Dienstleistung, von der sowohl die Aktionäre als auch das Gemeinwohl profitieren. Neben dem Bau und Betrieb privater Gefängnisse schließt sich die MSVAG den vielen anderen Gefängnissen im Land an, die mit großen US-Unternehmen zusammenarbeiten und ihnen billige Arbeitskräfte für die Produktion von Gütern und Dienstleistungen zur Verfügung stellen.

Die Aktie birgt nur ein geringes Risiko, denn die Sträflinge werden uns so schnell nicht ausgehen.

Hintergrund

In den vergangenen 15 Jahren hat sich die Zahl der Strafgefangenen in den USA verdreifacht. Heute gibt es in den Vereinigten Staaten über 1,5 Millionen Gefängnisplätze. Die Kosten für den Staat belaufen sich auf über 15 000 Dollar pro Häftling.

Vor kurzem beschlossen private Unternehmen, sie könnten diese Aufgabe zu einem günstigeren Preis übernehmen - und gleichzeitig gut damit verdienen.

Heute sitzen über 65000 Sträflinge in privaten Gefangnissen ein. Unternehmen wie American Express und Smith Barney haben den Vorteil von Investitionen in die private Gefängnisindustrie bereits erkannt. Ein Anleger formulierte es so: »Früher investierte ich in Hotels. Aber bei den Gefangnissen habe ich garantiert jede Nacht Vollbelegung!«

Die Insassen privatisierter Gefängnisse sehen in ihren Zellen nicht nur fern oder holen sich einen runter. Sie arbeiten für viele Unternehmen der Fortune 500 - und verdienen nur 20 Prozent des Mindestlohns!

Laut Bürgerrechtler Jesse Jackson wurden 1996 in den Gefangnissen Produkte im Wert von 9 Milliarden Dollar hergestellt. Dank dieser Einsparungen können amerikanische Unternehmen schätzungsweise 400000 Arbeitsplätze abbauen!

Der Markt

Der potentielle Markt ist unbegrenzt. Weil die Deindustrialisierung Amerikas im Rekordtempo voranschreitet, werden immer mehr Menschen arbeitslos. Sie verlieren die Kontrolle, weil sie versuchen, wenigstens noch das zu retten,

was von ihrem elenden Leben übrig ist. Wer sein Haus, sein Auto und die Ersparnisse seines ganzen Lebens verliert, wird häufig kriminell - und deshalb brauchen wir mehr Gefängnisse!

Weil Unternehmen schließen oder ins Ausland abwandern und daher die Steuereinnahmen sinken, haben die Behörden keine andere Wahl, als auf die private Gefängnisindustrie zu bauen, die sich der wachsenden Zahl der Kriminellen annimmt. Eine Situation, bei der beide Seiten nur gewinnen können, solange der Arbeitsplatzabbau so massiv fortgesetzt wird.

Die Kunden

Laut Artikeln in *Business Week* und *The Nation* gibt es in diesem Geschäft unbegrenzte Möglichkeiten. Man braucht nur die Unternehmen zu betrachten, die bereits die Arbeit von Strafgefangenen nutzen, um ihre Kosten zu senken:

- **TWA:** Gefängnisinsassen in Ventura, Kalifornien, nehmen Reservierungen für Flüge entgegen. Wenn ein Passagier anruft und einen Flug bei TWA bucht, spricht er wahrscheinlich mit einem verurteilten Verbrecher!

- **IBM, Texas Instruments und Dell Computers:** In Lockhart, Texas, läßt der Zulieferer LTI in einem privaten Gefängnis Platinen für die drei Computergiganten bauen und reparieren.

- **AT & T:** In Colorado arbeiten Strafgefangene in Callcentern für AT&T.

- **Microsoft:** Im Bundesstaat Washington verpacken Gefängnisinsassen Software und andere Produkte für Exmark, ein Unternehmen, das Microsoft und 30 bis 40 andere Firmen beliefert.

- **Eddie Bauer:** Ebenfalls im Bundesstaat Washington nähen Gefangene Fleece- und Goretexkleidung für Redwood Outdoors,

das Unternehmen wie Eddie Bauer und Union Bay beliefert.

- **Spalding:** Sträflinge auf Hawaii verpacken Golfbälle für Spalding.

Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Starbucks, Bank of America, Chevron - die Unternehmen können gar nicht schnell genug Aufträge erteilen. Warum auch nicht? Würden Sie lieber gewerkschaftlich organisierten Mitarbeitern 20 Dollar die Stunde und *dazu* noch Sozialleistungen *und* Steuern bezahlen? Und obendrein müßten Sie sich noch an all die anderen gesetzlichen Vorschriften für Mitarbeiter halten, die nicht im Gefängnis sitzen - und das alles nur, damit ihre Golfbälle verpackt werden? Das werden Sie hübsch bleiben lassen!

Es gibt noch einen zusätzlichen Vorteil: Mikes Strafvollzug AG kann garantieren, daß der Sträfling die Arbeit bereits kennt - weil er das gleiche macht, was er bereits vor seinem Gefängnisaufenthalt gemacht hat - aber jetzt für ein Zehntel der Summe, die er früher bekam!

Die Konkurrenz

Man muß wohl kaum erwähnen, daß gewiefte Unternehmer keine Zeit verlieren und sich am Privatgefängnismarkt beteiligen. Doch trotz der Konkurrenz gibt es immer noch unbegrenzte Möglichkeiten. Unsere Konkurrenten sind:

- **Corrections Corporation of America:** Der Marktführer. CCA (nicht zu verwechseln mit CAA, dem Verband der Agenten Hollywoods) betreibt derzeit 48,3 Prozent der privaten Gefangnisse. CCA wurde 1983 von Investoren gegründet, die beträchtliche Anteile an Kentucky Fried Chicken besitzen. Zu den Investoren zählt auch die Frau des ehemaligen Präsidentschaftskandidaten Lamar Alexander. Seit damals ist

CCA stetig gewachsen und betreibt heute 47 Gefängnisse in 11 Bundesstaaten, außerdem in Puerto Rico, Australien und Großbritannien.

1995 wurde die Corrections Corporation of America als das vielversprechendste Unternehmen in Tennessee bewertet. Der Kurs stieg um 360,5 Prozent, und an der New Yorker Börse rangierte die Aktie unter den erfolgreichsten Aktien an vierter Stelle.

- **Wackenhut:** Ein toller Name für das Geschäft mit Gefängnissen! Gegründet von dem ehemaligen FBI-Agenten George Wackenhut, begann das Unternehmen zuerst als privater Sicherheitsdienst, erweiterte seinen Geschäftsbereich dann aber auf den privaten Strafvollzug. Heute betreibt Wackenhut 24 Gefängnisse mit insgesamt 16000 Insassen in den USA, Großbritannien, Puerto Rico und Australien.

- **Esmor:** Ein echter Müllschlucker, der Delinquenten aufnimmt, die sonst *niemand* will, darunter auch in einigen Gefängnissen eine unbegrenzte Anzahl von Sexualverbrechern. Das Unternehmen betreut bereits 2500 Gefangene und expandiert weiter. Esmor wurde in der Januar-Ausgabe 1995 des Wirtschaftsmagazins *Forbes* als vielversprechender Newcomer aufgeführt.

- **Andere:** Die Management and Training Corporation und US Corrections Corporation. Wir planen, daß Mikes Strafvollzug AG diese kleinen Unternehmen in den ersten sechs Monaten überholen wird.

Standort, Standort, Standort

Mikes Strafvollzug AG sieht als Standort wirtschaftlich besonders stark vernachlässigte Gebiete vor. Überall, wo Schornsteine gesprengt werden, ist die MSV AG zur Stelle. Gerade wirtschaftlich vernachlässigte Gebiete mit verzweifelten

Bürgern und steigender Kriminalitätsrate sind die idealen Kunden für unser Unternehmen. An Orten wie Gary in Indiana, East St. Louis in Illinois und Erie in Pennsylvania ist das Leben zum Fürchten - und die MSV AG wird da sein und die verängstigten, gesetzestreuen Bürger beschwichtigen, indem sie den Abschaum von der Straße holt.

Die Städte mit der höchsten Kriminalitätsrate in den USA waren 1995 Atlanta, Flint, St. Louis, Tampa, Detroit, Kansas City, Newark, Little Rock, Baltimore und Birmingham. Die MSV AG beabsichtigt, in den nächsten drei Jahren in diesen Städten aktiv zu werden. Der Nachschub an Straftätern wird nicht abreißen.

Diese Städte werden sich gegenüber der MSVAG sicher großzügig zeigen. Wir rechnen mit kostenlosen Grundstücken, hundertprozentigen Steuernachlässen und pauschalen Subventionen. Wir gehen davon aus, daß wir kein Geld für die Errichtung der Gebäude, für Strom, neue Straßen und Zufahrtswege, Wasser, Abfall oder Kabelfernsehen ausgeben müssen. Staatliche und bundesstaatliche Programme werden für die Ausbildung unseres Gefängnispersonals aufkommen.

Ein zusätzlicher Vorteil ergibt sich daraus, daß Michael Moore, der CEO der MSV AG, aus Flint stammt, einer der Städte mit der höchsten Kriminalitätsrate. Sein Wissen aus erster Hand über solche Städte wird die Erfolgchancen der MSV AG weiter erhöhen.

Gebäude und Ausstattung

Im Gegensatz zu anderen Betreibern von Privatgefängnissen hat die MSV AG nicht vor, *neue* Gefängnisse zu bauen, sondern wird nur bereits bestehende Gebäude nutzen.

In den bereits erwähnten Städten, die die MSV AG als Standorte vorsieht, gibt es viele leerstehende Fabriken, die (mit

geringfügigen Umbauten) nicht nur für die Unterbringung der Sträflinge, sondern auch als Produktionsstätten hervorragend geeignet sind. Viele Gefangene werden die Räumlichkeiten der Fabriken bereits kennen, weil sie dort früher einmal gearbeitet haben!

Auftraggeber

Die MSV AG wird sich nicht mit den einfachen Arbeiten zufriedengeben, die andere Privatgefängnisse von ihren Insassen erledigen lassen. Wir suchen anspruchsvolle Aufgaben! Warum soll man Sweatshirts nähen, wenn man auch Autos bauen kann?

Die MSV AG wird sich an die führenden Unternehmen des Landes wenden und folgende Dienste anbieten:

- **Bau von Lkws:** Wir haben die Fabrik, wir haben die Männer, die früher dort arbeiteten - wir bauen die Lkws!

- **Filmstudio:** Hollywoodfilme brauchen große Studios und Crews. Sträflinge können die Kulissen bauen und als Statisten auftreten.

- **Medizinische Versuche:** Häftlinge sind ideale und oft auch bereitwillige Versuchskaninchen. Denken Sie an die Medikamente, die wir entdecken können, wenn wir medizinische Versuche im Fließbandverfahren durchführen! Das Ende von AIDS - dank der MSV AG!

- **Freigänger:** Vorbildliche Häftlinge und Häftlinge, die bald auf Bewährung entlassen werden (allerdings haben die Richter versprochen, ihre Zahl so gering wie möglich zu halten), werden als Arbeitskräfte an Läden der Spielwarenkette Toys »R« Us ausgeliehen (Toys »R« Us in Aurora, Illinois, berichtete, man habe großen Erfolg mit Häftlingen, die nachts die Regale auffüllen).

Internationale Pläne

Mikes Strafvollzug wird mit Ländern zusammenarbeiten, deren Häftlingszahlen stark steigen und die daher kaum noch wissen, wohin mit den Strafgefangenen. Spontan fallen uns China und Nigeria ein. Die MSV AG wird die Häftlinge hierher transportieren. Dadurch wird unser Handelsdefizit abgebaut, gleichzeitig haben wir *völlig kostenlose Arbeitskräfte!* Bei anderen Ländern ist das vielleicht schwieriger, weil es dort oft verboten ist, Produkte zu verkaufen, die von Sträflingen hergestellt werden. Aber vergessen Sie nicht, daß sich das heutzutage schnell ändern kann.

Für besonders gewalttätige amerikanische Häftlinge wird die MSV AG Gefängnisse in Guatemala, Uruguay und Jordanien einrichten. Dort können ungelernete und nicht rehabilitationsfähige Häftlinge Arbeiten verrichten, die nach amerikanischen Gesetzen nicht erlaubt sind.

Anmerkung: DPAS, ein Unternehmen mit Sitz in San Francisco, hat vor kurzem eine seiner Billiglohnfabriken in Mexiko geschlossen und die Datenverarbeitung in das kalifornische Staatsgefängnis San Quentin verlagert, weil das Unternehmen damit *Geld spart!* Unternehmen wie die MSV AG bringen also Arbeitsplätze, die einst durch den Nordamerikanischen Freihandelsvertrag verloren gingen, wieder zurück in die USA!

Eine umfassende Unternehmensbeschreibung mit Investitionsmöglichkeiten erhalten Sie von Mikes Strafvollzug AG, Postfach 831, Radio City Station, New York, New York 10101.

NINETEEN

Mandat? Welches Mandat?

Erinnern wir uns einmal an den Morgen des 9. November 1994. Wir kämpften uns aus dem Bett und wurden mit Schlagzeilen begrüßt, die einen ERDRUTSCHARTIGEN SIEG DER REPUBLIKANER verkündeten!

»Oh nein, wo ist das Klo, ich muß kotzen.«

»NEWT GINGRICH... Sprecher des Repräsentantenhauses!«

»Verdammt! Wo sind meine Pillen gegen Sodbrennen?«
ZUM ERSTEN MAL SEIT 1954 KONTROLLIEREN DIE REPUBLIKANER BEIDE HÄUSER DES KONGRESSES!

»Ich gehe wieder ins Bett. Weck mich, wenn die Christian Coalition kommt und meinen Fötus will.«

Wir fühlten uns alle furchtbar mies. Unser Land würde von diesen naiven Fanatikern zugrunde gerichtet werden. Und als ob das Dröhnen in unserem Kopf nicht schon genug gewesen wäre, hörten die geistlosen Medien und selbsternannten Experten nicht auf, auf uns einzuhämmern:

Ein Rechtsruck im Land!

Demokratische Schlagworte wie New Deal und Great Society sind von nun an passe!

Demokraten sollten jetzt besser in Deckung gehen!

Wir waren erledigt, die Party war vorbei. Könnte bitte jemand einen Priester holen?

Aber dann fing ich an zu rechnen. Ich sah mir die Ergebnisse

in den Wahlkreisen an, die Newt Gingrichs Schmarotzer gewonnen hatten, und erkannte, daß die Wähler alles andere als ein eindeutiges Mandat erteilt hatten. Die Republikaner erhielten die Mehrheit im Kongreß mit einem Vorsprung von 38 838 Stimmen *landesweit*. Richtig gelesen. In einem Land mit 260 Millionen Einwohnern regierten die Republikaner dank einer Laune von weniger als 39000 Menschen.

Oder anders ausgedrückt: Wenn sich nur 19500 Menschen in den 13 Wahlkreisen, in denen die Wahlen besonders knapp ausgefallen waren, anders entschieden hätten, wären die Demokraten immer noch in der Mehrheit und Newt Gingrich wäre nicht Sprecher des Repräsentantenhauses geworden.

Betrachten wir einmal den Unterschied, den einige wenige Stimmen von Kalifornien bis New Jersey zugunsten des sogenannten »Mandats für die Republikaner« bewirkten:

Wahlkreis	Republikanischer Sieger	Vorsprung (in Zahl der Stimmen)
CA-22	Seastrand	1563
CA-49	Bilbray	4686
GA-07	Barr	5287
KY-01	Whitfield	2502
NE-02	Christensen	1766
NV-01	Ensign	1436
NJ-08	Martini	1833
NC-04	Heineman	1215
OH-06	Cremeans	3422
PA-21	English	4643
WA-05	Nethercutt	3983
WA-09	Tate	5382
WI-01	Neumann	1120

19500 Leute, sind das viele? Damit kann man das Eisstadion von Tampa füllen. Oder betrachten wir es einmal so: Es gibt fast 15 000 Schulbezirke in den USA. Wenn die Wähler von 1994 auf das ganze Land verteilt worden wären, wäre das etwa *eine Stimme pro Schulbezirk*. Eine Stimme! Das könntest du sein, oder deine Tante oder dein Saufrumpfan oder der Typ, der dir gerade eine extragroße Cola bei McDonald's verkauft hat. Nur einer von euch und - zack! - Newt Gingrich wäre erledigt gewesen.

Wie gesagt, über 60 Prozent der Wahlberechtigten in diesem Land haben 1994 *nicht* gewählt. Von den 38 Prozent, die zur Urne gingen, erhielten die Republikaner etwas mehr als die Hälfte der Stimmen. Das heißt, daß Newt Gingrich das Land regiert, obwohl nur 20 Prozent der Wahlberechtigten für ihn gestimmt haben. 20 Prozent! Das ist kein Mandat, DAS IST EINE SEKTE! Mehr nicht, nur eine mickrige Sekte. Fast 80 Prozent der Amerikaner *wollten Gingrich nicht als Showmaster!*

Warum also hatten wir solche Angst vor Newt und seinem »Vertrag mit Amerika«? Alle hatten solche Angst, daß sie einfach aufgaben und den dramatischen Rechtsruck im Land hinnahmen. Clinton stellte sich selbst ein Bein und lobte viele Teile von Gingrichs »Vertrag«. Die Demokraten im Kongreß duckten sich und leckten still ihre Wunden. Eine Rekordzahl von ihnen gab bekannt, sie würden sich 1996 nicht wieder zur Wahl stellen. Andere wechselten einfach die Partei und wurden Republikaner. Peinlich, wie alle den Schwanz einzogen.

Man versteht, warum die meisten Leute gar nicht erst zur Wahl gehen. Aber was passiert, wenn die Mehrheit nicht wählt? 1992 wurde mit *einer* Stimme über einen Sitz im Repräsentantenhaus von Michigan entschieden - und durch einen Schreibfehler kam es zur Stimmengleichheit. Die Demokraten waren gezwungen, sich die Macht mit den Republikanern zu teilen, die seit 1969 nicht mehr an der Regierung gewesen waren. Man könnte also sagen, daß ein

einzigster Mensch die ganze üble Engler-Revolution nach Michigan brachte. Wegen eines Wählers wurde die Sozialhilfe für Bedürftige komplett gestrichen, wurde privatisiert und dereguliert. Ein einzelner Wähler hat das verursacht.

Auch über einen Sitz im Stadtrat von Washington D.C. wurde 1995 mit einer Stimme Mehrheit entschieden. In Connecticut gewann der Abgeordnete Sam Gejdenson 1994 mit einem Vorsprung von 21 Stimmen. Im gleichen Jahr wurde Tony Knowles mit einer Mehrheit von 536 Stimmen Gouverneur von Alaska. Das sind dort etwa drei Leute pro Stadt.

In der Geschichte finden sich zahlreiche Menschen, die als Einzelkämpfer viel erreicht haben. Schon vergessen? Jesus hatte nur zwölf Jünger in Sandalen und Marx hatte nur irgendeinen alten Stinker namens Engels, mit dem er reden konnte. Überlegt mal, wie diese Burschen die ganze Welt verändert haben, egal, ob zum Guten oder zum Schlechten. Man braucht kein Heer wie Spartakus, um etwas zu erreichen (außerdem hat Spartakus bekanntlich verloren).

Ich überlegte mir ein Experiment. Meine Rechercheassistentin Gillian und meine Nichte Kelsey riefen willkürlich Bewohner der Wahlbezirke an, wo die Republikaner mit nur wenigen Stimmen Vorsprung gewonnen hatten.

Nach wenigen Anrufen konnten sie sechs Wähler, die 1994 für die Republikaner gestimmt hatten, überzeugen, bei den Präsidentschaftswahlen 1996 für die Demokraten zu stimmen. Sie heißen:

Mike Seymore aus Spokane, Eric Sonner aus Spokane, Lawrence Stephenson aus San Diego, Brent Fayer aus San Diego, Carl Sain aus San Diego, Lillian Caster aus Erie.

Sie fanden auch vier Leute, die zugaben, daß sie 1994 nicht gewählt hatten, aber sie versprachen meinen Mitarbeitern, 1996 für die Demokraten zu stimmen.

Und was ist passiert? Die Demokraten haben gewonnen - obwohl es die niedrigste Wahlbeteiligung bei einer Präsidentenwahl war, die es je gab. (Manche werden jetzt vielleicht einwenden, daß die Wahlbeteiligung bei der Präsidentenwahl 1924 die niedrigste war. Aber die Zahl ist mit Vorsicht zu bewerten, weil 1924 zum ersten Mal Frauen wählen durften. Ich habe gelesen, daß viele von ihren Ehemännern gezwungen wurden, zu Hause zu bleiben. Aber die Dinge ändern sich.)

Wenn eine überarbeitete Recherchehilfe und ein zwölfjähriges Mädchen Wähler binnen drei Stunden zu den Demokraten bekehren können, warum kriegt dann das Democratic National Committee nicht den Hintern hoch und bewegt mehr Leute dazu, zur Wahl zu gehen?

Aber das ist wohl zuviel verlangt von einer Partei, die verzweifelt versucht, die neue Mitte zu finden und so republikanisch wie möglich zu klingen.



Meine geliebte Hillary.

TWENTY

Meine heimliche Liebe zu Hillary

Bill und Hillary besuchen das erste Baseballspiel der Saison. Kurz vor Spielbeginn packt Bill die First Lady und wirft sie auf das Spielfeld. »Nein! Nein!« schreit ein Berater. »Mr. President, Sie haben da etwas falsch verstanden. Sie sollten den ›First Pitch‹ werfen!«

Witz, gehört bei einem republikanisch eingestellten Radiosender [beruht auf dem Gleichklang Pitch/Wurf und Bitch/Schlampe]

Ich weiß nicht genau, wann ich mich in Hillary Clinton verliebte. Vielleicht, als ich ihren Namen hörte: nicht Clinton, sondern Rodham, Hillary Rodham. Sie hatte ihren Namen behalten. Die Frau eines Politikers hatte ihren eigenen Namen behalten. So etwas hatte ich noch nie gehört. Und dann verfolgte sie auch noch ihre eigene Karriere, verdiente mehr Geld als ihr Mann und sprach sich energisch für die Rechte der Frauen und Kinder aus. Damals, 1992, wußte ich nicht viel von ihrem Mann, aber ich wußte, daß ich sie wählen wollte.

Leider hatten wir diese Möglichkeit nicht. Wir mußten uns mit Bill begnügen. Die Welt war noch nicht bereit für Hillary.

Die krummen Immobiliengeschäfte in Arkansas, bekannt unter dem Namen Whitewater Affäre, sind mir egal. Mich kümmert auch nicht, ob sie irgendwelche Reisebüromitarbeiter im Weißen Haus entlassen hat und statt dessen Clinton-Spezis aus Little Rock mit der Reiseplanung des Präsidenten beauftragen wollte. Und wen interessiert, wie oft sie ihre Frisur

ändert? Hillary Clinton wollte sich dafür einsetzen, daß wir eine anständige Gesundheitsfürsorge bekommen. Aber was haben wir bekommen? Winselnde Männer, die sich beklagen, wie sie die Sitzungen zu diesem Thema geleitet hat. Na toll. Ich glaube, diese Männer hatten einfach ein Problem damit, daß sie stolze Besitzerin von zwei Eierstöcken ist.

Da haben wir nun eine Frau, die unter extrem ungünstigen Umständen ein kluges, nettes Mädchen aufgezogen hat. Die Berater im Weißen Haus wollten Hillary immer wieder davon überzeugen, mit Hilfe von Chelsea das »Familienimage« der Clintons bei den Wählern aufzuwerten. Hillary lehnte immer wieder ab. Daher sahen wir bis März 1996 (als Hillary Chelsea mit nach Bosnien nahm und die beiden der kämpfenden Truppe Protestsongs des Folkbarden Phil Ochs vorsangen) Chelsea nur selten bei öffentlichen Auftritten. Warum blieben uns nicht auch die Sprößlinge der Familie Reagan und Bush erspart?

Weil die Medien unfair mit Hillary umspringen, haben wir ein falsches Bild von ihr. Ich glaube, das liegt daran, daß sie schlauer ist als die meisten Männer. Leider kann eine Frau, die ihre Klugheit nicht verbirgt, sich in diesem Land gleich einsalzen lassen.

Hillary handelt aus moralischen Beweggründen, ein Konzept, das in Washington völlig fremd ist. Sie ist außerdem sehr gläubig, reibt das aber nicht jedem unter die Nase, sondern lebt statt dessen ihren Glauben. Ein ziemlicher Kontrast zu den zwölf Jahren unechter Moral Majority, in denen sich Reagan und Bush als Moralapostel in Pose warfen, sich bei ihrem unmoralischen Handeln aber nicht weiter stören ließen (die Iran-Contra-Affäre, die Pleite der Savings and Loan-Banken [vergleichbar mit Sparkassen], die den amerikanischen Steuerzahler Millionen kostete und so weiter). Es hat mich immer fasziniert, wie Ronald Reagan die Hardcore-Christen aus dem Bible Belt dazu brachte, ihn zu unterstützen - obwohl er während seiner achtjährigen Amtszeit kaum in die Kirche ging.

Hillary und Bill gehen jeden Sonntag, halten dabei Händchen und scheinen sich tatsächlich zu bemühen, ein gottgefälliges Leben zu führen. Als im Wahlkampf 1992 enthüllt wurde, daß Bill möglicherweise mehrere Affären hatte, fand ich es erschütternd, mit ansehen zu müssen, wie Hillary Kekse backte, um zu beweisen, daß sie eine »richtige Frau« war. Ganz ehrlich, ich wollte nicht, daß meine Tochter Natalie das sah. Ich will nicht, daß sie jemals auch nur einen einzigen Keks bäckt, um irgendwelche Trottel zu beschwichtigen. Hillary in der Rolle der tüchtigen Hausfrau war eine demütigende Erfahrung, und ich hoffe, daß Natalie das nie durchmachen muß. Außerdem hoffe ich, daß die nächste »Hillary« in fünf oder zehn Jahren nur noch die tote Gehirnmasse des Wichsers backen wird, der andeutet, man müsse sie als Frau nicht für voll nehmen.

Trotz der Enthüllungen über die Seitensprünge ihres Mannes hielt Hillary zu Bill. Sie trat zusammen mit ihm in der Fernsehsendung »60 Minutes« auf und rettete seinen Wahlkampf. Sie erklärte, es genüge ihr, daß sie die Sache für sich selbst bereinigt hätten, und die anderen gehe es nichts an. *Jeder* hat Eheprobleme. Wenn man sich schon mit so etwas befassen muß, sollte man sich ein Beispiel daran nehmen, wie die Clintons in der schlimmsten Situation damit fertig wurden. Sie hatten eine Möglichkeit gefunden, welche auch immer das war.

Anstatt diese Haltung zu respektieren - und zu begrüßen, daß die beiden die Familie trotz widriger Umstände *zusammenhielten* -, starteten die Konservativen eine Kampagne gegen Hillary und setzen sie seitdem beharrlich fort. Oh ja, dieser scheinheilige Haufen hält sehr viel von Werten wie Familie und Ehe - Bob Dole ist geschieden, Newt Gingrich ist geschieden, Senator Phil Gramm ist geschieden, Senator Dick Armey ist geschieden, Ronald Reagan ist geschieden, Ex-Gouverneur John Engler ist geschieden und Talk-Show-Moderator Rush Limbaugh ist sogar zweimal geschieden. Nicht,

daß ich etwas gegen Scheidungen hätte (Frauen, die mit solchen Typen verheiratet sind, sind geradezu moralisch verpflichtet, sich scheiden zu lassen). Aber die amerikanische Öffentlichkeit sollte sich endlich einmal über diese beschissene Doppelmoral klarwerden.

Jahrelang mußte ich in diesem Land mit anhören, wie meine Geschlechtsgenossen Hillary Clinton verunglimpften, niedermachten und beschimpften. Ob es nun die Redakteure von *Time* und *Newsweek* waren, die immer wieder Titelbilder von ihr im ungünstigsten Licht brachten, oder die Experten, die über sie herfielen, sobald sich die Gelegenheit ergab. Ich frage mich, ob sich je einer von diesem von Testosteron umnebelten Haufen absetzen und mutig verkünden wird: »WIR HABEN NOCH NIE SO EINE FRAU IM WEISSEN HAUS ERLEBT - WOW, WAS FÜR EIN ERFREULICHER ANBLICK!«

Ich muß zugeben, als ich Hillary damals im Fernsehen bei »60 Minutes« sah, konnte ich die Augen nicht von ihr abwenden. Allein wie sie dasaß mit übereinandergeschlagenen Beinen! Ich fühlte mich, wie soll ich es sagen, auf *unerklärliche* Weise zu ihr hingezogen. Ich weiß noch, wie ich dachte: »Wen scheren schon Bills Affären - ich frage mich, wer schon das Privileg hatte, mit dieser heißen Braut rumzumachen?!«

Oh klar, ich höre euch schon stöhnen. Ihr denkt, ich sei verrückt, weil ich Hillary attraktiv finde. Ihr könnt mich mal. Kauft euch eine Brille. HILLARY RODHAM IST EIN VERDAMMT HEISSES FEMINISTENLUDER.

(Ich sollte an dieser Stelle wohl gestehen, daß ich monogam lebe und glücklich mit der wunderbarsten und schönsten Frau der Welt verheiratet bin, einer Künstlerin und Autorin, die viel besser schreibt als ich. Aber weil sie starke Frauen selbstlos unterstützt, duldet sie meine verbotene Liebe zu Hillary.)

Warum stehe ich mit meiner Bewunderung anscheinend alleine da? Warum findet man, wenn man »Hillary Clinton« als

Suchbegriff im Internet eingibt, nur idiotisches Zeug wie beispielsweise:

*Schon vom Hillary Meal bei Kentucky Fried Chicken gehört?
Zwei kleine Brüste, zwei dicke Schenkel und zwei linke Flügel.*

(Anmerkung für Typen wie mich: Klingt wie eine Beschreibung des Nirwana, oder?)

Noch mehr bekümmert mich, wenn andere Frauen auf Hillary herumhacken. Anstatt ein Loblied auf sie zu singen, weil sie so viel erreicht hat, zerreißen sie sie mit Begeisterung in der Luft. Nehmen wir zum Beispiel Maureen Dowd von der *New York Times*. Sie ist förmlich davon besessen, Hillary Rodham niederzumachen, wie es Liberale gerne tun, um zu beweisen, daß sie nicht *wirklich* liberal sind. Sehen wir uns doch einmal einen der vielen abfälligen Kommentare an, die Dowd über Hillary geschrieben hat:

Das Kapitel Danksagung von Mrs. Clinton [in ihrem Buch Eine Welt für Kinder] ist ein perfekter Beleg für ihr Problem. Es ist wahrscheinlich die einzige Danksagung, in der niemandem speziell gedankt wird.

Oder wie wäre es mit dieser liebevollen Bemerkung von Miss Dowd über Hillarys Garderobe:

Dieses Wühlen im Kleiderschrank wirkt störend, weil man, wenn man das Alter und die Position von Mrs. Clinton erreicht hat, normalerweise weiß, was zu einem paßt und was nicht.

Ich frage mich, ob Dowds Garderobe der Überprüfung standhielte, was zu ihr »paßt«, und wie sie ihre »Danksagungen«

formuliert? 1988 arbeitete ich für eine Organisation, die die Medien überwacht, und entdeckte, daß Dowd einen Artikel aus dem *Congressional Quarterly* geklaut und unter ihrem Namen in der *New York Times* veröffentlicht hatte, ein Vergehen, das die *New York Times* dezent verschwiegen hat. Nur die *Village Voice* berichtete darüber (bei den Medien gilt das ungeschriebene Gesetz, Kollegen nicht zu verpfeifen, es sei denn, man ist dazu gezwungen). Die Ironie bei der Sache ist, daß Dowd zu der Zeit über die Versuche des Senators Joe Biden berichtete, sich als Präsidentschaftskandidat aufstellen zu lassen, und auch die Plagiatsvorwürfe gegen Biden zu Collegezeiten nicht vergaß. Miss Dowd wurde intern wiederholt von ihren Vorgesetzten abgemahnt, erhielt aber später auf der Kommentarseite eine Kolumne, die einst die weit überlegene Anna Quindlen geschrieben hatte.

Maureen war nicht begeistert, als ich ihr die Beweise vorlegte, die ich zusammengetragen hatte. Es gefiel ihr wohl nicht, selbst einmal im Rampenlicht zu stehen. Sie erklärte mir, das sei »ein Haufen Scheiße«, nur »Schleim, der von den Anhängern Bidens verbreitet« werde. Dann legte sie auf.

Tatsächlich stammen die heftigsten Attacks gegen Hillary von der *New York Times* (ja, ja, schon wieder diese *liberale* Zeitung). William Safire, Kolumnist und ehemaliger Redenschreiber von Präsident Nixon, war von Hillary geradezu besessen. In einem besonders niederträchtigen Artikel über Hillary - der endlich sogar ihren Gatten Bill dazu veranlaßte, unter dem Tisch hervorzukriechen und dem Nixon-Schreiberling Handgreiflichkeiten anzudrohen - bezeichnete Safire Hillary als »geborene Lügnerin«. Ein geborener Lügner hat diese Neigung von Geburt an, dagegen kann man nichts tun. Der Mann, der Nixon half, sich sechs Jahre lang mit Lügen und miesen Tricks im Weißen Haus zu halten, bezeichnet Hillary Rodham als »geborene Lügnerin«? Was für eine Frechheit! Safire hat zum Ruin dieses Landes beigetragen. Wir müssen uns immer noch

von Nixons Vietnam und Nixons Watergate erholen. In einer gerechteren Welt müßten Ratten wie Safire Jauche auf den Feldern einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft irgendwo in North Dakota ausbringen.

Aber Safire ist nicht der einzige, der einen Heiligen Krieg gegen Hillary führt. Senator Al D'Amato widmete seine Amtszeit der Diffamierung Hillarys. Während die übrigen Kongreßabgeordneten versuchten, die Geschicke des Landes zu steuern, saß Senator Al ganz allein im stillen Kämmerlein und veranstaltete Anhörungen gegen Hillary. Es waren die wirrsten Anhörungen, die es je im Senat gab. Weil niemand auch nur ein Wort von dem verstand, was Al da immer brabbelte, ging auch niemand mehr hin.

Betrachten wir einmal folgende Statistik:

Anhörungen des Senats zu Watergate: 16 Monate, 37 Zeugen
Anhörungen des Senats zu Whitewater: 22 Monate, 159 Zeugen

Die Anhörungen zu Whitewater zogen sich so in die Länge, daß D'Amato anscheinend nicht einmal Zeit fand, die Scheidung zu beantragen (von seiner Frau, von der er seit 15 Jahren getrennt lebte), bevor er im Fernsehen seine Absicht bekanntgab, seine *zweite* Frau Claudia Cohen zu heiraten. Aber auch sie hatte von ihm schon bald genug, vielleicht weil er sich weigerte, aus dem Raum für die Whitewater-Anhörungen herauszukommen, und trennte sich von ihm. Wenn ich also richtig rechne, hat Al zwei Frauen verloren, weil er von dieser *einen* Frau namens Hillary so besessen war. Was für eine Verschwendung italienischer Manneskraft!

Auch im Radio ist Hillary eine beliebte Zielscheibe. Die Sünden, die man ihr vorwirft, wären eigentlich zum Lachen, wenn nicht soviel Bosheit und Gewalt dahinterstecken würden. Anrufer schildern gern, was sie Hillary antun würden, wenn sie

die Möglichkeit hätten.

Was macht Hillary Clinton jeden Morgen, wenn sie ihre Muschi rasiert hat? Sie schickt Ihn ins Weiße Haus zur Arbeit.

Warum hat Hillary Clinton Miniröcke im Weißen Haus verboten? Weil sie nicht will, daß man ihre Eier sieht.

Ich habe eine Theorie, warum diese Haßtiraden gegen Hillary gehalten wurden. Ich glaube, die Hillaryhasser sind nur neidisch, weil die Clintons allem Anschein nach GERNE SEX HABEN! Bill ist der erste amerikanische Präsident, der in den sechziger Jahren aufwuchs, versteht ihr, das heißt also, daß er und Hillary oft Sex hatten. Allein der Gedanke macht einen Typen wie William Safire wahnsinnig. Er hat die beiden auf dem Kieker, weil er damals den ganzen Spaß verpaßt hat. Okay, Mr. Safire, Sie hatten also keinen Sex. Aber können Sie das Leben nicht trotzdem ein bißchen positiver sehen? Oder schwillt Ihnen schon die Halsschlagader, wenn Sie nur daran denken, daß die beiden es an jedem denkbaren Ort taten? Und die Kinks lärmten dazu aus den Boxen und die Dröhnung von den Haschkeksen tat ein übriges. Höre ich da ein Keuchen? Oh, Mr. Safire! Sie laufen ja ganz rot an! Soll ich den Notarzt rufen?

Wenn es sein muß, haben wir Mitleid mit den armen, verschreckten Wichten und ihrem zitternden Penis, die sich einen Zentimeter besser fühlen, wenn sie Hillary in ihre Schranken weisen. Wie muß es wohl sein, wenn man Potenzprobleme hat? Ich meine jetzt nicht Leute wie mich, die eine legitime medizinische Ausrede haben. Ich meine arme Schweine wie William Bennett, John McLaughlin und Rush Limbaugh, die beim Gedanken an eine starke Frau abschaffen. Wenn sie einfach so ohne Vorwarnung an eine starke Frau denken - an »Die Hillary« in voller Lebensgröße -, ist dann der

große Augenblick ruiniert? Nichts geht mehr, und die Frau, die mit dem armen Wicht ins Bett ging, ruft laut »BAUM FÄLLT!« und kriecht unter dem schleimigen republikanischen Kadaver hervor?

Oh, der Klang eines stürzenden Baums in einem Republikanischen Wald! Halt aus, Hillary! Du wirst unser Land schon noch retten.

TWENTY-ONE

Spermien haben ein Recht auf Leben

Ich unterstütze die *Right to Life*-Bewegung. Aber nicht für den Fötus. Das ist *nicht* der Anfang des Lebens. Meiner Meinung nach beginnt das Leben mit dem Sperma. Und als Mann kann ich euch aus erster Hand versichern, *daß jeden Tag Millionen und Abermillionen Spermien sinnlos hingemeuchelt werden!*

Meiner Meinung nach hat die *Right to Life*-Bewegung da etwas grundlegend mißverstanden. Sie hat die vergangenen 25 Jahre die Rechte »des ungeborenen Lebens« verteidigt. Nachdem das Oberste Gericht Abtreibungen für legal erklärt hatte, setzten sich die Abtreibungsgegner dafür ein, daß die Entscheidung revidiert wird. Sie glauben, das Leben beginne mit der Empfängnis. Demnach ist Abtreibung Mord.

Falsch! Falsch! Falsch! Unser Leben beginnt nicht mit dem Fötus. Es beginnt mit dem *Spermium*.

Sperma ist der erste Baustein des Lebens. Ohne Sperma gibt es auch keinen Fötus. Der Fötus ist nur eine »Zwischenstation«. Das Sperma dagegen ist *der Anstoß*, nicht die 20-Yard-Linie.

Ja, ich weiß, es gibt das Ei. Auch die Eizelle ist Leben und genauso wichtig wie Sperma. Na ja, fast so wichtig. Sperma und Eizelle enthalten die gleiche Anzahl Chromosomen, aber nur das Sperma bestimmt das Geschlecht und hat damit eine Aufgabe mehr als die Eizelle. Die Eizelle muß eigentlich nicht viel tun, sie sitzt nur da und wartet. Nationen können zugrunde gehen und ganze Galaxien zerstört werden, aber das Ei rührt sich nicht von der Stelle, bis es reif und bereit ist.

Ein Spermium dagegen muß bei jeder Ejakulation mit mindestens 200 Millionen anderen Spermien konkurrieren. Im Grunde werden Spermien aus einer Kanone abgeschossen und müssen dann im wahrsten Sinne des Wortes um ihr Leben schwimmen. Erst nach einer mühsamen Reise durch die Vagina, den Gebärmutterhals, die Gebärmutter und die Eileiter haben sie eine verschwindend geringe Chance, die Eizelle zu befruchten. Stellt euch einmal vor, bei einem Schneesturm von Chicago nach Detroit zu schwimmen. Oder so etwas in der Art.

Der Kopf der Spermien ist vollgepackt mit genetischen Informationen. Ein Spermium stellt den besten Computerchip in den Schatten. Der Mittelteil birgt wie unser Körper die Funktionen, die es am Leben erhalten, es beweglich und einsatzfähig machen. Mit Hilfe des Schwanzes bewegt es sich fort - ähnlich wie wir mit unseren Beinen.

Man kommt nicht darum herum - ein Spermium ist Leben. Das ist keine Zelle oder ein Keim oder eine Mikrobe. Es ist der Anfang menschlichen Lebens. Ohne Sperma wären wir gar nicht hier. So kostbar ist es. So heilig.

Und dennoch treiben jeden Tag Millionen Männer auf der ganzen Welt rücksichtslos ihr Sperma ab!

Was wird dagegen unternommen?

Wo sind die Anhänger von Right to Life, wenn sie am nötigsten gebraucht werden? Hören sie nicht die stummen Schreie der kleinen Babys, wenn ihre Väter sie gedankenlos mit einem Papiertaschentuch beseitigen und in den Müll werfen? Was für eine Horrorvorstellung!

Wer masturbiert, ist ein Mörder! Er vernichtet von Gott gegebenes Leben. Sperma ist nicht nur möglicherweise menschliches Leben - es *ist* menschliches Leben.

Fanatische Befürworter von Abtreibungen werden nun einwenden, Sperma könne wie der Fötus nicht außerhalb des Körpers überleben. Na und? Leben ist Leben! Wir müssen dem

vorsätzlichen Mord ein Ende setzen. Wegen eines kurzen Moments der Lust versagen wir anderen das Recht auf Leben. Schande! Schande! Schande!

Die *Right to Life-Bewegung* sollte sich für die Rettung des Spermas einsetzen. Ich werde meinem Kongreßabgeordneten persönlich einen Brief schreiben und fordern, daß er sich für einen Verfassungszusatz einsetzt, der die Abtreibung von Sperma verbietet. Ich werde Mahnwachen vor Gebäuden aufstellen, wo der üble Akt verrichtet wird. Unser erstes Ziel werden die Häuser der Studentenverbindungen sein. Der größte Verlust kostbaren Lebens findet wahrscheinlich statt, wenn »Baywatch« oder »Melrose Place« im Fernsehen laufen. Das wäre die beste Zeit für eine Demonstration. Und dann geht es weiter zum YMCA, zu Boys Town [den selbstverwalteten Heimen für obdachlose Jungen], dem Haus des Schauspielers Rob Lowe, zu sämtlichen Gefängnissen, Priesterseminaren und Motels der Kette Motel 6.

Ich habe bereits Mitstreiter gefunden. Wir riefen bei *Right to Life* an und fragten, ob die Organisation ihre Proteste auch auf diesen abscheulichen Akt ausdehnen wird. Wir sprachen mit Christian Polking, der beim National Right to Life Committee für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist. Wir fragten, was er von der Ansicht halte, daß mit dem Spermium das menschliche Leben beginne. Er antwortete:

Aristoteles und andere griechische Philosophen glaubten, der Sitz des Lebens sei der Mann. Die Frau sei nur eine Art Brutkasten für das Leben, das aus dem Sperma entspringe. Es gibt biblische Belege, die bis zum Alten Testament zurück(reichen)...

Das ist keine irrationale Vorstellung. Man sollte diese Möglichkeit (daß Sperma lebt) respektieren, aber ich würde nicht so weit gehen zu sagen, daß jedes Spermium lebt... Es ist

aber auch (nicht) irgendeine chemische Substanz. Es ist viel mehr. Damit sollte man nicht herumspielen... ein Spermium hat eine Lebensdauer von 72 Stunden.

Wenn es eine Lebensdauer hat, dann hat es doch auch ein Leben... Es lebt, aber ich würde nicht von »menschlichem« Leben sprechen. Ich würde nicht sagen, daß es schon ein Mensch ist.

Hat die Eizelle eine Lebensdauer?

Ja... sie wandert durch die Gebärmutter... bis sie vom Körper ausgeschieden wird oder sich einnistet... Bei der Befruchtung verlieren Eizelle und Sperma ihr Eigenleben.

Wenn Frauen ihre Eizellen mit Sterilisation und Pessaren und mittelalterlichen Folterinstrumenten töten, weil sie sexuellen Ausschweifungen frönen wollen, und wenn Männer ihr Sperma in andere Männer hineinspritzen oder andere Dinge mit ihm treiben - es fällt mir schwer, darüber zu sprechen -, meinen Sie nicht, daß sich das National Right to Life Committee auch darum kümmern sollte?

Ich persönlich stimme Ihnen zu, daß ein solches Verhalten falsch ist, aber das Committee sollte sich nicht damit befassen, wir konzentrieren uns auf eine Sache und bekämpfen Abtreibung, Euthanasie und Kindsmord... Wenn wir uns auch mit sexuellen Fragen beschäftigen würden, würden wir uns schnell in einer Auseinandersetzung um sexuelle Freiheiten wiederfinden... Die Leute versuchen uns als eine Gruppe Männer darzustellen, die Frauen unterdrücken wollen.

Das ist das lächerlichste, was ich je gehört habe.

Ja, genau... Das Recht auf Leben ist eines unserer

Grundrechte...

Es läuft alles auf das gleiche hinaus - es gibt Menschen, die würden ihre eigenen Kinder umbringen, weil sie denken, sie hätten das Recht dazu... die gleichen Leute würden ihre eigenen Spermien töten, weil sie denken, sie hätten das Recht dazu.

Das sind graduelle Unterschiede... ein sehr schwieriges Terrain.

Ganz ehrlich, haben Sie meine Ansicht dazu schon einmal gehört - verstehen Sie, ich würde gern wissen, ob es noch andere gibt, die so denken wie ich.

Ich habe diese Ansicht schon früher gehört.

Wo?

Ich habe mit Leuten geredet, die auch so empfinden, ich habe Freunde, die auch so denken.

Daraus könnte eine Bewegung entstehen. Vor zehn Jahren protestierten die Leute noch nicht einmal gegen Abtreibungskliniken...! Wenn wir begreifen würden, daß Männer Leben schenken, wären wir besser dran.

Wir reden nicht nur vom Körper der Frau... Der Mann spielt eine instrumentale Rolle.

Instrumental!... Aber ich fühle mich besser, seit ich weiß, daß es Leute gibt, die so denken wie ich. Sicher, die gibt es.

Ich bin überzeugt, daß die Anhänger von *Right to Life* bald Vernunft annehmen und auch mein Anliegen in ihre Proteste und Kampagnen aufnehmen werden.

Es kann nicht mehr lange dauern...

Könnte mir jemand mal ein Tempotaschentuch geben?

TOD ALLEN FRAUEN, DIE ABTREIBEN

Dutzende Kongreßabgeordnete, die sich für *Right to Life* stark machen, fordern einen Verfassungszusatz, der besagt, das Leben beginne mit der Empfängnis. Ein Fötus ist demnach bereits ein Mensch. Die meisten waren gegen Abtreibung in *allen* Fällen ohne Ausnahme. Dann änderten sie ihre Ansicht und akzeptierten eine Abtreibung, *aber nur*, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist. Andere überlegten es sich noch einmal und sind nun zu der Ansicht gekommen, daß ein Fötus ein Mensch ist, eine Abtreibung jedoch gestattet ist, *aber nur*, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist oder die Mutter vergewaltigt wurde oder ein Fall von Inzest vorliegt.

Bei so vielen Ausnahmen komme ich nicht mehr mit. Wie gesagt, Leben ist Leben. Wenn wir uns auf einen Anfangspunkt geeinigt haben, dann war es das. Wenn wir in unsere Verfassung den Zusatz aufnehmen, daß ein Fötus menschliches Leben ist, müssen wir konsequent sein und dieses *Leben* wie jedes andere behandeln. Wir können nicht mit zweierlei Maß messen das eine gilt für den Fötus, das andere für uns. Für alle sollten die gleichen Regeln gelten.

Deswegen möchte ich ein paar Vorschläge zu diesem Verfassungszusatz machen:

1. Das Alter wird in Zukunft vom Tag der *Empfängnis* an berechnet. Wenn wir vom Augenblick der Empfängnis »Menschen« sind, dann ist der Tag der Empfängnis auch unser Geburtstag! Wir rechnen also nicht mehr ab dem Tag, an dem wir den Mutterleib verlassen haben. Der Tag, an dem der Verfassungszusatz in Kraft tritt, wird in Zukunft »Mutterleibbefreiungstag« genannt werden. Ich hoffe, daß man

sich bei *Right to Life* für ein Gesetz stark macht, nach dem der Geburtstag eines Menschen künftig der Tag ist, an dem das Spermium das Ei befruchtet hat, denn ab dann sind wir laut der Definition von *Right to Life* »menschliche Wesen«. Wir werden alle automatisch neun Monate zu unserem derzeitigen Alter dazurechnen. Wer also vor drei Monaten seinen 42. Geburtstag gefeiert hat, kann schon mal den Partyservice bestellen, denn er ist schon 43!!

2. Jeder Fötus sollte sofort eine Sozialversicherungsnummer erhalten. Das ist ja wohl selbstverständlich.

3. Die Todesstrafe für alle Frauen, die abtreiben. Die Anhänger von *Right to Life* müssen konsequent sein. Wenn sie wirklich glauben, ein Fötus sei ein Mensch, muß Abtreibung so bestraft werden, wie wenn du oder ich jemanden auf der Straße abknallen. Ein Menschenleben ist ein Menschenleben. Die mordende Mutter ungeschoren davonkommen zu lassen, wäre blanker Hohn. Sie verdient die gleiche Strafe wie der Serienkiller Ted Bundy! Ein Mörder ist ein Mörder. Jahrelang hat uns *Right to Life* mit den Bildern von den kleinen Föten mit ihrem Herzschlag und den winzigen Händchen und Füßchen in rührselige Stimmung versetzt. »Schau doch, wie menschlich!« Wenn ein Fötus ein Mensch ist, müssen wir die Mutter bestrafen, die das kleine unschuldige Wesen abschlachtet. In 38 Bundesstaaten wird vorsätzlicher Mord mit der Todesstrafe geahndet.

4. Das gleiche gilt natürlich für den Arzt, der die Abtreibung durchführt. Er ist noch schlimmer als die Mutter, weil er für Geld tötet. Wo wird im Verfassungszusatz eigentlich garantiert, daß Ärzte bestraft werden? Grillt die Brüder auf dem elektrischen Stuhl!

Wenn die Anhänger von *Right to Life* nicht bereit sind, die

oben vorgestellten Positionen zu übernehmen, könnte es dann vielleicht sein, daß sie gar nicht wirklich glauben, das Leben beginne mit der Empfängnis? Demnach wäre ein Fötus noch gar kein Mensch. Könnte es sein, daß es den Abtreibungsgegnern gar nicht um »Abtreibung« geht - sondern vielmehr darum, Frauen und ihre Körper zu kontrollieren und ihnen zu zeigen, wo sie hingehören? War nur so eine Frage.

TWENTY-TWO

Suchen wir uns einen neuen Feind!

Gorbatschow, dieser Wichser. Bevor er auftauchte, hatten wir einen hübschen kleinen Betrug am Laufen. Von 1946 bis 1988 bleute uns die amerikanische Führung ein, die Sowjetunion sei das Reich des Bösen, die gewaltige rote Bedrohung, die unsere Jugend einer Gehirnwäsche unterziehen würde und schlimmer noch, die die Kapazitäten hatte, unser Land in Schutt und Asche zu legen. Im Grunde stimmte das auch. Allerdings entwickelten die Sowjets nie zuerst die Technik für irgendwelche Atomwaffen. *Wir* hatten immer die neueste, beste Rakete, und die Sowjets mußten nachziehen. Im Gegensatz zu uns schickten die Sowjets nie Truppen in ferne Länder, um dort einzumarschieren und Krieg zu führen; sie beschränkten ihre militärische Unterdrückung auf Länder, die an ihres grenzten (weil sie ein bißchen nervös waren, nachdem sie über Jahrhunderte hinweg immer wieder überfallen worden waren und im Zweiten Weltkrieg 25 Millionen Opfer zu beklagen hatten, aber das ist doch wirklich kein Grund, so überbesorgt zu werden). Die Sowjets haben auch keine Atombombe abgeworfen diese Ehre gebührt bis heute allein uns.

Dennoch erinnerte man uns in Washington unermüdlich an die Lebensgefahr, in der wir uns befanden - und die meisten fielen darauf herein. Wir lebten im Schatten dieser seltsamen Bedrohung und dachten, es könne jeden Moment vorbei sein. Diese künstlich erzeugte Angst hatte einen enormen Vorteil: Sie hielt unsere Wirtschaft am Brummen. Die Konjunktur boomte, die Rüstungsindustrie machte Rekordumsätze und gab Millionen Amerikanern Arbeit. Der drohende atomare Massenmord war

gut fürs Geschäft.

Für unsere Regierung hatte der Kalte Krieg noch einen weiteren Vorteil. Damit konnte sie uns von den Zuständen im eigenen Land ablenken. Solange wir uns um die Bedrohung von *außen* Sorgen machten, achteten wir nicht sonderlich darauf, daß unsere Städte verfielen, unsere Schulen miserabel waren und immer mehr Arbeitsplätze abgebaut wurden.

Dann beschloß Michail Gorbatschow eines Tages, die ganze Sache abzublasen. Er sagte, er wolle nicht mehr mit uns spielen. Er verkündete eine einseitige Abrüstung und ließ keine Atombomben mehr bauen. Er erklärte: »Es ist mir egal, was ihr in den USA treibt, ich jedenfalls mache bei diesem Wahnsinn nicht mehr mit.« Dann ließ er zu, daß die Mauer in Berlin fiel, und sagte allen in Osteuropa, er ziehe die sowjetischen Truppen ab. Es sei jetzt an der Zeit, daß sie ihre eigenen Regierungen wählten.

Der Kerl hatte Nerven! Der Kalte Krieg war für unsere beiden Länder gut. Als er vorbei war, hatten wir niemanden mehr, gegen den wir kämpfen und dem wir die Schuld zuschieben konnten. Wir sahen uns im eigenen Land um und waren geschockt. Während wir Milliarden für ein sinnloses Wettrüsten verpulvert hatten, gingen unsere Straßen, Kläranlagen und alles andere kaputt. Wir blickten hoch und sahen einen Obdachlosen, der uns um Geld anbettelte. Eine Straße weiter stand schon wieder ein Obdachloser. Dann zwei Obdachlose - Junge, Junge, wie konnte das passieren? Ehe wir wußten, wie uns geschah, hatten wir einen beschissenen, schlecht bezahlten Job - falls wir überhaupt Arbeit hatten. Die Millionen Amerikaner, die früher die Atom-U-Boote bauten, Plutonium verarbeiteten, die Stealth-Fighter entwarfen oder für den örtlichen Militärstützpunkt arbeiteten, waren jetzt arbeitslos, weil sie keine Konsumgüter produzierten. Wir gaben 50 Prozent unserer Steuergelder für den Kampf gegen den Kommunismus aus, die Japaner verwendeten nur 1 Prozent ihres Bruttosozialprodukts für die Rüstung und den

Rest für die Bedürfnisse ihrer eigenen Leute.

Seit es keinen Kalten Krieg mehr gibt, wirkt Amerika ziellos. Wir haben offenbar keine Daseinsberechtigung mehr. Als »Sieger« übrigzubleiben und den Titel der »Einzigsten Supermacht der Welt« zu führen ist nicht so aufregend, wie wir es uns vorgestellt haben. Es ist schwierig, sich als Supermacht zu fühlen, wenn man keine Konkurrenz hat. Wenn man seine Tapferkeit nicht vor dem Feind beweisen kann, was macht einen dann zur »Supermacht«? Spielt beim Superbowl vielleicht nur ein Team? Was wäre, wenn jedes Jahr die Dallas Cowboys allein im Endspiel stehen würden? Was würden die Jungs mit sich anstellen? Auf dem Spielfeld herumrennen und brüllen »Wir sind die Supermannschaft! Wir sind die Nummer eins! Yeehah, yeehah, yeehayeehayeeha!«?

Peinlich.

Seit wir unseren Grund zu hassen verloren haben, ist Amerika einfach nicht mehr dasselbe. Ohne Feind von außen wenden wir uns gegen uns selbst. Der Anschlag in Oklahoma City, die wachsende Zahl der bewaffneten Milizen, Pat Buchanan - wie erbärmlich! Ohne ein anderes Land, gegen das wir Gift und Galle spucken können, bleibt es vielen Amerikanern selbst überlassen, einen neuen Feind zu finden - Sozialhilfeempfänger, Immigranten, Schwule und das öffentlichrechtliche Fernsehen.

Deshalb meine Frage: WARUM UNS SELBST HASSEN, WENN ES IMMER NOCH ÜBER 180 LÄNDER GIBT, GEGEN DIE WIR KÄMPFEN KÖNNEN?

Die Lösung ist so einfach; ich kann es kaum glauben, daß noch niemand in Washington darauf gekommen ist. Wir müssen uns nur eines der Länder auf diesem Planeten aussuchen und es offiziell zum neuen Reich des Bösen ernennen. Sobald das getan ist, sind wir wieder fein raus!

Damit dem Präsidenten und den Generalstabschefs die Wahl leichter fällt, habe ich eine Liste mit Ländern zusammengestellt,

die zwar nicht so groß und böse wie die Sowjetunion sind, aber sicher ihr Bestes tun werden, wenn wir ihnen eine faire Chance geben.

Allerdings sollten wir nicht vergessen, daß wir mit diesen Ländern einen *Kalten* Krieg wollen. Ein Kalter Krieg dauert mindestens 50 Jahre. Jeder bekommt Arbeit. Und niemand wird in einer richtigen Schlacht zwischen den beiden Supermächten getötet. Richtige Kriege wie gegen Grenada, Panama und den Irak dauern nur wenige Stunden. Das ist einfach nicht lang genug, um die Wirtschaft anzukurbeln.

Also holt eure Landkarten und Spielzeugsoldaten heraus, denn ich nehme euch mit zur Lagebesprechung in Mikes Bunker tief unter den Straßen von Manhattan. Dort werden wir sorgfältig unsere Optionen prüfen. Es ist Zeit, sich einen neuen Feind zu suchen!

Geeignete Kandidaten für unsere »neuen Feind«

Libyen: Das Land bettelt schon seit einiger Zeit um diese Rolle. Unter Führung des Transvestiten Muammar Gaddafi erfüllt Libyen viele Bedingungen für den Status des meistgehaßten Landes. Wir denken, Libyen hatte bei der Bombe an Bord des Pan Am-Fluges 103 und dem Absturz bei Lockerbie die Finger im Spiel (und der bloße Verdacht genügt, um die Marines loszuschicken; die Beweise können wir immer noch später manipulieren). Außerdem versucht Libyen immer wieder, Atomwaffen zu bauen - und weigert sich als Affront gegen den Rest der Welt, eine Mannschaft zu den Olympischen Winterspielen zu schicken. Aber Gaddafi scheut sich nicht, dem Black Muslim-Führer Louis Farrakhan Millionen Dollar zu schicken. *Worauf warten wir also noch?*

China: In einer besseren Welt wäre das unser sicherster Tip -

aber zu viele amerikanische Unternehmen haben dort in den letzten Jahren investiert. Keine Chance, daß Washington ein Land überfällt, das als Billiglohnfabrik für Amerika fungiert. Ich weiß noch, wie vor einigen Jahren General Motors in Flint heimlich, um Proteste zu vermeiden, eine ganze Motorenfabrik mitten in der Nacht abriß und die Roboter und das Fließband in China wiederaufbaute. GM ist mit seiner Produktion in China nicht allein, Hunderte amerikanische Unternehmen sind dort im Geschäft. Ich schätze daher, daß es mit den Chinesen als neuen Feinden nichts wird. Außerdem gibt es 1,3 Milliarden Chinesen und nur 280 Millionen Amerikaner. Wir sollten sie lieber in Ruhe lassen.

Iran: Waren wir schon.

Irak: Erledigt.

Nordkorea: Ich weiß, ich weiß, die haben wir auch schon erledigt, und wer mag schon Wiederholungen? Aber diese irren Dickschädel haben es immer noch nicht kapiert, daß die Welt nicht vernünftige Beziehungen zu einem Land unterhalten kann, dessen Hauptstadt Pjöngjang kein Mensch aussprechen kann. Wenn man schon nicht weiß, wie man das schreibt oder spricht, wozu soll man dann hinreisen? Noch schlimmer, als der »Große Führer« Kim Il Sung 1994 starb, dauerte es lange, bis man einen geeigneten Nachfolger für ihn gefunden hatte. Die »Wahl« eines neuen Staatschefs dauerte fast zwei Jahre. Stellt euch bloß mal die Rechnung für Kaffee und Kekse vor, die in dieser Zeit zusammenkam!

Man zögerte, Kims Sohn Kim Jong II zum ersten Mann im Staat zu ernennen, weil er sich zu viele Filme ankuckt. Er besitzt über 20 000 Videos und DVDs - seine Sammlung gilt als das größte private Videoarchiv der Welt. Schwierig, diesen Gegner

in einen Kampf zu verwickeln, wenn er sich gerade zum 18. Mal *Caddyshack II* ansieht.

Dennoch wäre Nordkorea ein guter Feind: Die Nordkoreaner haben (pro Kopf gerechnet) die größte Streitmacht der Welt, sie haben wahrscheinlich Atomwaffen und schickten bis 1996 ihre Mannschaft *weder* zu den Olympischen Sommer- *noch* zu den Winterspielen.

Kuba: Vergeßt es. Castro hat uns schon mal besiegt. (Siehe Kapitel 23, »Diese Slapstickkubaner«)

Burma: Selbst amerikanische Unternehmen schrecken vor diesem Land und der Art zurück, wie dort die Leute behandelt werden. Nach Jahren des Terrors, nach Massenhinrichtungen, Völkermord und Zwangsarbeit hat sich fast jedes Unternehmen außer Texaco, Unocal und Arco aus Burma zurückgezogen. Wer will schon in einem Land produzieren, das die USA mit 60 Prozent ihres Heroinbedarfs beliefert? 1989 änderte Burma seinen Namen in »Union Myanmar«, weil die Myanmaren dachten, sie könnten uns täuschen. Denen sollten wir wirklich mal die Hammelbeine langziehen. Zeit für einen Angriff der... HALT! STOP! Wir wollen niemanden *angreifen!* Macht euch das immer wieder klar: »*Kalter Krieg Kalter Krieg Kalter Krieg Kalter Krieg...*«

Die Schweiz: Nur einmal möchte ich erleben, wie sich diese Feiglinge in einem richtigen Krieg anstellen, damit sie auch kennenlernen, was wir anderen schon durchgemacht haben. Die Schweizer sind berühmt dafür, alles auszusitzen. Außerdem war die Schweiz das letzte Land in Europa, in dem Frauen das Wahlrecht erhielten (erst 1971!). Wenn wir morgen bekanntgeben würden, daß wir es auf ihre jodelnden Ärsche abgesehen hätten, würden wir schnell merken, wie »neutral« die

Schweizer in Wirklichkeit sind. Ich wette, die Banken in Zürich würden Überstunden machen, um jede verfügbare Atomwaffe auf dem Markt zu kaufen.

Kanada: Ich glaube, diese Idee habe ich irgendwann in einem Film gesehen.

Burkina Faso: Noch so ein Land, das seinen Namen änderte, obwohl die europäischen Kolonialmächte sich großzügig einen ausgedacht hatten. Früher hieß Burkina Faso »Obervolta«, was wir in Mrs. LaCombes Geographieunterricht in der vierten Klasse immer ungemein lustig fanden. Nach Bangladesch ist Burkina Faso wahrscheinlich das ärmste Land der Welt, und dennoch wird dort jedes Jahr das größte Filmfestival auf dem afrikanischen Kontinent veranstaltet. Da soll einer schlau daraus werden. Absolut niemand in Amerika weiß, wo Burkina Faso liegt - und allein das spricht dafür, daß dieses Land ein echter Horrortrip ist:

»Ich habe gehört, daß *Burkina Faso* Atomraketen auf New York gerichtet hat!«

»Oh mein Gott! Wo liegt Burkina Faso?!«

»NIEMAND... WEISS... ES!«

Das sind meine Vorschläge für mögliche neue Reiche des Bösen. Was ist euer Liebling? Schickt mir eure erste Wahl, und ich werde das Ergebnis höchstpersönlich dem Pentagon vorlegen. Bitte nur Postkarten. Stichwort: »Mike sucht einen neuen Feind«, P.O. Box 831, Radio City Station, New York, New York 10101. Ich werde die Ergebnisse zusammen mit Wolf Blitzer [er kommentiert bei CNN Umfrageergebnisse] sobald wie möglich in der »Larry King Show« bekanntgeben.

TWENTY-THREE

Diese Slapstickkubaner

Habt ihr euch jemals gefragt, warum sich Fidel Castro schon so lange an der Macht halten kann? Niemand außer König Hussein von Jordanien und dem Fürsten von Monaco stand länger an der Spitze eines Staates. Der Mann hat acht amerikanische Präsidenten, zehn Olympische Spiele und die Rückkehr des Halleyschen Kometen überdauert. Egal, was die amerikanische Regierung unternommen hat, um ihn zu stürzen, er hat mehr Leben als John Travolta Comebacks.

Und die amerikanischen Regierungschefs haben sich wirklich Mühe gegeben. Seit Castro sein Land von dem korrupten Regime Batistas befreite, der mit Unterstützung der USA und der Mafia regierte, hat Washington allerlei ausprobiert, um ihn abzusetzen. Dazu gehörten von den Steuerzahlern finanzierte Mordanschläge, Invasionen, Blockaden, Embargos, die Androhung nuklearer Vernichtung, das Schüren innerer Unruhen, Einschüchterung und biologische Waffen (die CIA warf 1971 Päckchen mit Erregern der Afrikanischen Schweinepest über Kuba ab, woraufhin 500000 Schweine getötet werden mußten).

Was mir schon immer höchst merkwürdig vorkam: Es gibt tatsächlich einen amerikanischen Marinestützpunkt *auf der Insel!* Stellt euch vor, wir hätten den Briten erlaubt, nachdem wir sie im Revolutionskrieg geschlagen hatten, ein paar Tausend Soldaten und ein Geschwader Schlachtschiffe im Hafen von New York zu stationieren. Ziemlich seltsam, stimmt's?

Präsident Kennedy führte Präsident Eisenhowers Plan zur Eroberung Kubas mit der Invasion in der Schweinebucht fort.

Als das nicht klappte, wies er die CIA an, Castro zu töten. Die Leute vom Geheimdienst versuchten alles mögliche, von einem Füller, der mit giftiger Tinte gefüllt war, bis zu einer explodierenden Zigarre (nein, ich beziehe meine Informationen nicht aus der Fernsehserie um den Superagenten Maxwell Smart, das steht alles im Bericht des Church Committee für den US-Kongreß von 1975).

Natürlich hat nichts funktioniert. Castro wurde immer stärker und die USA drehten fast durch. Kuba galt als einer, der »uns durch die Lappen gegangen« war. Eine Schande für uns. Da hatten wir jedes Land dieser Hemisphäre im Sack - außer diesem verdammten Kuba. Was macht das für einen Eindruck! Das ist so, wie wenn die ganze Familie essen geht und das schwarze Schaf der Familie, der kleine Billy, will einfach nicht stillsitzen und tut nicht, was man ihm sagt. Alle starren die Eltern an und fragen sich, was die eigentlich leisten. Daß die beiden anscheinend weder Autorität ausüben noch für Disziplin sorgen können, ist die schlimmste Demütigung für sie. Also verprügeln sie den kleinen Billy, aber eigentlich könnten sie gleich sich selbst verprügeln - er wird trotzdem nicht brav seinen Spinat essen.

So blöd stehen wir vor dem Rest der Welt da. Als ob uns diese kleine Insel 150 Kilometer vor unserer Küste in den Wahnsinn getrieben hätte. Gegenüber einer wirklichen Bedrohung für die Menschheit wie zum Beispiel der chinesischen Regierung hegen wir keine solchen Gefühle. Das ist vielleicht eine Schlägerbande! Aber wir können gar nicht schnell genug mit ihnen ins Bett kriechen. Washington hat 23 Jahre darauf verwendet, uns gegen die Chinesen aufzubringen - und dann sind sie plötzlich unsere Freunde. Es stellte sich heraus, daß die Republikaner und ihre Freunde in der Wirtschaft gar nicht *wirklich* gegen kommunistische Diktatoren waren - nur gegen die, die es ihnen nicht erlauben, ins Land zu kommen und dort einen schnellen Dollar zu machen.

Und genau das ist Castros fataler Fehler. Als er an die Macht kam und alle amerikanischen Unternehmen verstaatlichte und den Mob aus Havanna rausschmiß, hätte er sich gleich mit einem Stuhl auf den San-Andreas-Graben setzen können, denn der Zorn von Uncle Sam traf ihn mit voller Wucht und ist auch nach 44 Jahren noch nicht veriraucht. Dennoch hat Castro überlebt. Allein für diese Leistung muß man diesen Kerl trotz seiner Fehler (als da sind: politische Unterdrückung, vierstündige Reden und eine Alphabetisierungsquote von 100 Prozent) bewundern.

Warum streiten wir uns immer noch um dieses Überbleibsel aus dem Kalten Krieg? Die Antwort findet man in Miami. Dort kontrolliert ein verrückter Haufen Exilkubaner die amerikanische Außenpolitik gegenüber diesem unbedeutenden Inselvolk. Viele Exilkubaner unterstützten Batista und lebten in Saus und Braus, als dieser Gangster noch regierte. Seit sie mitsamt ihrem Vermögen nach Florida geflohen sind, haben viele offenbar kein Auge mehr zugetan.

Und seit 1960 versuchen sie beharrlich, uns in diesen Wahnsinn hineinzuziehen. Wie kommt es eigentlich, daß bei jedem Vorfall, der unser Land in den letzten 30 Jahren erschütterte - die Ermordung Kennedys, Watergate, die Iran-Contra-Affare, der Anstieg des Drogenkonsums (die Liste ließe sich beliebig fortsetzen) -, die Exilkubaner die Finger im Spiel hatten? Da gibt es zum Beispiel die Verbindung zwischen Lee Harvey Oswald und den Kubanern in New Orleans. (Oder handelten die Exilkubaner auf eigene Faust und töteten Kennedy? Oder hatte Castro den Mord befohlen, weil er einfach die Schnauze voll hatte, daß Kennedy *ihn* abservieren wollte? Egal, welcher Theorie man anhängt, überall lauern die Kubaner hinter den Kulissen.)

Dann wurden in der Nacht des 17. Juni 1972 drei Kubaner - Bernard Barker, Eugenio Martinez und Virgilio Gonzalez (zusammen mit den Amerikanern Frank Sturgis und James

McCord jr.) erwischt, wie sie in das Büro der Demokratischen Partei im Watergate-Gebäude einbrachen. Diese Aktion führte schließlich zum Sturz Richard Nixons (also sind die Exilkubaner doch zu etwas nütze).

Heute gelten Barker und Gonzalez in der kubanischen Gemeinde von Miami als Helden. Nur Martinez, der später von Ronald Reagan begnadigt wurde, hat Gewissensbisse: »Ich wollte mich nicht am Sturz des amerikanischen Präsidenten beteiligen.« Oh, das ist aber nett von dir!

Als Ollie North eine Tarnung für seinen Waffenschmuggel zur Unterstützung der regierungsfeindlichen Contras in Nicaragua brauchte, an wen wandte er sich wohl? Natürlich an die Kubaner in Miami! Die Schweinebuchtveteranen Ramón Medina und Rafael Quintero hatten bei dem Unternehmen, das Waffen an die Contras lieferte, eine Schlüsselposition. Der von den USA unterstützte Bürgerkrieg der Contras forderte in Nicaragua 30000 Todesopfer.

Zum Ausgleich für unsere Finanzhilfe beliefern uns die Exilkubaner mit allerlei Rauschgiften. Der Drogenhandel zerstört Familien und ganze Stadtviertel. Seit Anfang der sechziger Jahre betreiben einige Kubaner (die auch an der Invasion in der Schweinebucht beteiligt waren) große Drogenringe in diesem Land. Die Drogenfahndung erhielt bei der Verfolgung dieser Exilkubaner wenig Unterstützung von der Regierung, weil sich die Kubaner als angebliche »Freiheitskämpfer« organisiert hatten. Dabei dienten die meisten Organisationen nur zur Tarnung für einen umfangreichen Drogenschmuggel. Die gleichen Drogenschmuggler halfen später bei der Bewaffnung der Contras.

Organisationen kubanischer Terroristen mit Sitz in den USA sind seit Castros Revolution für über 200 Bombenanschläge und mindestens 100 Morde verantwortlich. Sie haben alle so eingeschüchtert, daß ich dieses Kapitel eigentlich gar nicht schreiben sollte. Schließlich gehöre ich zu den wenigen

Amerikanern, die keine Waffe besitzen.

Warum habe ich keine Angst? Weil diese Exilkubaner trotz ihres Terrors und Brustgetrommeis in Gorillamanier nur ein Haufen Waschlappen sind. Richtig gelesen. Waschlappen.

Beweise gefällig? Wenn man den Unterdrücker in seinem Land nicht mag, bleibt man dort und versucht, das Regime zu stürzen. Das kann mit Gewalt geschehen (wie zum Beispiel in der Amerikanischen Revolution und in der Französischen Revolution) oder mit friedlichen Mitteln (Gandhi in Indien oder Mandela in Südafrika). Aber man zieht nicht einfach den Schwanz ein und rennt davon wie die Kubaner.

Stellt euch vor, die amerikanischen Siedler wären alle nach Kanada geflohen - und hätten dann von den Kanadiern verlangt, die Briten aus Amerika zu vertreiben. Die Sandinisten hätten ihr Land nie von Somoza befreit, wenn sie sich, eine Margarita schlüpfend, am Strand von Costa Rica geaalt und dabei auch noch bereichert hätten. Mandela ging ins Gefängnis, und nicht nach Libyen oder London.

Nur die reichen Kubaner setzten sich nach Miami ab - und wurden dort noch reicher. 90 Prozent der Exilkubaner sind weiß, obwohl die meisten Kubaner - 62 Prozent - Schwarze oder Mulatten sind. Die Weißen wußten, daß sie nicht auf Kuba bleiben konnten, weil sie keinen Rückhalt in der Bevölkerung hatten. Also kamen sie hierher und erwarteten, daß wir für sie kämpften. Und wir Schwachköpfe tun das auch noch.

Sicher, die kubanischen Heulsusen haben auch versucht, sich selbst zu helfen. Aber ein kurzer Blick auf ihre Bemühungen erinnert an die alten Slapstickfilme der zwanziger Jahre mit den täppischen Keystone Kops. Die Schweinebucht ist das bekannteste Fiasko. Die Invasion birgt alle Elemente einer Farce: die falschen Schiffe, der falsche Strand und keine Munition. Es ist niemand da, den man bekämpfen könnte, und dann werden die Invasoren auch noch zurückgelassen und irren

planlos durch einen Teil der Insel, der ihnen völlig unbekannt ist (wahrscheinlich hatten ihre Chauffeure sie im guten alten Kuba nie dorthin kutschiert).

Die ganze Veranstaltung war so peinlich, daß sich die Welt immer noch darüber amüsiert - und die Kubaner in Miami haben das nie vergessen oder vergeben. Man braucht nur »Schweinebucht« zu einem von ihnen zu sagen, schon fühlt man sich wie ein Zahnarzt, der beim Bohren auf den blanken Nerv kommt.

Man könnte meinen, die Niederlage in der Schweinebucht wäre den Exilkubanern eine Lehre gewesen, aber das ist wohl zuviel verlangt. Leute wie *du und ich* hätten vielleicht aufgegeben. Aber nicht die Exilkubaner. Seit 1962 haben verschiedene Gruppen von Exilkubanern immer wieder versucht, ihr Vaterland zu »befreien«.

Werfen wir einmal einen Blick auf die Höhepunkte ihrer Aktivitäten: - 1981 landete eine Gruppe Exilkubaner aus Miami auf Providenciales Island in der Karibik. Sie waren unterwegs zur Invasion Kubas. Ihr Schiff, das einzige von vier Schiffen, das es über den Miami River hinaus geschafft hatte (die anderen drei wurden von der Küstenwache wieder zurückgeschickt, weil die Wetterverhältnisse ungünstig waren, ein Schiff Probleme mit dem Motor und ein anderes zu wenig Schwimmwesten an Bord hatte), lief in der Nähe der Insel auf ein Riff. Die Kubaner aus Miami saßen ohne Lebensmittel auf der Insel fest und bekämpften sich gegenseitig. Sie flehten die Behörden in Miami an, sie zu retten. Nach drei Wochen wurden sie per Flugzeug zurück nach Florida geholt. Geraldo Fuentes, der einzige der Gruppe, der es bis in kubanische Gewässer schaffte, bekam auf hoher See eine Blinddarmentzündung und mußte zur Behandlung von der Küstenwache mit dem Hubschrauber zum Stützpunkt Guantanamo gebracht werden.

- 1968 lag ein polnischer Frachter im Hafen von Miami am Kai und hatte angeblich eine kubanische Delegation an Bord.

Nach Berichten der *St. Petersburg Times* feuerten Exilkubaner vom MacArthur Causeway eine selbstgebastelte Panzerfaust ab und trafen den Rumpf des Schiffes. Das Schiff hatte nur eine Beule. Der Rädelsführer Orlando Bosch wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, aber schon 1972 wieder freigelassen. Bosch erklärte, sie hätten gehofft, größeren Schaden anzurichten, aber »das Schiff war so *groß!*« Bosch war früher schon einmal verhaftet worden, weil er im Berufsverkehr einen Torpedo durch Miami transportiert hatte. Ein anderes Mal wurde er mit 600 Minibomben und Dynamit im Kofferraum seines Cadillac erwischt. 1990 wurde er von der Regierung Bush aus dem Gefängnis entlassen, wo er gerade wegen Verstößen gegen seine Bewährungsauflagen einsaß.

- In der *Washington Monthly* stand: »Im Sommer und Herbst des Jahres 1963 wurden in der Hoffnung, das Regime zu destabilisieren, fünf Sabotageakte gegen Kuba durchgeführt. Der unbedeutende kubanische Untergrund wurde angewiesen, die Wasserhähne aufzudrehen und das Licht anzulassen, um Energie zu verschwenden.«

- Laut einem Bericht im *San Francisco Chronicle* schoß der Exilkubaner José Basulto 1962 im Auftrag der CIA von einem Schnellboot aus mit einer 20-Millimeter-Kanone auf das Incan Hotel an der Havanna Bay. Er hoffte, damit Fidel Castro zu töten. Die Explosivgeschosse verfehlten ihr Ziel. Dann merkte Basulto, daß auf dem Deck des ganzen Bootes Benzin herumschwappte, und er fuhr auf dem schnellsten Weg zurück nach Florida. »Ein Benzintank aus Plastikleckte«, berichtete Basulto später. »Auf dem ganzen Deck war Benzin. Wir wußten nicht, was wir tun sollten.«

Jahre später gründete Basulto die »Brothers to Rescue«, eine Exilantengruppe, die Einsätze über Kuba flog, Flugblätter abwarf und die kubanische Regierung einzuschüchtern versuchte. Im Februar 1996 hatte Castro von diesen Belästigungen die Nase voll. Nach 25 Verletzungen des

kubanischen Luftraums innerhalb von 20 Monaten befahl er, zwei der Flugzeuge abzuschießen.

Obwohl die Brothers to Rescue mit der Verletzung des kubanischen Luftraums gegen das amerikanische Gesetz verstießen (was die Luftfahrtbehörde auch zugibt), fiel die Regierung Clinton wieder einmal auf die Masche der Exilkubaner herein und verschärfte das Embargo gegen Kuba. Mit diesem Embargo haben wir uns den Zorn der restlichen Welt zugezogen - die UN-Generalversammlung beschloß mit 117 zu 3 Stimmen, die Vereinigten Staaten wegen ihrer wirtschaftlichen Offensive gegen Kuba zu »verurteilen« (wie bei jeder Abstimmung, seit das Embargo verhängt wurde).

In der Woche nach dem Abschuß der Flugzeuge wollten die Exilkubaner Druck auf die USA ausüben. In der Hoffnung, daß die USA militärisch gegen Castro vorgehen würden, verkündeten sie, daß am nächsten Samstag eine Flotte von Florida aus in See stechen würde, um vor der kubanischen Küste gegen den Verlust der beiden Flugzeuge zu protestieren. Clinton nahm dies als Anlaß zur größten Machtdemonstration seit der Kubakrise und schickte zur Unterstützung der Flotte eine Staffel F-15-Jagdflugzeuge, elf Schiffe der Küstenwache, zwei Lenkwaffenkreuzer der Navy, eine Fregatte, zwei C-130-Transportflugzeuge, mehrere Hubschrauber, Aufklärungsflugzeuge und 600 Mann der Küstenwache.

Allerdings vergaß er, Dramamin mitzuschicken - denn diese Tabletten gegen Seekrankheit hätten die Kubaner aus Miami bitter nötig gehabt. Nur 40 Meilen von Key West entfernt wurden die Exilkubaner seekrank und fütterten fleißig die Fische. Sie flehten die Kapitäne an, umzukehren. Wieder einmal zogen die Kubaner den Schwanz ein, und die ganze Welt sah zu. Zurück im Hafen hielten sie eine Pressekonferenz ab und erklärten ihren Rückzug. Ein Sprecher war immer noch ganz grün, und die Journalisten wichen nervös vor ihm zurück. Wahrscheinlich befürchteten sie, daß er sie jeden Moment mit

einer Extraladung im Stil von Linda Blair in »Der Exorzist« eindecken würde.

»Auf See brach ein furchtbarer Sturm aus«, erzählte der Führer der Exilkubaner, der immer bleicher wurde. »Die Wellen waren über drei Meter hoch. Wir mußten umkehren, sonst hätten wir unsere Schiffe verloren!« Während er sprach, zeigte ein kreativer Kopf, der bei CNN Wochenenddienst schob, Luftaufnahmen der Flotte auf dem Weg nach Kuba. Die Sonne schien, das Meer war spiegelglatt, und es wehte eine sanfte Brise. Reporter auf See berichteten, das Meer sei »sehr rau« geworden, nachdem die Kameras von CNN ausgeschaltet worden waren. Aber sicher!

Castro hat sich wahrscheinlich krankgelacht.

TWENTY-FOUR

Amerika braucht ein neues Image

Solange ich denken kann, sind Amerikaner in der Welt nicht sehr beliebt. Wenn man eine Umfrage nach dem beliebtesten Land machen würde, müßte man von Simbabwe bis Uruguay feststellen, daß man uns aus unerklärlichen Gründen nicht ausstehen kann.

Meine erste Erinnerung daran, daß wir bei einem Beliebtheitswettbewerb auf dem letzten Platz landen würden, reicht zurück bis Nixons Präsidentschaft. Im Fernsehen wurde gezeigt, wie wütende Venezolaner die Limousine von Richard Nixon mit Grapefruits bewarfen. Von da an wurden fleißig Flaggen verbrannt, Botschaften gestürmt, Geißeln genommen, Uncle-Sam-Puppen aufgeknüpft, Bombenanschläge verübt, Flugzeuge entführt und, wenn die USA-Hasser schlau waren, die Filialen von Kentucky Fried Chicken verstaatlicht.

Warum dieser Haß? Alle lieben unsere Filme, unsere Musik, unsere Jeanshosen. Okay, wir sind vielleicht ein bißchen arrogant und nervtötend mit unserem »Wir sind die Nummer eins«-Gehabe. Aber wenn ihr im gleichen Land wie Chuck Norris leben müßtet, würdet ihr euch auch so aufführen.

Ich verstehe, warum es die Menschen nicht mögen, wenn wir Truppen entsenden und in ihren Ländern einfallen. Aber muß man gleich so nachtragend sein? Nur weil wir zwei Millionen Vietnamesen getötet und nie einen Cent der versprochenen Reparationen gezahlt haben, muß man doch nicht glauben, daß wir uns noch einmal so aufführen werden. Sicher, *nach* Vietnam haben wir die Marines noch in neun weitere Länder geschickt, aber das sollte euch doch nicht beunruhigen.

Zugegeben, wir sind auch nicht vollkommen. Wir haben

Fehler gemacht. Und jetzt haben wir ein Image-Problem. Wir werden auf der ganzen Welt gehaßt, verachtet, geschmäht, verflucht und bespuckt.

Ich denke, es ist Zeit, daß wir das ändern. Es ist Zeit für ein neues Image.

Heutzutage sind viele Unternehmen der Ansicht, ein »neuer Look« würde ihr Ansehen in der Öffentlichkeit verbessern. Nachdem die Hooker Chemical Company den Ortsteil Love Canal der Kleinstadt Niagara Falls mit Gift verseucht hatte, wurde das Chemieunternehmen in den Medien wie eine Bande Schurken dargestellt. Kein Problem. Die Firma wurde einfach verkauft, der Name wurde in Occidental geändert. Wie *accidental* [»versehentlich«], nur mit einem *O*. Da seht ihr's, die haben wenigstens Humor!

Nachdem irgendein Verrückter einige Fläschchen des Schmerzmittels Tylenol mit Gift versetzt und damit sieben Menschen umgebracht hatte, reagierte der Hersteller Johnson & Johnson unverzüglich. Für besorgte Verbraucher wurde eine Hotline eingerichtet, und das Schmerzmittel wurde sofort vom Markt genommen. Außerdem wurde ein Schutzsiegel aus Plastik entwickelt, das heute Standard bei Medikamenten ist. Die Aktion markierte einen radikalen Wandel in der Öffentlichkeitsarbeit.

Und genau das braucht Amerika jetzt. Dafür müssen nicht Millionen für die Kampagne einer PR-Firma ausgegeben werden, denn ich biete meine Dienste kostenlos an. Der Präsident hat meine Genehmigung, die folgenden Ideen zu verwenden, damit die USA besser aussehen, leckerer schmecken und obendrein ganz leicht verdaulich sind.

Ein neuer Name

»Die Vereinigten Staaten von Amerika«? Zu lang. Öde. Igitt. Für mich klingt das, als ob die Gründungsväter keine Lust mehr

auf die Diskussion gehabt hätten, wie sie das neue Land nennen sollten.

»Hey, mir gefällt ›Columbia‹.«

»Wie wär's mit ›Das neue, verbesserte Neuengland?‹«

»Nennen wir es doch einfach ›Land von George und Martha‹.« Dieser Vorschlag kam garantiert von George Washington). Also gaben sie auf und einigten sich auf einen sehr umständlichen Namen, der eher wie eine Beschreibung klingt. Es waren »Staaten«, und die waren »vereinigt«. Also »Vereinigte Staaten«. Brilliant.

Ein Jammer, daß die Gründungsväter 1776 so spät über den Namen nachdachten. Sie verschwendeten viel zuviel Zeit mit solchen Lappalien wie der Unabhängigkeitserklärung und der ersten Verfassung. Heute weiß zwar niemand mehr, was darin steht, aber *jeder* kennt den Namen des Landes.

Die Briten gingen da ganz anders vor. Sie nannten ihr Land »Großbritannien« - und schaut, wie weit sie diese positive, optimistische Einstellung gebracht hat, vor allem, wenn man bedenkt, daß an den Briten eigentlich nichts »Großes« ist. Aber sie wußten, daß so ein Name andere Länder in Furcht und Schrecken versetzen würde (»Ooooh, mit denen legen wir uns besser nicht an, die sind eine Nummer zu groß!«). Das hat jahrhundertlang funktioniert. Wenn die Einwohner fremder Länder ein britisches Schlachtschiff vor der Küste sahen, wußten sie, daß sie in Schwierigkeiten waren: »Was steht da am Rumpf?«

»Da steht... ›GROSS!‹«

»Oh mein Gott! Hißt die weiße Flagge!« Die Briten hätten es nie so weit gebracht, wenn sie sich »Vereinte Grafschaften auf einer Insel« genannt hätten. Als sie den Namen später in »Vereinigtes Königreich« änderten, waren sie klug genug, an *Vereinigtes* noch das Wort *Königreich* dranzuhängen. Nicht *Staaten*. *Königreich* klingt, wie wenn sie dir einen Tritt in den

Hintern verpassen könnten.

Sobald wir uns »Vereinigte Staaten von Amerika« ausgedacht hatten, fiel den Leuten auf, daß der Name zu lang war. Also kürzten sie ihn einfach ab und sprachen von »Amerika«. Wir wurden nicht »die Vereinigten Staatler« genannt, sondern »Amerikaner«. Aber mit diesem kleinen Trick rückten wir trotzdem nicht in der alphabetischen Liste der Länder nach vorn - wir dümpeln immer noch bei den Vs am Ende herum.

Für das neue Jahrtausend brauchen wir einen neuen Namen! Hier sind meine Vorschläge:

- **Der Große.** Kurz und prägnant. »Wo kommst du her?«

»ICH KOMME VOM GROSSEN!« Mit so einem legt sich niemand an.

- **Atantik & Pazifik**, oder A & P. Schlicht und hilfreich für alle, die nicht wissen, wo das Land liegt. Auf der Karte ganz einfach zwischen den zwei Ozeanen zu finden. Außerdem erinnert der Name an Essen - und das ist immer ein Pluspunkt.

- **Land of Sex.** Sex verkauft sich immer gut. Jeder wird bedauern, nicht in unserem Land zu leben. Könnte allerdings die Zahl der illegalen Einwanderer erhöhen.

- **Ebony & Ivory [Ebenholz und Elfenbein].** Es heißt, wir seien nach Hautfarbe getrennt. Dieser Name wird die Menschen in unserem Land einander näherbringen.

- **USA World.** Amerika als Freizeitpark. Jeder mag Freizeitparks! Karussellfahren statt Verbrechen! Clowns anstelle von Politikern! Spielmarken anstelle von Steuern! Egal, wie man den Namen betrachtet, er hat nur Vorteile!

- **Americapalooza.** Die Generation der Babyboomer versteht den Bezug zum Open-Air-Festival Lollapalooza nicht, aber die sind ohnehin bald alle abgenippelt.

- **Planet USA.** Kein Restaurant, sondern ein Land. Aber unsere Feinde wissen dann, daß sie es mit Arnold

[Schwarzenegger], Sly [Stallone] und Bruce [Willis] zu tun bekommen, wenn sie irgendwelche faulen Tricks probieren.

- **Hard Rock America.** Reservevorschlag, falls uns Arnold, Sly und Bruce die Nutzung des Namens »Planet USA« verweigern.

Eine neue Flagge

Die derzeitige Flagge ist auf der Welt nicht sonderlich beliebt. Man könnte eigentlich gleich ein rotes Tuch vor einem wilden Stier schwenken. Die Leute sehen das Sternenbanner und werden aus irgendeinem Grund böse. Warum sollen wir ihnen ein Symbol geben, an dem sie ihre Wut so leicht auslassen können?

Ich habe ein paar Ideen für einen neuen Entwurf. Ich bin kein großer Künstler - sicher nicht Betsy ROSS, die die erste amerikanische Flagge nähte! -, aber hier sind ein paar Vorschläge:

1. Der Kopf von Newt Gingrich. Aus seinen Ohren kommen Funkwellen. (Das wäre doch eine Flagge, die man ohne schlechtes Gewissen in Brand stecken kann!)

2. Viele große, haarige Kerle. (Abschreckung ist die beste Verteidigung.)

3. George Washington, der auf Barney, dem rosa Dinosaurier, reitet. (Etwas Altes und etwas Neues.)

4. Betende Hände, die eine Dollarnote halten. (Das zeigt, daß wir ein christliches Land sind und wo unsere Prioritäten liegen.)

5. Stellungen aus dem Kamasutra. (Sex verkauft sich gut. Allerdings könnten hinduistische Bilder Verwirrung stiften.)

Ein neues Motto

Mit »In God We Trust« sind wir irgendwie aus der Verantwortung für unser Tun genommen. Warum ziehen wir Gott in unsere Probleme hinein? Er hat wahrscheinlich genug mit sich selbst zu tun. Wie wäre es mit diesen flotten neuen Slogans:

»Amerika: Einmarschiert um 10, Rückzug um 2.«

»Wirklich ein guter Ort, um ein dickes, saftiges Steak zu bestellen.«

»Hier werden Schecks eingelöst.«

»Unsere Bürger sind bewaffnet und schießen gern.«

»Die Vereinigten Staaten von Amerika! Oder hat jemand eine bessere Idee?«

Ein neues Symbol

Vergessen wir unser Wappentier, den Bald Eagle. Ich habe noch nie einen glatzköpfigen Adler gesehen. Wenn ein Vertreter des Tierreichs unbedingt nationales Symbol werden will, sollte es sich mal ein bißchen tummeln und sich flotter fortpflanzen. Diese Mistviecher sind ja beinahe ausgestorben.

Meine Tochter Natalie schlägt vor, den glatzköpfigen Adler durch einen glatzköpfigen Mann zu ersetzen. Davon gibt es Millionen, das Symbol würde uns allen vertraut, freundlich - und haarlos vorkommen.

Eine neue Nationalhymne

Ich weiß, daß mir in diesem Punkt niemand widersprechen wird. Vergessen wir dieses unbedeutende Lied, das niemand singen kann, und ersetzen es durch den Song, der immer im Stadion gespielt wird: »We Will, We Will Rock You!«

Wenn wir nur ein paar meiner Vorschläge umsetzen würden, würde unser Ansehen in der Welt deutlich steigen. Falls ihr irgendwelche Ideen habt, die unserem Land weiterhelfen, könnt ihr sie gerne beim Weißen Haus einreichen, 1600 Pennsylvania Avenue NW, Washington, D.c. 20500. Oder ruft einfach an: (202) 456-1414. Ich bin sicher, zur Zeit findet ihr dort für fast alles ein offenes Ohr.

TWENTY-FIVE

O. J. ist unschuldig

Wenn ihr auch Weiße und wie ich der Ansicht seid, daß O. J. Simpson Nicole Brown und Ronald Goldman nicht getötet hat, kann das Leben sehr einsam für euch werden. Fast all eure Freunde glauben, ihr hättet Urlaub von der Realität genommen. Sie warnen euch, eure Meinung in aller Unschuld öffentlich zu wiederholen und auf gar keinen Fall in einem Buch drucken zu lassen.

Die meisten Weißen sind sehr empört über das Urteil in O. J. Simpsons Fall. *Sehr* empört. Aber warum eigentlich? Weil man einen Mörder laufenließ? Das passiert doch jeden Tag! Weil O. J. seine Frau geschlagen hat? Entschuldigung, das tut doch euer Nachbar auch. Gerade jetzt. Habt ihr schon die Polizei gerufen, oder wollt ihr euch »lieber nicht einmischen«?

Wenn ihr schwarz seid, kennt ihr bereits die Gründe, warum das weiße Amerika so wütend über das Urteil im Fall O. J. Simpson ist, und ihr wißt vermutlich auch, was ich jetzt sagen werde.

Deshalb könnt ihr das Kapitel von mir aus überspringen.

Ich habe nie geglaubt, daß O. J. diese beiden Menschen eigenhändig umgebracht hat. Trotzdem bin ich der Ansicht, daß er einer der größten Hornochsen ist, die je auf Gottes Erdboden wandelten, aber das ist nur seine Gemeinsamkeit mit etwa 10 Millionen anderen Männern, die Frauen mißhandeln, und der weiteren Milliarde, die sie nicht dafür zur Rechenschaft zieht.

Wir wollen eines nämlich nicht zur Kenntnis nehmen: Unsere Gesellschaft ließ es O. J. durchgehen, daß er Nicole

windelweich prügelte. Erst als sie tot und verstümmelt auf einem Gehweg am South Bundy Drive gefunden wurde, setzten wir uns aufs hohe Roß und forderten Gerechtigkeit. Was taten wir für Nicole, als sie noch am Leben war? Wollten wir wirklich Gerechtigkeit oder nur die Absolution für unsere eigene Untätigkeit?

All diese Fragen lassen mich daran zweifeln, ob es in Amerika überhaupt möglich ist, ein gerechtes Urteil über einen bösen Menschen zu sprechen. Mit anderen Worten, wenn dieser Mann, O. J., neun Missetaten (mehrfache Mißhandlung durch Schläge, Drohungen, unbefugtes Betreten, Hausfriedensbruch, unbefugtes Betreten unter Gewaltanwendung, Belästigung, heimliches Beobachten durchs Fenster und Ehebruch) begangen, aber die zehnte (den Mord) nicht begangen hat, ist es dann wirklich gerecht, wenn wir ihn von der Anklage des einzigen Verbrechens freisprechen, das er *nicht* begangen hat? Oder haben wir vielleicht doch das Recht, ihn jetzt zu hängen, weil wir es nicht geschafft haben, ihn für die neun Missetaten zu bestrafen, die er begangen hat? Dürfen wir *ihn* bestrafen, weil *wir* versagt haben?

Ich bin nicht dieser Ansicht. Ich weiß, die meisten von euch glauben, daß er es getan hat, und ich kann auch verstehen, warum ihr so denkt - es hat wirklich den Anschein, als sei der Hurensohn mit seinen krankhaften Wutausbrüchen und seiner Eifersucht die ganze Nacht am Tatort gewesen -, was aber, wenn er es nicht war? Keiner von uns, einschließlich meiner Person, weiß wirklich sicher, ob er an dem Verbrechen beteiligt war. Nur O. J. selbst und Kato, der Akita-Hund, wissen, ob O. J. dieses schreckliche Verbrechen begangen hat. Ich möchte meine Überlegungen, warum O. J. den Mord wahrscheinlich nicht begangen hat, gerne Punkt für Punkt mit euch durchgehen und auch meine Gedanken über die allgemeinere Bedeutung dieses Falles für unsere zutiefst gesplattene Gesellschaft mit euch teilen.

1. Nichts, was die Polizei von Los Angeles sagt, kann je glaubwürdig sein

Auf der ganzen Welt gibt es kaum eine Polizei, die so korrupt, verlogen, rassistisch und gewalttätig ist wie die der Stadt Los Angeles. Unzählige Fälle, mit denen das Los Angeles Police Department (LAPD) und das Los Angeles Sheriffs Department in den letzten zehn Jahren befaßt waren, belegen eindeutig, daß in den schwarzen Polizeiuniformen häufig Verbrecher stecken. Nichts hat mich während der O.-J.-Tragödie mehr verblüfft, als daß ansonsten intelligente, linksliberale Leute plötzlich vergessen haben, was der Begriff »Polizei von Los Angeles« bedeutet.

Bitte erlaubt mir, euch folgende Tatsachen ins Gedächtnis zu rufen:

- Im Jahr 1993 töteten Polizisten aus Los Angeles Michael James Bryant, einen beliebten Friseur aus Pasadena. Sie erstickten ihn auf dem Rücksitz eines Polizeiautos, nachdem sie ihm zuvor Hände und Füße zusammengefesselt und ihn geschlagen hatten. Der Leichenbeschauer kam zu dem Schluß, daß der Mann nicht eines natürlichen Todes gestorben war.

- Im Juni 1992 fuhr John L. Daniels jr., ein unbewaffneter Afroamerikaner, mit seinem Abschleppwagen an die Chevron-Tankstelle Ecke Florence und Crenshaw - keine drei Kilometer von der Gegend entfernt, wo im April 1992 die Rassenunruhen ausgebrochen waren. Er wurde beim Tanken von zwei weißen Polizisten auf Motorrädern angesprochen. Einer der beiden war Douglas Iversen, ein Polizeiveteran mit 15 Dienstjahren, der schon zahlreiche Dienstvergehen auf dem Kerbholz hatte. Nach einem Streit über die Zulassung seines Abschleppwagens verlor Daniels die Geduld und wollte wegfahren. Iversen erschoss ihn in seinem Lastwagen. Bewohner der Gegend bezeichneten Daniels Tod als öffentliche Hinrichtung. Trotzdem wurde

Iversen, wie der Schriftsteller Mike Davis in der *Los Angeles Times* schrieb, erst im März 1995 aus dem Polizeidienst entlassen.

- Zwischen 1988 und 1994 erhoben Polizeibeamtinnen in mindestens acht Fällen Beschwerde wegen sexueller Übergriffe männlicher Polizeibeamter aus dem LAPD. Ein Polizist vergewaltigte außerhalb seiner Dienstzeit zwei Kolleginnen. Dabei penetrierte er die eine Frau mit einer Neun-Millimeter-Pistole und der anderen schob er Eiswürfel in die Vagina.

- 1985 gestand der Polizeibeamte Ronald L. Benegas, daß er einer Einbrecherbande angehört hatte, der sich insgesamt zwölf Beamte des LAPD angeschlossen hatten. Er hatte in seiner Dienstzeit über 100 Einbrüche begangen. Zusammen mit einem Kollegen zerschloß er mit einer Schleuder und Glasmurmeln Schaufenster. Dann reagierten die beiden zum Schein auf den von ihnen ausgelösten Alarm und räumten die Schaufenster aus.

- Im Jahr 1991 bestätigte ein von dem heutigen Außenminister Warren Christopher geführter Untersuchungsausschuß den Verdacht, daß das gesamte LAPD notorisch und exzessiv Gewalt anwandte und durch und durch rassistisch war.

- Und natürlich wurde auch Rodney King von Polizisten aus Los Angeles zusammengeschlagen, ein Fall, den ich euch hier nicht noch einmal schildern muß.

Ich war schon lange vor der Sache mit O. J. der Ansicht, daß man zunächst einmal *überhaupt nichts* glauben darf, was die Polizei von Los Angeles behauptet. Wenn man einem Menschen glauben soll, setzt das ein Minimum an Vertrauen voraus. Hat die Polizei von L.A. ein Recht auf mein Vertrauen? Nein, sie hat mein Vertrauen mißbraucht. Also bin zu der Annahme gezwungen, daß sie lügt, und glaube ihr nur, wenn sie mir das Gegenteil beweisen kann.

Ich verstehe nicht, warum so viele die Version der Ereignisse

auf dem Bundy Drive glauben, die die korrupte Polizei von Los Angeles vorgelegt hat. Welches Wunder haben die Polizeibeamten vollbracht, daß ihnen so viele Amerikaner plötzlich wieder Glauben schenken?

Die »Polizeiversion« der Morde an Ron und Nicole wurde zum Teil von einem Kriminalbeamten namens Mark Fuhrman entwickelt. »Ach, wenn die Anklage doch bloß Fuhrman nicht in den Zeugenstand gerufen hätte!« sagen viele. Als wäre das nur ein »taktischer Fehler« gewesen und nicht die mögliche Ursache für das, was in dem Mordfall schief lief. Ich sah den Prozeß zufällig live im Fernsehen, als Richter Ito die sogenannten »Fuhrmannbänder« abhörte, um zu entscheiden, ob die Geschworenen sie auch hören sollten. Die Bänder widersprachen dem Bestreben der Medien, die Öffentlichkeit von der Schuld O. J. Simpsons zu überzeugen, so eindeutig, daß sie in keiner einzigen Nachrichtensendung vollständig und im Wortlaut gebracht wurden. Auch die *New York Times* druckte am folgenden Tag keine Abschrift. Wer nicht morgens um 11.30 Uhr vor dem Fernseher saß, dem wurde der *Gesamttext* der Bänder vorenthalten. Hier sind die unzensierten Höhepunkte aus einem Gespräch, das die Drehbuchautorin Laura McKinney [in einem anderen Zusammenhang] mit Fuhrman führte (man beachte, daß die Geschworenen von diesem Gespräch kein Wort zu hören bekamen):

MARK FUHRMAN (über einen Verdächtigen): »Wenn ich den Hurensohn festgenommen hätte, ich hätte ihn umgebracht. Wenn ich den Hurensohn je allein treffe, würde ich ihn töten... Tote erzählen keine Märchen.«

MARK FUHRMAN: »Den meisten wirklich guten Polizisten geht es auch so, daß sie gewisse Leute am liebsten mit rausnehmen und ihnen in irgendeiner Gasse das Hirn aus dem

Schädel pusten würden.«

MARK FUHRMAN: »Wir verwendeten den Würgegriff nicht mehr, weil die Nigger im South End einen ganzen Haufen dieser Organisationen haben und weil die ganzen Nigger daran erstickten und starben - zwölf in zehn Jahren. Wirklich außerordentlich, nicht wahr?«

MARK FUHRMAN: »[Das Stadtviertel] Westwood ist erledigt. Die Nigger haben es entdeckt.«

MARK FUHRMAN: »Es wird ein Massaker geben, und sie wissen es. Da sind die Rolling Sixties, eine Gruppe von Niggern, die sind in einen Waffenladen gegangen und haben 50 Uzis und 3000 Schuß Munition gestohlen.«

MARK FUHRMAN: »Zunächst einmal, alles was in den ersten fünf oder sechs Sätzen aus dem Maul eines Niggers kommt, ist eine verdamnte Lüge... Du würgst ihn weiter, bis er dir die Wahrheit sagt. Es ist irgendwie komisch, wissen Sie, aber viele Polizisten haben ihren Spaß daran.«

MARK FUHRMAN: »Im Grund verloren wir die Geduld mit ihm, weil er so verdammt dumm war... Also... machten wir einfach den ›Stadtbummel‹ zum Bahnhof... ›Kein Blut, Mark‹, sagt Dana. ›Kein Problem, Dana, überhaupt keine Spuren.‹ Nur Schläge auf den Körper. Haben Sie je versucht, an einem Nigger einen blauen Fleck zu finden? Das ist ziemlich schwierig, stimmt's?«

MARK FUHRMAN: »Wenn er mir seinen Führerschein gibt, nehm ich den Wichser einfach auseinander.«

MARK FUHRMAN: »Sie haben mich 66mal der Brutalität [im Dienst] beschuldigt... Wir schnappten uns ein Mädchen, das dort lebte... Ich packte sie am Kopf und benutzte sie als Schutzschild. Ging rauf und rief ihnen zu: ›Ich habe dieses Mädchen, und ich puste ihr das beschissene Hirn aus dem Schädel, wenn ihr mit einer Knarre rauskommt. < Ich hielt sie so, und dann warf ich die Schlampe die Treppe runter... Die müssen irgendwo drei- oder viertausend Seiten interne Ermittlungen über mich haben.«

Ja, das ist derselbe Mann, der die medizinischen Handschuhe und die kleinen Blutropfen im Dunkeln gefunden hat und ohne Durchsuchungsbefehl in O. J.s Anwesen eingedrungen ist. Trotzdem glauben 77 Prozent der Amerikaner immer noch die offizielle Version der Geschichte.

2. Reiche und Berühmte begehen nie einen vorsätzlichen Mord

Versteht mich nicht falsch. Die Reichen sind die größten Mörder der Menschheitsgeschichte. Aber ich rede nicht von Schreibtischtätern (wie Kissinger, der den Tod zahlloser Vietnamesen und Kambodschaner verschuldete, oder der Ford Motor Company, die Pintos herstellte, von denen sie wußte, daß sie bei einem Zusammenstoß explodieren konnten); ich rede von echten, eigenhändigen, vorgeplanten Morden.

Fällt euch eine einzige reiche und berühmte Person in der Geschichte dieses Landes ein, die einen Mord aus niederen Beweggründen begangen hätte?

Na los, ich warte. Und kommt mir nicht mit den Verwandten von Prominenten wie *dem Sohn* von Marion Brando (er tötete in

einem Streit den Freund seiner Schwester) oder mit *der Frau* von Andy Williams (Claudine Longet ließ sich von Andy scheiden und tötete danach »versehentlich« den Skifahrer und Olympiateilnehmer Spider Sabich) oder mit Cheryl, der *Tochter* von Lana Turner (sie erstach Lanas gewalttätigen Freund Johnny Stompanato, als er sie bedrohte) oder mit Fatty Arbuckle (der einer Verleumdungskampagne [in den Zeitungen] von William Randolph Hearst zum Opfer fiel, aber freigesprochen wurde) oder mit John du Pont (der zwar durchaus reich, aber nur in Ringerkreisen bekannt war, als er Dave Schultz tötete) oder mit Sid Vicious (einem mit Drogen zugehörnten *Britten*, der sich im Chelsea Hotel ein Zimmer nahm, wo er zunächst seine Freundin und dann sich selbst um die Ecke brachte).

Ihr sollt mir eine echte amerikanische Berühmtheit (und nicht einen ihrer Verwandten) nennen, einen Menschen, der mehrere Millionen Dollar besitzt und nicht im »Affekt«, sondern kaltblütig und vorsätzlich einen anderen Menschen umgebracht hat.

Die Wahrheit ist: *Es gibt keinen einzigen*. Glaubt mir, die Reichen und Berühmten sind die ungefährlichste Gruppe im ganzen Land. Mit diesen Leuten könnt ihr mich zu jeder Tages- und Nachtzeit in jede U-Bahn stecken! Zwingt mich, mit den Chefs von Disney und Paramount und ihren Kassenmagneten im selben Hochhaus zu leben, und ich werde meine Türen nie abschließen! In ihrer Nähe muß man nicht um sein Leben fürchten, denn *sie* würden den Lebensstil nie aufs Spiel setzen, an den sie sich so sehr gewöhnt haben.

Natürlich tun die Reichen und Berühmten eine Menge verabscheuungswürdige Dinge - sie lügen, betrügen, stehlen, nehmen Drogen, begehen Selbstmord, schlagen ihre Frauen, lassen ihre Kinder im Stich und schnappen euch die guten Parkplätze weg -, doch das einzige Verbrechen, das sie *niemals* begehen, ist vorsätzlicher Mord.

Warum? Weil sie sich dabei die Hände schmutzig machen

müßten!

Wenn ich eins gelernt habe in meiner kurzen Hollywoodkarriere, dann daß sich diese Leute *niemals* die Hände schmutzig machen. Sie machen einfach gar nichts selbst. Ich meine wirklich *nichts*. Sie haben so viel Geld, daß sie keinen Finger rühren müssen. Ob es nun Pia Zadora ist, die sich, wie die *New Republic* berichtet, von ihrer Assistentin die Achselhöhlen rasieren läßt, oder Liz Taylor, die prahlt, noch nie einen Fuß in eine Bank gesetzt zu haben, oder Henry Kissinger, dessen Leibwächter die Hundehaufen einsammeln muß, wenn Henry mit seinem Hund Gassi geht, oder Bruce Willis, der auf dem Set von *Billy Bathgate* 22 persönliche Assistenten brauchte, diese Leute rühren einfach keinen Finger. Die Liste von »Jobs«, für die sie andere anstellen, ist wirklich verblüffend; ihr werdet nämlich nie erleben, daß eine Berühmtheit

- **ihre schmutzige Unterwäsche einsammelt.** Ein Mann in O. J. Simpsons Position hat seit Jahren keine Wäsche mehr gewaschen - wenn er es überhaupt je getan hat. Er mußte noch nie seine schmutzigen Jockey-Unterhosen in die Wäsche tun, seine muffige Bettwäsche abziehen oder seinen Rotz von der Wand wischen.

- **ihre Tasche selbst trägt.** Dank des Chauffeurs, der O. J. Simpson zu Hause abholt, dank der Leute vom »Spezialservice« der Fluggesellschaft, die ihn empfangen, wenn er aus dem Auto steigt, und dank der Stewardessen in der ersten Klasse, die sein Handgepäck in das Fach über seinem Sitz stopfen, hat O. J. Simpson in seinem ganzen Erwachsenenleben nie etwas anderes als einen Golfschläger oder einen Football tragen müssen.

- **ihren Hund ausführt.** In dem New Yorker Gebäude, in dem ich wohne, kommt jeden Morgen und jeden Abend eine Gruppe professioneller Gassigeher und nimmt die Zwergpudel mit nach unten, damit sie unsere Gehwege mit ihren Fäkalien schmücken. Die Gassigeher leben gut von ihrem Beruf.

- **ihre Zehennägel säubert.** Ich vermute, daß O. J. schon immer eine unterbezahlte Mexikanerin hatte, die ihm die Zehennägel lackierte, und ich wette, daß er noch nie das Schwarze unter irgendeiner nagelähnlichen Oberfläche seines Körpers hervorgekratzt hat, seit er nach Brentwood gezogen ist.

- **ihre Kinder aufzieht.** Einige berühmte Paare haben mehrere Kindermädchen im Haus, die ihre Kinder morgens aufwecken, nach der Schule Hausaufgaben mit ihnen machen und sie abends ins Bett bringen. Die Eltern sagen ihren Kindern oft durch das Telefon im Kinderzimmer Gute Nacht. Sie schicken die Angestellten in die Privatschulen ihrer Kinder, damit sie mitschreiben und mit den Lehrern die Noten der Kinder besprechen.

- **ihre Einkäufe erledigt.** Es war kein Zufall, daß die meisten Präsidentschaftskandidaten nicht wußten, was ein Liter Milch kostet. Diese Leute haben seit Jahrzehnten keinen Fuß mehr in einen Supermarkt gesetzt. Erinnert ihr euch noch, wie sich George Bush an der elektronischen Kasse anstellte? Stellt euch mal vor, wie eines dieser verwöhnten Würstchen versucht, einen Geldautomaten zu bedienen.

- **kocht.** Warum kochen, man kann doch mit Kato im Rolls Royce bei McDonald's vorbeifahren, wenn der Koch seinen freien Tag hat.

- **eine Telefonnummer wählt.** Egal, mit welcher Berühmtheit ich mich in Hollywood getroffen habe, immer brüllte sie irgendeinen Assistenten an: »Hol mir den so und so an die Strippe!« Ich habe niemals gesehen, daß einer dieser Menschen selbst eine Telefonnummer gewählt hätte. Wenn man einen richtig leeren Blick sehen will, muß man nur eine beliebige Berühmtheit nach ihrer Fax-Nummer fragen.

- **eine Ex-Gattin umbringt.** Wenn die Reichen wirklich an den Punkt kommen, daß sie sich gezwungen fühlen, die Person zu eliminieren, mit der sie früher einmal verheiratet waren, dann

machen sie den Job unter *gar keinen Umständen* selbst. Schließlich gibt es so viele verzweifelte Arbeitslose, die für 200 Dollar so ziemlich jeden umbringen würden. Wenn die Reichen die Sache selbst erledigten, würden sie ihre gesellschaftliche Position riskieren, und diese hat, selbst wenn sie völlig verrückt sind, immer oberste Priorität. (»Regel Nummer Eins: Ich kann alles tun, was ich will... außer kaltblütig und eigenhändig einen anderen Menschen umzubringen.«)

Die Reichen und Berühmten sind meilenweit von den Problemen normaler Sterblicher entfernt. Fragt eine Berühmtheit nach ihrer Postleitzahl. Sie weiß sie nicht. Fragt sie nach dem Kreditlimit ihrer MasterCard, und sie sagt: »Was ist eine MasterCard?« Wenn so ein Mensch überhaupt eine Kreditkarte hat, dann eine Platinum Card von American Express, und bei der muß der Inhaber am Ende des Monats einfach die Gesamtsumme zahlen, die er ausgegeben hat. Die Reichen müssen sich nicht von Monat zu Monat am Kreditlimit entlanghangeln und immer nur das Notwendigste abzahlen wie alle anderen Leute.

Wenn O. J. etwas mit den Morden zu tun hatte (was ich nicht glaube), dann hat er sie auf gar keinen Fall selbst begangen. Genau wie er jemanden bezahlt, damit er zweimal in der Woche sein Badezimmer wienert, hätte er auch für den Mord jemanden engagiert.

3. Der Mörder war schlau, nicht dumm wie O. J.

Wer immer dieses Verbrechen begangen hat, er wußte, was er tat. Fahrt das nächste Mal, wenn ihr in L.A. seid, mal an einem Sonntagabend den Bundy Drive hinunter und seht euch vor Nicoles Eigentumswohnung um. Mann, ist das eine belebte Straße! Es ist praktisch eine Hauptdurchgangsstraße zwischen

San Vicente und Wilshire. Alle fünf Sekunden fährt ein Auto an der Wohnung vorbei. Die Leute gehen mit ihren Hunden auf dem Gehweg spazieren (Nicole lebte im weniger vornehmen Teil von Brentwood, wo die Bewohner ihre Hunde selbst ausführen), und gegen 22 Uhr ist eine Menge los in der Gegend. Der (oder die) Mörder beging einen grausamen Doppelmord, bei dem sich eines der Opfer verzweifelt wehrte, und trotzdem gab es *nicht einen einzigen Zeugen*. Es wurde nie eine Mordwaffe gefunden und auch keine blutgetränkte Kleidung, obwohl Ron und Nicole, als sie aufgeschlitzt wurden, etwa acht Liter Blut am Tatort verspritzten. Der Mörder (und eventuell sein Komplize) wußten ganz genau, was sie taten.

Und nun seht euch O. J. Simpson an. Der Mann beginnt seinen Tag um 6 Uhr morgens im Riviera Country Club, wo er 18 Löcher Golf spielt. Es folgen ein paar Runden Persisches Romme im Clubhaus, dann geht er nach Hause. Dort studiert er die Julinummer des *Playboy* und beschließt, die Bekanntschaft von Traci Adell zu machen, die das Faltblatt in der Mitte des Heftes ziert. Er findet heraus, daß sie in Maryland einen Film dreht, und telefoniert 45 Minuten mit ihr. (»Er begann über seine früheren Ehefrauen zu sprechen«, sagte Traci Adell später in einem Interview. »Und er scherzte ein bißchen, daß ich eigentlich nicht sein Typ sei. Er sagte, er sei bisher nur mit Blondinen ausgegangen.«) Der Blödmann telefoniert zu lange mit Traci und kommt zu spät zu der Tanzvorführung seiner Tochter. Danach wird ein Video von ihm aufgenommen, auf dem er aufgekratzt und glücklich mit Nicole und den Kindern redet. Später bringt er Kato dazu, mit ihm zu McDonald's zu fahren. Er stopft sich einen Big Mac und eine große Portion Pommes rein. Er hat noch nichts gepackt und muß in knapp eineinhalb Stunden am Flughafen sein.

Wenn wir der Anklage glauben dürfen, nimmt er sich nur 30 Minuten Zeit, um zu Nicoles Wohnung zu fahren und die Morde zu begehen. Dann kehrt er nach Hause zurück, er duscht, packt

seine Sachen und fährt dann zum Flughafen. Für die Morde wählt er nicht etwa die Waffe, die Laien wie wir zu verwenden pflegen - eine Faustfeuerwaffe (schnell, bedienungsfreundlich, macht keine Blutflecken auf das Polohemd von Ralph Lauren). Nein, er benützt ein großes Messer!

Oh, und er vergißt, daß er schwarz ist. Angeblich soll also ein SCHWARZER nachts auf einer belebten Straße in Brentwood herumgelaufen sein, der einen schwarzen Hut und Handschuhe trug und ein großes Messer bei sich hatte. Und dieser Schwarze sticht nur acht Meter von der Straße entfernt brutal und wiederholt auf zwei gesunde, kräftige junge Leute ein, aber niemand sieht ihn. Nach der Tat, bei der er nicht einen einzigen blauen Fleck davongetragen hat, läßt er das Messer und all seine Kleider verschwinden, geht nach Hause, duscht, packt und besteigt seelenruhig den Wagen, der ihn zum Flughafen bringt.

Ich weiß, O. J. ist groß und schwarz, und das reicht für manche von euch vielleicht aus, um den oben geschilderten Ablauf für möglich zu halten. Weiß Gott, wir machen doch alle fast in die Hosen, wenn mitten in der Nacht so ein großer schwarzer Kerl auf uns zukommt!

Aber wenn O. J. nun weiß wäre? Würde sich eure Einschätzung dann nicht doch ein bißchen ändern? Wenn man euch dieses unglaubliche Szenario, sagen wir mal mit [den Sportreportern] Frank Gifford oder Marv Albert geschildert hätte, wärt ihr dann auch so schnell mit eurem Urteil?¹

4. Ich lüge den Fahrer immer an

¹ Ich schrieb diesen Satz über ein Jahr, bevor Gifford und Albert wegen diverser Sex-Skandale angeklagt wurden. Damals wollte ich lediglich die beiden »saubersten« weißen Sportberichterstatter als Beispiele nehmen. Ich besitze keine prophetischen Gaben und wünsche den beiden dieselbe faire und unparteiische Behandlung, wie sie die Medien O. J. Simpson angedeihen ließen.

Eines der Privilegien, die man genießt, wenn man in Hollywood arbeitet, besteht darin, daß man mit dem Auto abgeholt wird. Als mir dies nach dem Kinostart von *Roger & Me* das erste Mal passierte, setzte ich mich neben den Fahrer, was diesen jedoch sehr nervös machte, weil die Fahrgäste in Limousinen auf dem Rücksitz sitzen müssen. Das gehört sich so! Dann wollte ich ihn auch noch bezahlen, bevor ich ausstieg, aber er lachte und sagte, das werde vom Studio übernommen. Wenn ihr aus der Arbeiterklasse seid, erinnert ihr euch vielleicht noch, wie peinlich es euch war, als ihr auf eurem ersten Flug die Brieftasche gezückt habt und bei der Stewardess das Essen bezahlen wolltet.

Diese Fahrer sind überwiegend ein gruseliger Haufen. Es tut mir leid, das zu sagen, weil sie einen so beschissenen Job haben und von den reichen Arschlöchern, die sie herumfahren, bestimmt sehr schlecht behandelt werden. Letztes Jahr jedoch bekam ich es auf meinen verschiedenen Reisen nach Los Angeles mit verschiedenen sehr unangenehmen Fahrern zu tun. Einer flehte mich auf unglaublich schmierige Weise an, ihm in meinem nächsten Film eine Rolle zu geben, ein anderer wollte mich zur Scientology-Sekte bekehren, zwei Fahrer hatten einen Unfall und einer ließ mich im Auto warten, während er »heißen« Schmuck an einen Hehler vertickte. Wieder ein anderer erzählte mir in aller Ausführlichkeit, daß er am selben Morgen wegen Kindsmißbrauch festgenommen worden sei und »seine Fotze von einer Ex-Frau aufspüren und ihr eine ordentliche Lektion verpassen« wollte. Er kehrte nicht zurück, um mich abzuholen, und ich war zwei Fahrtstunden außerhalb der Stadt gestrandet. Ich rief in seiner Zentrale an und informierte seinen Chef, daß er mich im Stich gelassen habe, und zwar vermutlich, um seine Ex-Frau zusammenzuschlagen, die er als »Fotze« beschimpft habe.

»Nun ja, Sir«, sagte sein Boß, »sie ist wirklich eine.« Ich sagte dem Idioten, daß sich auf dieser Welt keine Frau sicher

fühlen könne, solange Frauen mit solchen Schimpfwörtern belegt würden. Und am folgenden Tag bat ich das Studio, diesen Mietwagenservice nie mehr in Anspruch zu nehmen. Das Studio war einverstanden, was den Service hoffentlich Tausende von Dollar kostete.

Das bringt uns zu Alan Park, der in der Mordnacht O. J. Simpsons Fahrer war und den die Anklage zu ihrem Starzeugen hochjubelte. Park sagte aus, er habe ewig geklingelt, doch niemand habe geöffnet. Es sei kein Licht im Schlafzimmer gewesen. Dann habe er einen schwarzen Mann durch die Vordertür ins Haus gehen sehen. (Laut Marcia Clark [der Staatsanwältin] hatte Park einen Mann über den Rasen gehen sehen, aber das hatte Park nie gesagt.) Er sagte, er habe noch einmal bei O. J. geklingelt, und dieser habe ihm über die Sprechanlage mitgeteilt, daß er verschlafen habe (was O. J. bestreitet) und gerade unter der Dusche gewesen sei.

Wie dem auch sei, »ich war gerade unter der Dusche« ist jedenfalls eine der typischen Lügen, die man den Fahrern erzählt, wenn sie wollen, daß man sofort herauskommt und in den Wagen steigt. Solche Fahrer kommen immer eine halbe Stunde zu früh und machen einem die Hölle heiß, weil sie einen so schnell wie möglich wieder loswerden wollen, damit sie noch einen Fahrgast einschieben und mehr Kohle machen können. Ich selbst reagiere erst auf ihr Klingeln, wenn ich bereit bin. Und wenn ich meine Wohnung verlasse, habe ich immer eine verrückte Ausrede parat. (»Entschuldigung, ich hatte Fidel Castro am Telefon, und wie Sie wissen, ist sein Redefluß kaum zu stoppen.«) Gott steh mir bei, falls mir jemals einer dieser Fahrer geglaubt haben oder als Zeuge gegen mich aussagen müssen sollte. (»Ja, Euer Ehren, er telefonierte stundenlang mit Castro, und er wirkte nervös und irgendwie benebelt, als er sich in den Wagen setzte.«)

Wie sich später herausstellte, konnte Park das Schlafzimmerfenster von da, wo er sich befand, gar nicht sehen,

weil es auf der Rückseite des Hauses ist. Okay, O. J. hat das Haus durch die Vordertür betreten - na und? Natürlich log er den Fahrer an. Das machen alle bei diesen Burschen.

5. Warum die Polizei O. J. falsche Beweise unterschob

Trotz der oben aufgelisteten Verbrechen des LAPD glaube ich nicht, daß die Polizeibeamten O. J. die Handschuhe, die Socken und das Blut aus reiner Bosheit untergeschoben haben. Ich glaube ehrlich, sie waren fest davon überzeugt, er habe die Morde begangen. Trotzdem wußten sie um 5.00 Uhr morgens, sechs Stunden nach den Morden und nachdem sie die Gegend erfolglos nach der Mordwaffe abgesucht und auf der Suche nach Zeugen die Nachbarn aus dem Bett geholt hatten, daß sie keine Beweise gegen ihn in der Hand hatten. Sie wußten auch, daß O. J. Nicole früher geschlagen hatte, also war er tatsächlich der Hauptverdächtige. Aber sie wußten auch, daß er reich und berühmt war und mit Sicherheit ungestraft davonkommen würde. Deshalb verschafften sie sich in einem Rechtssystem, das sie für unfair hielten, ein paar zusätzliche Trümpfe.

Und so taucht mysteriöserweise sowohl am Tatort als auch neben O. J.s Haus ein Handschuh auf. Obwohl der Handschuh blutbesmiert ist, bleiben weder Blätter noch Erde an ihm haften. Anscheinend schlich O. J. also hinten um sein Haus herum, und dabei fiel der Handschuh - ein ziemlich enger Handschuh, wie wir bei dem Prozeß gesehen haben - einfach von seiner Hand und trocknete auf dem Weg zum Boden, so daß keine Erde an ihm festkleben konnte.

Danach ging O. J. anscheinend ins Haus, das mit einem weißen Teppichboden ausgelegt war. Damit er keine Blutstropfen auf dem Teppichboden hinterließ (es wurden keine entdeckt), schnallte er sich entweder ein Düsenaggregat auf den Rücken und flog die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer, oder

er hatte zwei Plastiktüten neben der Haustür bereitgelegt, die er sich über die Schuhe zog und später verschwinden ließ. Im Schlafzimmer angekommen gelang es ihm, alle seine Kleider spurlos verschwinden zu lassen. Nur seine Socken nicht, die ließ er - typisch Mann - einfach herumliegen, damit sie jemand einsammelte - zum Beispiel die Polizei von Los Angeles.

In der Mordnacht wurde kein Blut von O. J. Simpson an Nicles Hintertür gefunden. Aber vermutlich schaffte er es irgendwie, sich heimlich aus dem Bezirksgefängnis von Los Angeles davonzuschleichen und noch einmal an den Tatort zurückzukehren, wo er dann sein Blut an die Tür schmierte. Zwei Wochen nach dem Mord, am 3. Juli, erschien nämlich plötzlich ein Blutfleck von O. J. auf der Tür und wurde von der Polizei fotografiert. Wie ich gehört habe, ist das in verschiedenen Kirchen rund um den Erdball bei Statuen der Heiligen Jungfrau passiert, aber bei O. J. hätte ich dergleichen spirituelle Kräfte nicht vermutet.

Ich bin sicher, daß Detective VanAtter das Blut, das man O. J. »The Juice« abgenommen hatte, wirklich zwei Türen weiter ins Labor bringen wollte. Doch der Kommissar wurde abgelenkt, steckte die Blutprobe in die Hosentasche und fuhr damit 30 Kilometer zum Tatort. Ein völlig unbeabsichtigter Fehler und genauso rätselhaft, wie daß später 1,5 Kubikzentimeter von diesem Blut fehlten. Wahrscheinlich ist es in Van Atters Hosentasche - die ich weiß Gott nicht von innen sehen möchte - so schwül, daß das Blut einfach verdunstet ist.

Es gibt für alles eine logische Erklärung - genau wie es auch für die folgenden Fälle eine gab, als die Polizei von Los Angeles Beweismittel unterschob:

- Sylvester Scott wurde im März 1987 verhaftet, als die Hilfssheriffs des Sheriffs von Los Angeles bei einer Durchsuchung seines Autos eine Plastiktüte mit Kokain zurückließen. Scott sagte bei den Korruptionsprozessen aus, die in den frühen neunziger Jahren gegen das Sheriffs Department

von Los Angeles geführt wurden.

Der frühere Sheriff Robert Sobel sagte außerdem aus, daß die Hilfssheriffs bei vier oder fünf Gelegenheiten Kokain stahlen, das als Beweismittel aufbewahrt wurde, und es durch eine ähnliche Substanz ersetzten. Den gestohlenen Stoff hinterließen sie dann in den Wohnungen oder Autos von Personen, die sie verhaften wollten.

30 Mitglieder des Sheriffs Department von Los Angeles wurden vor Bundesgerichten angeklagt, weil sie Beweismaterial untergeschoben, Polizeiberichte gefälscht und unnötige Gewalt gegen Verdächtige angewandt hatten.

- Im Fall Clarence Chance setzte die Polizei Zeugen unter Druck, damit sie den Verdächtigen mit falschen Aussagen belasteten. In der Folge wurde er für einen Mord verurteilt, den er nicht begangen hatte, und saß 17 Jahre unschuldig im Gefängnis.

Der kleine Trick mit dem untergeschobenen Beweismaterial kam nicht nur in L.A. zum Einsatz:

- Die Mollen Commission, die 22 Monate die Korruption der New Yorker Polizei untersuchte, kam in einem Bericht von 1994 zu dem Schluß, daß die Fälschung von Beweismaterial und Meineide wahrscheinlich die häufigsten Spielarten polizeilicher Korruption waren, mit denen das Rechtssystem der Stadt behindert wurde.

- Im Jahr 1995 wurden über 15 Beamte der New Yorker Stadtpolizei aus dem 30. Bezirk von Harlem angeklagt oder gestanden, daß sie Beweise gefälscht oder falsche Angaben über die Fundorte von Beweisen gemacht hatten. In der Folge entpuppten sich 125 Angeklagte als unschuldig. Unter Berufskollegen bezeichneten die Beamten diese weitverbreitete Praxis [der Beweisfälschung] als »*testilying*«.

- New Yorker Staatspolizisten wurden kürzlich verurteilt, weil

sie Beweise fälschten, indem sie Objekte mit Fingerabdrücken von Verdächtigen an den Tatort brachten.

- Im Jahr 1995 bekannten sich sechs Polizeibeamte in Philadelphia der Korruption und des Meineids für schuldig. Danach mußten über **60** Kriminalfälle neu aufgerollt werden, einschließlich der einer 54jährigen Großmutter, die drei Jahre im Gefängnis saß, weil Polizeibeamte Drogen in ihrem Reihenhaushaus deponiert hatten.

6. Dieser weiße Ford Bronco

90 Millionen Menschen hängen vor der Glotze und verfolgen, wie ein weißer Ford Bronco von der Polizei gejagt wird, und der Wagen läuft tatsächlich nur 65 Kilometer pro Stunde!?! Arme Ford-Manager, die in Detroit das bundesweit ausgestrahlte Desaster im Fernseher beobachten und O. J. »*Drück auf die Tube, Juice!*« zurufen.

Ich frage mich, wie viele Leute von der internen Notiz der Anklage wissen, die erst nach der Urteilsverkündung der Geschworenen freigegeben wurde und bestätigte, daß O. J. und Al Cowlings mit dem Bronco zu Nicoles Grab gefahren waren. (Die Polizei hatte O. J. über sein Handy auf dem Friedhof geortet.)

Und warum erfuhren wir ebenfalls erst nach dem Prozeß aus einer anderen Notiz desselben Staatsanwalts, die in dem Nachrichtenmagazin *Time* abgedruckt wurde, daß Al Cowlings den Bronco brav auf dem Seitenstreifen der Autobahn zum Stehen brachte, als die ersten Polizeiautos hinter ihm auftauchten? Erst als Cowlings beim Aussteigen sah, daß die Beamten ihre Waffen zogen, sprang er wieder in den Wagen und raste davon. Warum wurde diese Information zurückgehalten?

Und was ist mit dem Paß, dem Geld, der Pistole und der Verkleidung? Viele Leute, die ich kenne, einschließlich meiner

selbst, haben immer ihren Paß in der Brieftasche oder Handtasche - schließlich kann man nie wissen! Die Reichen haben immer eine riesige Rolle Banknoten dabei, und das halbe Land (mich *nicht* eingeschlossen) nimmt auch eine Knarre mit. Und die Verkleidung? Ich habe nie behauptet, daß O. J. kein Exzentriker sei. Vielleicht hatte er die Verkleidung nach seinem letzten Date mit einem Playmate des Monats einfach auf den Rücksitz geworfen.

7. Wenn du einen Mord begangen hättest und die Geschworenen dich wunderbarerweise freigesprochen hätten, würdest du dann in jeder Talkshow aufkreuzen und dich aufführen wie ein Idiot?

Nein, zum Teufel, ich würde den Göttern danken und wie der Blitz aus der Stadt verschwinden. Nie wieder würdet ihr einen Pieps von mir hören. Aber wenn ich wirklich unschuldig wäre und die Mehrheit der Bevölkerung es immer noch nicht glaubte, obwohl ein Gericht mit Geschworenen meinesgleichen mich freigesprochen hätte, dann würde ich mich vielleicht auch wie ein Verrückter aufführen. Wenn ihr O. J.s Video oder seinen Auftritt im Black Entertainment Television gesehen habt, kommt ihr unwillkürlich ins Grübeln, ob er die Verbrechen vielleicht doch nicht begangen hat. Unvoreingenommen betrachtet sind seine Aussagen und Erklärungen nämlich ziemlich überzeugend.

8. Seht euch an, *wer* darüber jammert, daß die »Rassenkarte« gespielt wurde!

Johnnie Cochran hat also die »Rassenkarte« gespielt. Und von welchem Stapel Karten hat er sie bekommen? Von einem Stapel, den die Weißen gemischt haben! Wir Weißen haben

genau gewußt, was Cochran tat, weil wir diese Karte schwarzen Amerikanern ihr ganzes Leben lang geben. Die Karten sind und waren schon immer zu Ungunsten von O. J. und allen anderen gemischt, deren Haut nicht weiß ist. Nie war ich glücklicher als in jenem Augenblick, in dem sich Johnnie Cochran direkt an die schwarzen Geschworenen wandte und sie daran erinnerte, daß das System, das sie jeden Tag angreift, dasselbe ist, das ständig Beweismittel fälscht, lügt und so viele Schwarze hinter Gitter bringt, daß inzwischen fast eine halbe Million von ihnen im Knast sitzt.

Es gibt nur einen Grund, warum O. J. heute nicht mit ihnen im Knast sitzt: Er hatte genug Geld, um gegen das System zu kämpfen. Die Leute beschwerten sich, daß O. J. davonkam, weil er reich war. Tatsächlich jedoch war sein Reichtum nur eine Art Gegengewicht, das die Chancen im Gerichtssaal ein wenig gerechter verteilte. Die Anklage hat *immer* mehr Geld und Ressourcen als die Verteidigung; selbst in diesem Fall gab der Staatsanwalt mehr Geld aus, als die Verteidigung aufwenden konnte. O. J. Simpsons Reichtum war seine einzige Chance, die Tatsache aufzuwiegen, daß er schwarz ist.

Die Leute drehten durch vor Wut, als Johnnie Cochran die Einstellung Mark Fuhrmans, der damals bereits im Begriff stand, von Los Angeles nach Idaho zu ziehen und die blutigen Polizeistiefel an den Nagel zu hängen, mit der Einstellung verglich, die den Holocaust verursacht hat. Was zum Teufel ist daran so falsch? Ich glaube daran, daß wir Intoleranz und Rassismus bekämpfen müssen, wo immer sie in Erscheinung treten, und insbesondere dann, wenn jemand eine »Endlösung« vorschlägt. (Erinnert ihr euch an die Zeugin Kathleen Bell? Ihrer Aussage nach hat Fuhrman zu ihr gesagt, er würde am liebsten alle Schwarzen zusammentreiben und anzünden.) Wir schänden das Andenken an den Holocaust und seine Opfer jedesmal, wenn wir schweigend zulassen, daß diese Art von Haß ungehindert gepredigt wird.

Es ist wahrlich eine Ironie der Geschichte, daß O. J. den größten Teil seines Lebens damit verbrachte, den weißen Mitgliedern des Establishments in den Arsch zu kriechen, daß er mit ihnen Golf spielte, darauf achtete, daß seine Freunde mehrheitlich Weiße waren, mit ihnen in Brentwood lebte, eine von ihnen heiratete und sich nach seiner Scheidung nur mit weißen Frauen traf.

O. J., wenn du das liest, muß ich dir sagen, daß du mehr als jeder andere Schwarze versucht hast, einer von uns zu sein -
UNDEES

HAT DIR WAHRlich VIEL GENUTZT! Nach den ersten Fernsehberichten über die Morde bist du, der beliebteste schwarze Mann im Weißen Amerika, schneller als du H. Rap Brown [ein radikaler schwarzer Studentenführer] sagen kannst, wieder im Ghetto gelandet. Oh Gott, muß das schrecklich gewesen sein, all die Jahre lächelnd im Country Club zu sitzen und wirklich dummen, rassistischen Weißen zu lauschen; diese jahrelange Anstrengung, damit sich die Weißen in deiner Gegenwart halbwegs entspannt benahmen. Sie ließen dich in ihren Aufsichtsräten sitzen und erlaubten dir Zutritt zu den besten Restaurants ihrer Städte - und dann, von einem Augenblick auf den anderen, nahmen sie dir alles wieder weg.

Aber selbst heute, nachdem dir all das passiert ist, versuchst du immer noch, ihnen zu gefallen. Warum versprichst du ihnen, den wirklichen Mörder zu suchen und zu finden? Das ist doch *ihre* Aufgabe! *Du* solltest lieber nach einem guten Therapeuten suchen. Du hast nämlich wirklich ein Problem mit Frauen. Wie man hört, soll es in L.A. eine Menge guter Analytiker geben - aber vielleicht solltest du dir nicht soviel Zeit lassen. Greif doch einfach zum Telefon und ruf mich an (du kannst meine Nummer von deinem früheren Agenten kriegen, der auch mein früherer Agent ist). Oder versuch es mit dem *Alternatives to Violence-Program* unter der Nummer (310) 493-1161. Die sind besonders gut dafür gerüstet, Männern wie dir zu helfen, die Frauen mit

Fußabstreifern verwechseln.

Und was den Rest von uns betrifft, O. J., vermutlich fühlen wir uns alle schuldig, weil wir dich nicht dafür bestraft haben, daß du Nicole geschlagen hast. Jedesmal, wenn sie den Notruf wählte, kamen unsere Vertreter (in Gestalt von Polizeibeamten) an deine Tür, sagten: »Hey Juice«, klopfen dir freundschaftlich auf den Rücken, ließen sich ein Autogramm geben und gingen wieder. Das einzige Mal, als du tatsächlich vor Gericht kamst, wurdest du zu einer Geldstrafe von 700 Dollar und »gemeinnütziger Arbeit« verurteilt. Findest du das in Ordnung? Angenommen, ich käme heute abend kurz bei dir vorbei und würde deine Tochter so zusammenschlagen, daß sie ihr rechtes Auge nicht mehr schließen kann. Wäre es okay für dich, wenn ich dafür 700 Dollar abdrücken und ein bißchen gemeinnützige Arbeit leisten müßte? Denk darüber nach, bevor du wieder das Maul aufreißt und von »all dem Unsinn« über geschlagene Frauen faselst.

Hast du die Morde begangen? Ich glaube nicht. Aber du hast unserem Volk geholfen, sich ein paar häßlichen Wahrheiten über sich selbst zu stellen, und du hast uns daran erinnert, daß wir immer noch in zwei getrennten Amerikas leben: einem weißen und einem schwarzen. Dafür sind wir dir alle dankbar, selbst jene, die von deiner Schuld überzeugt sind.

TWENTY-SIX

O. J. ist schuldig

Ach herrje, ihr habt doch nicht geglaubt, daß ich das letzte Kapitel ernstgemeint habe, oder? Ihr wißt doch, daß er es getan hat. Und ihr müßt auch wissen, daß ich weiß, daß er es getan hat. Welcher geistig gesunde Mensch könnte insbesondere nach dem Zivilprozeß noch glauben, daß O. J. es nicht getan hat?

Wahrscheinlich fragt ihr euch jetzt, nachdem ihr das letzte Kapitel gelesen habt, wann mir das gedämmert ist. Tatsächlich war es schon lange vor dem Zivilprozeß. Die erste leise Ahnung, daß O. J. der Schuldige war, beschlich mich schon eine Woche nach dem Doppelmord, als die *Time* dieses Foto von ihm auf der Titelseite brachte. Wißt ihr noch, es war dieses Foto von O. J., auf dem er wirklich total SCHWARZ aussah. Irgendein Redakteur bei dem Nachrichtenmagazin befahl dem Kerl in der Dunkelkammer was sonst? -, O. J.s Gesicht dunkler zu machen. Damit er mehr wie ein Straftäter aussah, wißt ihr, mehr wie ein Schwarzer. Als er endlich wirklich schwarz und furchterregend aussah, war ich überzeugt, daß er der Mörder war. Warum ich das wußte? Ich gehe sehr oft ins Kino, und ich sehe mir jeden Abend die Elf-Uhr-Nachrichten an. Sie zeigen immer furchterregende schwarze Kerle, die eine Menge Verbrechen begehen. Nach den Nachrichten schaue ich »Cops« und »True Stories of the Highway Patrol«. Da kann man auch eine Menge lernen, wenn man noch an O. J.s Schuld zweifelt.

Große, schwarze, furchterregende Typen behandeln auch ihre Frauen wirklich schlecht. Ich weiß das, weil ich einmal einen Rap-Song gehört habe. Macht einem wirklich Angst! Und was bei O. J. noch schlimmer ist: Er hat eine von *unseren* Frauen

getötet! Das ist doch nicht erlaubt! Legal können wir solche Nigger nicht mehr lynchen. Aber Gott sei Dank gibt es ja [die Fernsehshow] »Hard Copy«, [den Talkmaster] Geraldo [Rivera] und [den Fernsehjuristen] Jeffrey Toobin [der das Buch *The Run of his Life -The People v. O. J. Simpson* geschrieben hat].

Aber die Rasse spielte mit Sicherheit überhaupt keine Rolle! Ich bin fest davon überzeugt, daß die Medien dem Fall genau die gleiche überwältigende Aufmerksamkeit gewidmet und mit der gleichen Leidenschaft über ihn berichtet hätten, wenn O. J.s erste Frau das Opfer gewesen wäre. Ihr wißt schon, die übergewichtige Schwarze, die Barbara Walters erzählte, wie die 18jährige Nicole Brown damals in den achtziger Jahren hinter O. J. Simpson her war. Nicole parkte ihr Auto auf der gegenüberliegenden Straßenseite von O. J.s Haus, blieb einfach darin sitzen und beobachtete ihn.

Nein, die Rasse spielte in dem Fall überhaupt keine Rolle, und Gott sei Dank sprachen die Geschworenen und der Richter in dem Zivilverfahren in Santa Monica endlich das Urteil, das wir uns wünschten! Gott sei Dank gab es die Schuhe von Bruno Magli! Und kommt mir jetzt bloß nicht mit dem *anderen* Paar blutiger Fußabdrücke, die die Polizei am Tatort fand und nie identifizieren konnte. Und verkneift euch bitte auch den Hinweis auf das *andere* Blut, das man unter Nicoles Fingernägeln fand und das weder von ihr noch von Ron noch von O. J. stammte. Das sind doch bloß ganz kleine, mickrige Widersprüche im Vergleich zu den überwältigenden Beweisen, daß er es ganz allein und ohne jede fremde Hilfe getan hat.

In dem Moment, als O. J. für »haftbar« erklärt wurde (dieses Wort verwenden wir statt »schuldig«, weil unsere Verfassung es verbietet, jemanden wegen desselben Verbrechens zweimal vor Gericht zu stellen), versammelten sich Tausende von ausgelassenen jungen Weißen vor dem Bezirksgericht in Santa Monica und grölten, sangen und schrien: »We Will Rock You!« Man hätte meinen können, Santa Monica habe den Stanley Cup

gewonnen, so viele glückliche Weiße tanzten auf den Straßen. Natürlich hat Santa Monica keine erstklassige Eishockeymannschaft, aber es hatte genug weiße Geschworene, um das richtige Urteil zu sprechen - 33 Millionen Dollar Schadenersatz von O. J. Simpson. Die Weißen im ganzen Land waren außer sich vor Freude.

Die Geschworenen in dem Zivilprozeß waren praktisch alle weiß, jedenfalls war kein einziger Afroamerikaner dabei. Die Medien schienen sich wirklich Sorgen zu machen, wie das wirkte, und sie betonten extra stark, wie fair das Verfahren war. Das war keine leichte Aufgabe angesichts der Tatsache, daß laut der Verfassung eine »Jury von seinesgleichen« über O. J. zu Gericht sitzen mußte. Tatsächlich wurde einer der Geschworenen in den Medien zunächst als »asiatisch« und später als »asiatisch/schwarz« bezeichnet. Und als der Richter den einzigen schwarzen Geschworenen aus der Jury verbannte, wurde dieser plötzlich als »afroamerikanisch/asiatisch« bezeichnet. Ich vermute, all das sollte das Schwarze Amerika davon abhalten, nach der Urteilsverkündung unsere Starbucks-Cafés und Fitneßzentren niederzubrennen. Gott sei Dank hat es funktioniert.

Ein weiterer Beweis, daß das Rassenproblem mit dem zweiten Prozeß nichts zu tun hatte, waren die Äußerungen der weißen Geschworenen Lynn Fast-Khazae. Sie sagte in der Fernsehsendung »Nightline« ohne Aufforderung des Moderators Forrest Sawyer, daß »viele Leute in gemischtrassigen Ehen wie der zwischen Brown und Simpson Probleme haben, aber das fiel bei unseren Beratungen kaum ins Gewicht«. Seht Ihr? »*Kaum*.« Also fast gar nicht. Fiel »kaum« ins Gewicht bei den Beratungen.

Und das Rassenproblem hatte bitte schön auch nichts damit zu tun, daß - wie wir auf der Pressekonferenz der Geschworenen nach der Urteilsverkündung erfuhren - die einzige als Geschworene benannte Person, die an O. J.s Unschuld glaubte,

zufällig schwarz war. Das war doch reiner Zufall, Leute. Interpretiert da bloß nichts rein. Außerdem war die schwarze Dame nur eine »stellvertretende Geschworene«. Was wußte die schon? Sie hat ja nicht einmal an den Beratungen teilgenommen! Okay, diese schwarze stellvertretende Geschworene machte eine interessante Bemerkung auf der Pressekonferenz: »Es war kein Schnitt in dem Handschuh«, sagte sie, »wie konnte er dann einen Schnitt am Finger haben?« Also ich weiß auch nicht, wie man in Haut schneiden kann, ohne zuvor durch den Handschuh zu schneiden - ich habe schließlich nicht Physik studiert! Und dann sagte sie noch: »[Nicole] trug falsche Fingernägel. Jeder, der mal welche getragen hat, weiß, daß sie in O. J.s Finger nie eine solche Wunde hinterlassen hätten - sie wären einfach abgebrochen.«

Auch als eine der Geschworenen auf der Pressekonferenz von dem Anruf einer der schwarzen Geschworenen aus dem ersten Prozeß berichtete, die O. J. davonkommen ließen, hätte ich nie an Rassismus gedacht. Die weiße Geschworene lieferte vor laufenden Kameras eine hinreißende Parodie der schwarzen Kollegin auf ihrem Anrufbeantworter und sagte in afroamerikanischem Akzent: »Hey, Girl, ruf mich zurück, ich verschaffe dir einen Auftritt [in der Talkshow] von Larry King!« Die versammelten Presseleute haben sich die Bäuche gehalten vor Lachen.

Als Simpsons Schwester Shirley nach dem Urteil der Geschworenen im Zivilprozeß das Gerichtsgebäude verließ, hielt ihr ein großer weißer Mann ein Schild vor die Nase. »Wirf Mama aus dem Haus!«, stand darauf. Es bezog sich auf die Forderung des Goldman-Anwalts, alle Vermögenswerte O. J. Simpsons zu beschlagnahmen, einschließlich des Hauses, das er für seine Mutter gebaut hatte. Auch das hatte ganz bestimmt nichts mit Rassismus zu tun.

Während auf der Main Street von Santa Monica bis in die Nacht gefeiert wurde, verkündete Tom Brokaw auf NBC, daß er

jetzt wieder nach Washington D.C. schalten werde. Dort hatte Bill Clinton nämlich seine Rede zur Lage der Nation genau in dem Augenblick beendet, als das Urteil verkündet wurde, und die Gegenrede sollte ein schwarzer republikanischer Abgeordneter halten.

»Schalten wir also um«, tönte der angesehene NBC-Moderator, »zu dem republikanischen Kongreßabgeordneten aus Texas, O. J. Watts... oh Pardon, J. C. Watts.«

Die Rassenfrage, das wußte ich sofort, hatte damit *überhaupt nichts* zu tun.

TWENTY-SEVEN

Das »Liddy-Problem«

MEMO AN: Das Republican National Committee [die Parteizentrale der Republikaner in Washington]

VON: Haley Barbour, Vorsitzender der Republikanischen Partei

BETREFF: Das »Liddy-Problem«

Wie Sie alle wissen, hat eine unserer erfolgreichsten Desinformationskampagnen in den letzten vier Jahren einer Mehrheit der Amerikaner vermittelt, daß Hillary Clinton eine zänkische Turbo-Lesbe und miese Schlampe ist, die es direkt aus der Hölle ins Weiße Haus verschlagen hat. Wie uns das ohne die Hilfe des verstorbenen [Präsidentenberaters] Lee Atwater gelang (der uns Willie Horton schenkte, aber leider zum Verräter wurde, bevor er den letzten Atemzug tat), werde ich nie verstehen. [Der Schwarze Horton kam im Staat des demokratischen Präsidentschaftskandidaten Dukakis aus dem Gefängnis frei, beging ein weiteres Verbrechen, und Atwater organisierte zu diesem »Skandal« eine Kampagne, die möglicherweise zum Wahlsieg von George Bush sen. über Dukakis beigetragen hat.]

Ich meine, schließlich ist Mrs. Rodham-Clinton in ihrem wirklichen Leben ein aktives Mitglied der Methodistischen Kirche. Und sie gab ihren Job auf, als ihre Tochter geboren wurde, und half ihrem Mann, wie es jede gute republikanische Ehefrau tun würde. Trotzdem schafften wir es, die amerikanische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß Hillary

Clinton das Land von der kommunistischen Parteizentrale aus führt!

(Haben Sie gewußt, daß sie sogar *eine Küche* in den Wohnbereich im ersten Stock des Weißen Hauses einbauen ließ, damit die drei um den Tisch sitzen, reden und kochen können - wie eine richtige *Familie*? Wie haben wir es bloß geschafft, daß diese Geschichte nicht an die Öffentlichkeit gedrungen ist? Manchmal muß man einfach glauben, daß Gott auf unserer Seite steht!)

Gott sei Dank haben sich die faulen Medien bei den Wahlen von 1996 nicht auf unsere eigene Hillary konzentriert - auf Elizabeth »Liddy« Dole. Und so konnte Liddy mit ihrem südlichen Charme die perfekte Anti-Hillary spielen.

Dabei hätte es nur eine einzige Femi-Nazi-Journalistin gebraucht, um uns in teuflische Erklärungsnot zu bringen.

Wir hatten nämlich folgende Probleme:

1. Senator Dole war ein geschiedener Mann. Er servierte seine erste Frau einfach ab, obwohl sie ihn während seiner ganzen Karriere aufopferungsvoll unterstützt hatte. Bevor Sie »bringt mir 'ne Jüngere!« hätten sagen können, knallte er dreimal die Hacken zusammen, und schon hieß es zurück nach Texas für die alte Phyllis Dole.

Und so heiratete er 1975 Elizabeth »Liddy« Hanford, ein Jahr bevor er als Vizepräsident von Gerald Ford kandidierte. Liddy war zwölf Jahre jünger als er, und Mann, sie sah wirklich verdammt gut aus! Ich kann schon verstehen, warum der alte Knacker hinter ihr her war. Aber nichts von alledem hätte so richtig zu den »familiären Werten« gepaßt, die wir so heftig propagierten. Allerdings brauchte auch Newt Gingrich nicht zu erklären, warum er seiner kranken Frau die Scheidungspapiere im Krankenhaus aufs Bett legte.

2. Die Doles hatten keine Kinder. Vermutlich waren sie

einfach zu spät dran, also ist es am besten, möglichst wenig Aufhebens von der Sache zu machen. Wenn jemand die naheliegende Frage gestellt hätte: »Woher weiß Dole eigentlich, was eine Durchschnittsfamilie durchmacht, wenn er selbst keine hat?«, dann hätten wir den Namen des Fragestellers unserem Sicherheitschef gegeben und ihn seinen Hintergrund abchecken lassen.

Außerdem habe ich gehört, daß Dole eine Tochter aus erster Ehe hat, die wir noch nie zu Gesicht bekommen haben. Wäre es nicht möglich gewesen, sie mehr ins Rampenlicht zu rücken (vielleicht mit Auftritten in [den Talkshows] »Jenny Jones« oder »Politically Incorrect«), aber *ohne* Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu lenken, daß sie von Doles erster Frau stammt?

3. Die Doles wohnten nicht in ihrem eigenen Haus, sie wohnten im Watergate-Komplex! Das war wirklich problematisch: Was zum Teufel hatten sie in einem Gebäude zu suchen, in dem unsere Partei einmal fast vernichtet worden wäre? Es war doch schon schlimm genug, daß er Nixon irgendwie ähnlich sah. Und, um es noch einmal zu sagen: die Doles *lebten anders* als die meisten Amerikaner. Sie lebten in einer Mischung aus Eigentumswohnung und Hotelsuite, zum Teufel nochmal! Und während die meisten Amerikaner inzwischen ihre Hamburger selbst braten, um Geld zu sparen, bestellen die beiden immer noch den Zimmerservice von Howard Hunt! [G. Gordon Liddy und Howard Hunt wurden 1972 bei dem folgenschweren Einbruch im Büro der demokratischen Partei erwischt.]

Wir hätten die beiden sofort da rausholen sollen. Und dann hätten wir ihnen mit ein paar Spendengeldern aus unserem Fonds für Sonderausgaben ein Fachwerkhäus mit drei Schlafzimmern in irgendeiner Vorstadt in Maryland und ein zweites baugleiches Haus in der Stadt Rüssel in Kansas kaufen sollen, aus der Dole angeblich stammt! (Wer diese Aufgabe doch noch anpackt, sollte folgendes beachten: Vor beiden

Häusern sollte unbedingt eine von diesen großen amerikanischen Flaggen wehen, die man immer bei den Autohändlern sieht.)

4. Hillary besuchte eine Elite-Universität; Liddy besuchte eine Elite-Universität. Hillary ist Juristin; Liddy ist Juristin. Hillary arbeitet, seit sie erwachsen ist; Liddy arbeitet, seit sie erwachsen ist, *und* sie bekleidete schon führende Positionen im Kabinett des amerikanischen Präsidenten, in Konzernvorständen und in karitativen Organisationen. Wir waren ganz schön dumm, Hillary als Karrierefrau anzugreifen, obwohl doch Liddy noch mehr Karrierefrau war als Hillary.

Ich mache Sie *nur* deshalb auf diese Probleme aufmerksam, damit wir auf mögliche Katastrophen in der Zukunft vorbereitet sind. Die Medien mögen ja ein fauler und unterwürfiger Haufen sein und die Amerikaner dumm wie Schrottplatzhunde - aber so dumm sind sie nun auch wieder nicht. Ich fürchte, sie könnten uns ganz schön bei den Eiern kriegen, wenn wir an dieser Schwachstelle nicht aufpassen.

Deshalb lenken Sie auch in der zweiten Amtszeit soviel Aufmerksamkeit wie möglich auf Hillary. Sorgen Sie dafür, daß Liddy zu allen Naturkatastrophen mit ihrem Rot-Kreuz-Helm auf dem Kopf erscheint. Mit Gottes Hilfe kann sie dann bei der nächsten Präsidentschaftswahl zusammen mit Colin Powell für uns kandidieren.

EYES ONLY [STRENG GEHEIM].

TWENTY-EIGHT

Laßt Bob Dornan einweisen!

Es gibt schon einen Haufen Spinner in unserem Kongreß. Fünf oder sechs von ihnen weigern sich, eine Wohnung zu mieten, und schlafen auf Feldbetten in ihren Büros auf dem Capitol Hill, nur um zu beweisen, daß sie nie »nach Washington gehen«.

Oder der Abgeordnete im Repräsentantenhaus Gerald Solomon: Er schrie eines Tages im Sitzungssaal, daß das Verbot von Schnellfeuerwaffen unbedingt aufgehoben werden müsse, weil seine Frau ganz allein in Upstate New York im Wald wohnt und deshalb mit der Uzi unter dem Kopfkissen schlafen muß.

Und wer könnte je die Abgeordnete Enid Waldholtz aus Utah vergessen? Sie hatte keine Ahnung, wer ihr Mann eigentlich war und was er mit ihrem Geld machte. Oder Heien Cheno aus Idaho! Sie glaubt, daß die UNO mit »schwarzen Hubschraubern« die Lager der Milizen im Nordwesten der USA überfliegt und sich auf eine Invasion vorbereitet.

Eine Menge Verrückte, gewiß, aber keiner von ihnen kann in Wort und Tat mit dem kürzlich abgewählten Abgeordneten Robert K. Dornan aus Orange County in Kalifornien konkurrieren. Der Abgeordnete, der wegen seiner Unterstützung für den in seinem Wahlbezirk gebauten Bomber und einem Auftritt als Schauspieler in der Fernsehserie »Twelve O'Clock High« den Spitznamen »B1-Bob« verpaßt bekam, griff ein Kongreßmitglied tätlich an und stieß Morddrohungen gegen den Präsidenten aus. Außerdem ließ er im Repräsentantenhaus wüste Tiraden über »Homos« und einen »illoyalen, verräterischen kleinen Juden« vom Stapel.

Er ist anscheinend fest davon überzeugt, daß auch heute noch eine gefährliche kommunistische Verschwörung existiert - in der demokratischen Partei! Einmal stellte er persönlich Ermittlungen über Edward Kennedys Unfall bei Chappaquiddick an. Er schwamm durch den Kanal, um zu beweisen, daß Kennedy nicht wahrheitsgemäß berichtet hatte, was in der Nacht passiert war, als sein Auto von der Brücke stürzte und Mary Jo Kopechne starb.

All diese Verrücktheiten erreichten ihren Höhepunkt, als sich Bob Dornan 1996 um die republikanische Präsidentschaftskandidatur bewarb. Auf der Pressekonferenz zur Bekanntgabe seiner Kandidatur sagte über seine Wahlaussichten: »Wahrscheinlich werde ich in den Stiefeln sterben... aber ich will mit fliegenden Fahnen untergehen.«

Wie kam Bob Dornan auf den Gedanken, daß er für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten qualifiziert sein könnte? In der *Los Angeles Times* stellte Dana Parsons eine Liste besonderer Leistungen zusammen, die ihr Dornan persönlich genannt hatte:

- Er flog 1957 mit einer F-100D »Super Sabre« von der Karibik nach Kalifornien und stellte einen Geschwindigkeitsrekord für einen Transkontinentalflug auf.

- Er erreichte mit einem Spionageflugzeug des Typs SR-71 »Blackbird« dreifache Schallgeschwindigkeit.

- Er wurde mit einem Rennboot mit 217,12 Stundenkilometern gestoppt.

- Er stritt sich in Moskau mit dem Chef des KGB.

- Er entging in Burma *um einen Tag* einem Mordversuch.

- Er saß 1988 bei den Unruhen in Warschau fest.

- Er war ein erfolgreicher Personenimitator und hatte einst einen ausgefeilten Auftritt als Komiker einstudiert.

- Er war 1946 bei dem Flugzeugabsturz von Howard Hughes

in Beverly Hills als einer der ersten an der Absturzstelle.

- Er war bei der Ermordung des Gangsters Bugsy Siegel als einer der ersten am Schauplatz des Verbrechens.

Außerdem ist Bob Dornan der Neffe von Jack Haley, der in *Der Zauberer von Oz* den Zinnmann spielte.

Während seiner ersten Amtszeit als Abgeordneter im Repräsentantenhaus warnte Dornan seine Kollegen, daß sie wahrscheinlich durch sowjetische KGB-Agenten auf den Zuschauergalerien beobachtet würden. In Orange County stürmte er einmal in ein katholisches Pfarrhaus und beschuldigte die Bischöfe, Kommunisten zu sein. Er trampelte bei einer Debatte mit dem Vietnamveteranen und aktiven Kriegsgegner Ron Kovic auf einer nordvietnamesischen Flagge herum und verbrannte einmal eine Puppe von Jane Fonda auf dem Campus der University of Southern California.

Auch wegen Mißhandlung seiner Ehefrau geriet Dornan mehrmals ins Gerede. Zwischen 1960 und 1976 reichte seine Frau Sallie *viermal* die Scheidung ein. Ihre Klagen enthielten drastische Beschreibungen körperlicher Mißhandlungen. In der ersten Klageschrift von 1961 hieß es, Bob habe sie »an den Haaren durch die Wohnung... gezerrt... und ihr einen Revolver gezeigt«. Außerdem habe er ihr einen Liter Milch über den Kopf gegossen. Inzwischen hat sie die Anschuldigungen mit der Begründung widerrufen, sie habe ihre Aussagen unter dem Einfluß ärztlich verschriebener Medikamente gemacht.

1966 wurde Dornan festgenommen, weil er eine gerichtliche Anordnung verletzte, die »wegen eines gewaltsamen Angriffs auf seine Frau« gegen ihn verhängt worden war. Er wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, hat sie aber nie abgesessen.

1985 nannte Dornan seinen Kollegen Tom Downey einen »Waschlappen, der sich vor der Einberufung gedrückt hat« und einen »Lügner«. Und als Downey im Sitzungssaal des

Repräsentantenhauses auf ihn zugeht und fragte, ob er diese Dinge wirklich gesagt habe, wirbelte Dornan auf dem Absatz herum und schrie: »Ja, na und?« Dann verlor er vollends die Beherrschung. Er packte Downey mit weit aufgerissenen Augen an der Krawatte, zerrte ihn durch den Saal und schrie: »Passen Sie bloß auf, daß ich Sie nicht außerhalb des Parlaments erwische, wo Sie nicht von einem bewaffneten Sergeant bewacht werden.« Schließlich zog er Downey dicht an sein Gesicht heran und schrie: »Kommen Sie mir bloß nie mehr unter die Augen!«

Ist Bob Dornan geisteskrank? Ist er eine wandelnde Zeitbombe?

Seht euch die folgenden Äußerungen von ihm an und überlegt, ob sie nicht in Wirklichkeit Hilferufe eines Verzweifelten sind:

»Innen [Präsident Clinton] zu erklären, was Patriotismus ist, das ist, als wolle man Hitler den Judaismus erklären. Von der Abtreibung kleiner Kinder über die Euthanasie für die Älteren bis zu Ihrem Gesundheitsversorgungsgesetz, immer ist Ihr Machthunger wichtiger als das Leben.«

»Es tat mir immer leid, daß ich nicht am 13. April Geburtstag hatte. Das war Thomas Jeffersons Geburtstag... Aber dann entdeckte ich, daß [mein Geburtstag] der 3. April der Tag war, an dem Jesus gekreuzigt wurde.«

»... Roosevelt hat am 30. Januar Geburtstag. Hitler leistete an Roosevelts Geburtstag seinen Amtseid ab... Und dann wurde Roosevelt am 4. März vereidigt. Also, meine Mutter war 8 Monate [mit mir] schwanger... Nun, ich will da nichts Übernatürliches draus machen, ich sage nur, daß ich binnen eines Monats nach der Amtseinführung (Roosevelts) geboren

wurde!... Die Welt startete echt durch, als ich im Bauch meiner Mutter war.«

»Wenn Sie die wichtigsten Themen des letzten Jahres betrachten, ging es um Woody Allens Woody und um Pee-Wees kleines Pippi. Wann hat Prinz Charles sein Zepter in ein Tampon verwandelt? War das im letzten Jahr - dem Jahr von *Free Willy*?... Wenn Sie darüber nachdenken, kommen Sie zu dem Schluß, daß wir nicht ›Das Jahr des Hundes‹, sondern ›Das Jahr des Penis‹ hatten. Die Bobbits; die Polizei von Ventura, die König Michael [Jacksons] weißen Piephahn fotografiert hat vorausgesetzt, daß er sich überall hat bleichen lassen -, und am Ende vier Staatspolizisten, die über Slick Willys Willy [Clintons Penis] aussagten... Das ganze Jahr ging es nur um Genitalien.«

Über Männer, die bei Abtreibungen für das Selbstbestimmungsrecht der Frauen eintreten, sagte er: »Das sind entweder Frauen, die wie Alan Alda oder Phil Donahue in einem Männerkörper gefangen sind, oder jüngere Burschen, die es nur auf schnellen Sex abgesehen haben.«

»... ›Homosexuelle‹. Wenn man das mit ›Homo‹ abkürzt, klingt es vielleicht ein bißchen grausam, wie wenn man die ›Japaner‹ ›Japse‹ nennt. Es hat im Zweiten Weltkrieg funktioniert, es gilt nicht als höflich... aber verwenden Sie das Wort.«

»Jede lesbische Schwanzverächterin in diesem Land hofft, daß ich eine Niederlage erleiden werde.«

»Wir haben einen Republikaner auf unserer Seite, der ein Homo ist und auf der Herrentoilette ein und aus geht.«

Darüber, daß Schenkel für Schwule attraktiv sind: »Oh, ich bin angemacht worden. Immer derselbe dumme Spruch: »Junge, hast du hübsche Schenkel««. Zum gleichen Thema: »[Clinton] joggt in San Francisco in seinen weibischen, seitlich geschlitzten Jogginghosen und zeigt uns seine herrlichen weißen Infanteristenschenkel.«

Ich machte mir Sorgen über Dornans Geisteszustand und konsultierte einen Psychiater, weil ich wissen wollte, ob ein Fachmann meine Besorgnis teilte. Die ersten beiden Therapeuten, die ich zu Rate zog, sagten zwar, Dornan zeige Symptome einer »gestörten Impulskontrolle«, einer »zeitweiligen explosiven Störung« und einer »paranoiden Persönlichkeit«. Sie wollten jedoch nicht namentlich genannt werden, weil sie fürchteten, daß ein Mann in Dornans Position (oder in seinem Geisteszustand) sich an ihnen rächen könnte.

Dann rief ich anonym in zwei psychiatrischen Kliniken in Dornans Heimatstaat Virginia an und schilderte die obigen Symptome, ohne den Namen des Betroffenen zu nennen. In beiden Krankenhäusern war man ziemlich besorgt.

»Hört sich an, als hätte er eine Art psychotischen Schub«, sagte eine Krankenschwester im Charter Behavioral Health System in Springwood. »Er sollte vielleicht mal vorbeikommen, damit wir das genauer diagnostizieren können.«

Ich bat sie, mir genau zu erklären, was der Begriff »psychotisch« bedeutet.

»Ein Psychotiker«, sagte sie, »ist ein Mensch in einem Geisteszustand, in dem er keinen Realitätsbezug mehr hat... Das kann durch ein chemisches Ungleichgewicht in seinem Gehirn verursacht werden, dann sollte er Medikamente nehmen, um das auszugleichen... Auf jeden Fall wird es nicht von selbst wieder weggehen.«

Sie sagte, »wenn Sie sich gefährdet fühlen, [müssen Sie] die Polizei einschalten. Wenn er an einem öffentlichen Ort... die Kontrolle verliert, müssen Sie seine Freunde bitten, daß sie die Polizei verständigen... wenn die Polizei eingeschaltet wird, wird er gezwungen [zur Behandlung zu kommen].«

Sie fragte mich, ob er im Kopf Stimmen höre. Ich sagte ihr, er glaube, daß Rockplatten geheime satanische Botschaften enthielten, die man nur hören könne, wenn man die Alben rückwärts spiele.

»Nun ja, es gibt wirklich Rock 'n' Roll mit satanischen Botschaften, die man hören kann, wenn man die Platten rückwärts spielt«, sagte die Schwester ernst. »Das stimmt.«

Ich hatte das Gefühl, daß ich womöglich im falschen Krankenhaus angerufen hätte, und versuchte es mit der psychiatrischen Abteilung des Dominion Hospital in Falls Church. Nachdem ich die diensthabende Krankenschwester über den Zustand der »anonymen Person« informiert hatte, sagte sie: »Das hört sich auf jeden Fall so an, als sei der Mann geisteskrank.« Sie erklärte mir, was ich tun müsse, damit er eingewiesen würde.

Zunächst einmal würde ihn die Polizei in die Klinik bringen und sich die Genehmigung für eine zeitweilige Zwangseinweisung beschaffen. Dann würde in der Klinik eine Anhörung mit dem zuständigen Richter vom Bezirksgericht stattfinden. Dornan würde vom Gericht einen Anwalt und einen Gerichtspsychologen zugewiesen bekommen. Schließlich würde das Gericht entscheiden, ob er freigelassen oder zu einer Behandlung verpflichtet werde, deren Qualität von seiner Krankenversicherung abhängen würde.

Ich rief einen Anwalt in Virginia an, der mir die Definition von *geisteskrank* in Absatz 37.1-1 des diesbezüglichen Landesgesetzes vorlas. Sie lautete: »Jede Person, die so stark unter einer Geisteskrankheit leidet, daß sie zu ihrem eigenen

Wohl oder dem Wohl anderer Pflege und Behandlung braucht.«

Diese Definition traf zweifellos auf Robert Dornan zu. Er mußte zu seinem eigenen Wohl und dem Wohl seiner Mitmenschen aus dem Verkehr gezogen werden. Also beauftragte ich meine Assistentin, bei der Hotline der Mobile Crisis Unit im Woodburne Community Health Center in Fairfax, Virginia, anzurufen, und es entspann sich folgender Dialog:

Ich hätte gern, daß Sie einen gestörten Mitbürger abholen.

Wie heißt der Patient?

Der Patient heißt Robert Dornan.

Ist er schon Patient beim Woodburne Center? Der Name kommt mir bekannt vor.

Ich weiß nicht, ob er bei Ihnen Patient ist. Aber es könnte sein.

Wie alt ist er?

In den Fünfzigern. Ich weiß es nicht genau...Er schreit und tobt ziemlich viel in der Öffentlichkeit. Er spricht viel von Feinden eingebildeten Feinden. Er hat Drohungen ausgestoßen. Er hat sogar an einem öffentlichen Ort Menschen tödlich angegriffen. Er leidet an Gewaltausbrüchen. Er hat sehr gemeine, bedrohliche Sachen über schwule Menschen und Juden gesagt. Er hat diesen Fimmel mit der Numerologie: Er hätte gern am gleichen Tag wie Thomas Jefferson Geburtstag...Er glaubt, es habe eine Bedeutung, daß Hitler an Roosevelts Geburtstag vereidigt wurde...Er ist in katholische Pfarrhäuser gegangen und hat die Bischöfe als Kommunisten beschimpft... Er mißhandelt vermutlich seine Frau...Er muß untersucht werden, aber ich glaube nicht, daß er sich freiwillig untersuchen läßt.

Wird seine Frau herkommen und die entsprechende Aussage machen?

Nein, ich glaube nicht.

In welcher Beziehung stehen Sie zu ihm?

Ich habe einfach sein Verhalten beobachtet - nicht aus der Nähe, sondern aus der Ferne.

Also, eines muß ich Ihnen sagen: Wenn Mobile Crisis kommen und ihn zwangseinliefern soll, dann brauchen wir eine Person, die sein Verhalten bezeugen kann.

Ich habe das Verhalten beobachtet. Nicht persönlich, sondern auf einem Videoband.

Auf einem Videoband? Wie konnten sie es auf einem Videoband beobachten?

Nun ja, er ist eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens.

(Lange Pause)

Also, ich würde empfehlen, daß sie Mobile Crisis übermorgen noch einmal anrufen, um zu klären, ob wir den Fall übernehmen wollen.

Was würden Sie tun, wenn Sie tatsächlich mit einem Wagen zu seinem Haus fahren?

Wir haben immer die Möglichkeit, die Polizei einzuschalten. Wenn wir glauben, daß ein Einsatz gefährlich ist, tun wir das in der Regel. Und wenn ich richtig vermute, von welchem Robert Dornan Sie sprechen, dann wird die Polizei mitgenommen, weil er eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ist. Ich jedenfalls würde es so machen, wenn ich hinfahren würde.

Wird die Sache vielleicht nicht weiterverfolgt, weil er eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens ist?

Nicht wenn es Gründe gibt, aktiv zu werden. Aber vermutlich wird die Sache vorsichtig angegangen.

Finden Sie nicht auch, daß Bob Dornan Hilfe braucht?

Ich kenne den Abgeordneten Dornan und weiß ein wenig über sein Verhalten in der Öffentlichkeit, aber ich würde daraus nicht

schließen, daß er auf seinen Geisteszustand untersucht werden muß.

Was bedeutet das für uns in bezug auf B1-Bob? Wir bleiben ungeschützt! Die Behörden weigern sich einzusehen, was mir ganz klar erscheint. Ich kann seine Ex-Kollegen im Repräsentantenhaus, seine Verwandten und Freunde und die unschuldigen Kinder, die in seinem Viertel in Fairfax, Virginia, leben, nur warnen: HÜTET EUCH VOR BOB! Paßt auf, wer hinter euch ist. Und versucht um Gottes Willen, ihn dazu zu bringen, daß er sofort Hilfe in Anspruch nimmt.

Den folgenden Brief schickte der Abgeordnete im Repräsentantenhaus Bob Dornan an Michael Farber und dessen Frau, nachdem Farber ihm bei den Kongresswahlen von 1994 unterlegen war:

Congress of the United States
House of Representatives
Washington D.C. 20515-2201

Lieber Michael, liebe Gail,
...Ich glaube, das einzige, was Sie wirklich interessiert, Mike, sind Sie selbst. Das verheißt für Ihre Ehe nichts Gutes. Wissen Sie noch, was ich Ihnen über den Fluch des Pharaos erzählt habe: Fünf von meinen fünf verheirateten Gegenkandidaten ließen sich scheiden, alle nur wenige Monate, nachdem ich sie geschlagen hatte...

Zum Abschluß, Mike und Gail: Ich habe es immer interessant gefunden, daß alle meine politischen Gegner, die Schmutzkampagnen gegen mich führten, diese besondere Neigung haben, von der politischen und öffentlichen Bildfläche zu verschwinden... FÜR IMMER. Das bedeutet, daß Sie keine großen Zukunftsaussichten haben, fürchte ich. Aber es wird Ihnen immerhin viel Zeit zum Nachdenken verschaffen und zur Rettung von Seelen – angefangen bei Ihrer eigenen.

Ergebenste Grüße
Ihr ROBERT K. DORNAN

TWENTY-NINE

Vergeßt die Kandidaten - wählt gleich die Lobbyisten

Politiker. Wir lieben es, sie zu hassen. Und sie machen es uns so leicht. Aber sind sie wirklich die richtigen Objekte für unseren Zorn? Ich meine, wieviel Macht haben sie *wirklich*?

Wie die meisten von uns wissen, nur sehr wenig. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum so viele Leute nicht zur Wahl gehen: Die wirkliche Macht, die Männer und Frauen, die wirklich das Sagen haben, stehen nicht auf den Wahllisten.

Wenn wir hinter die Kulissen des Kongresses schauen könnten, würden wir eine Gruppe mächtiger Personen sehen, die an den Schalthebeln der Macht sitzt. Diese Zauberer von Oz in Washington nennt man Lobbyisten. Auch wenn wir sie nicht sehen können, sind sie doch Tag für Tag dort und sorgen dafür, daß der Kongreß genau das tut, was die großen amerikanischen Konzerne wollen. Um diese Beziehungen zu festigen, geben die Lobbyisten den Politikern eine Menge Geld, damit sie auch tun, was sie geheiß werden.

Als die Republikaner bei den Wahlen von 1994 die Mehrheit im Kongreß errangen, sagten sie den Lobbyisten, daß sie sich nicht mehr verstecken müßten und ihnen ganz offiziell bei der Abschaffung jahrzehntealter Sozialprogramme, Umweltschutzvorschriften und anderer Bundesgesetze helfen sollten, die das Big Business in seiner Handlungsfähigkeit beschränkten. Sie baten tatsächlich die Lobbyisten aus 350 verschiedenen Bereichen der amerikanischen Wirtschaft, sie sollten die zentralen Passagen des Contract With America

schreiben. Sie ließen diese Leute an Abgeordnetenversammlungen teilnehmen und sie sogar direkt in *unserem* Kongreß arbeiten. Ein Topmanager von Dow Chemical nahm bei seinem Konzern Urlaub und leistete im House Committee on Commerce [Handelsausschuß des Repräsentantenhauses] ehrenamtliche Arbeit!

Wenn sich die Lobbyisten im Repräsentantenhaus und im Senat häuslich einrichten und direkt bestimmen, welche Gesetze dort verabschiedet werden, ist es doch eigentlich Zeitverschwendung, noch Politiker als Mittelsmänner zu wählen, obwohl wir gleich die *wirklich Mächtigen* wählen könnten. Wenn die Lobbyisten das Sagen haben, warum wählen wir dann nicht einfach *sie*! Das ist ehrlicher. Wir würden dann genau wissen, was wir bekommen werden. Und es ist *demokratischer*, findet ihr nicht? Denn es sind ja die Lobbyisten, die in Wirklichkeit bestimmen, was läuft.

Ich schlage also vor, daß wir am Wahltag alle die Namen der wirklichen Repräsentanten im Kongreß auf die Wahlzettel schreiben. Falls ihr noch nicht genau wißt, welchem Lobbyisten euer Abgeordneter im Repräsentantenhaus gehört, will ich euch ein paar Beispiele aus den Wahlbezirken geben, die ich beobachtet habe.

Mikes Kandidaten für einen realistischeren Kongreß

Vern Clark

Vern ist unser Kandidat für den »Neunten Kongreß-Wahlbezirk« von Pennsylvania. Der Bezirk wird zur Zeit von dem republikanischen Kongreßabgeordneten Bud Shuster vertreten, der den Vorsitz im House Transportation and Infrastructure Committee [Ausschuß für Transport- und Infrastruktur des Repräsentantenhauses] innehat.

Vern Clark, ein legendärer Washingtoner Lobbyist, vertritt die Reklametafelindustrie, eine der kleinsten, aber einflußreichsten Branchen, die heute im Kongreß Lobbyarbeit machen. Vern ist berühmt für die Spenden, Honorare und Flugtickets, die er verteilt. Schon 1987 wurde er von der Washingtoner Zeitschrift *Regardies* als einer der mächtigsten nicht gewählten Männer auf dem Capitol Hill bezeichnet. Und das ist er auch heute noch - mächtig *und* nicht gewählt!

Die Reklametafelindustrie ist eine Interessengruppe, die wirklich viel Geld hat. Deshalb war Vern so effektiv. Er schaffte es, die allmähliche Demontage des Highway Beautification Act [des Gesetzes zur Verschönerung der Fernstraßen] von 1965 (Lady Bird Johnsons Lieblingsprojekt) zu erreichen, der verhindern sollte, daß unsere Bundesstraßen von Reklametafeln gesäumt werden.

Als der Senat 1991 einen Gesetzeszusatz verabschiedete, der die Vorschriften gegen die Anbringung von Reklametafeln aus dem Fernstraßengesetz strich, sagte Senator John Chafee aus Rhode Island: »Heute hat Vern Clark seinen Lohn eingestrichen.« Und ein Berater aus dem Senat wurde im *National Journal* mit den Worten zitiert: »Von allen Projekten, an denen ich je gearbeitet habe, war dieses am stärksten von klassischem Hinterzimmerlobbyismus alten Stils geprägt. Es geht nur noch um weiße Umschläge mit Hundertdollarscheinen drin.«

Kein Kongreßabgeordneter ist ein besserer Bundesgenosse von Vern Clark als Bud Shuster aus Pennsylvania. Erst kürzlich kämpfte Shuster hart für eine Bestimmung in dem 1995 von Bill Clinton unterzeichneten Fernstraßengesetz, die an landschaftlich reizvollen Nebenstraßen mehr Reklametafeln erlauben sollte. Im Jahr 1994 erhielt Shuster 57415 Dollar von der Reklametafelindustrie. Als er bei einem Interview mit dem *U.S. News & World Report* gefragt wurde, warum er 1991 Wahlspenden in Höhe von 77 850 Dollar erhalten hatte, sagte er:

»Ich bin der Liebling der Reklametafelindustrie.«

Warum jedoch solltet ihr euch mit dem Liebling der Reklametafelindustrie aufhalten, wenn ihr euch auch mit Vern Clark, ihrem eigentlichen Vertreter, befassen könnt. Gönnen wir Bud eine Pause. Er ist ohne Gegenkandidat in den Kongreß gewählt worden, seit er 1984 seine Gegenkandidatin, die Schauspielerin Nancy Kulp aus [der Serie] »Beverly Hillbillies«, besiegt hat.

Wenn ihr also im Großraum Altoona in Pennsylvania wohnt, stimmt bei den Kongreßwahlen für Vern Clark.

Wayne R. LaPierre jr.

Wayne ist unser Kandidat für den Senatssitz des Bundesstaats Texas, den zur Zeit der Republikaner Phil Gramm innehat.

Wayne LaPierre ist der geschäftsführende Vizepräsident der National Rifle Association (NRA). Sie ist laut dem Center for Public Integrity in Washington einer der mächtigsten Lobbyistenverbände aller Zeiten. Die NRA ist der größte einzelne Sponsor von Senator Phil Gramm. Sie hat seine politische Karriere seit 1979 mit 440 200 Dollar gefordert, mehr Geld, als sie in diesem Zeitraum irgendeinem anderen Politiker der Vereinigten Staaten zukommen ließ. Wayne selbst nahm kürzlich an einem Dinner für Phil Gramm teil, bei dem ein Gedeck 1000 Dollar kostete. Es fand in Dallas statt und brachte Gramm 4,1 Millionen Dollar für seinen inzwischen abgebrochenen Präsidentschaftswahlkampf ein.

Als Gegenleistung für solche Fördermaßnahmen hat Gramm 18 von der NRA unterstützte Gesetze eingebracht, befürwortet oder für sie gestimmt. 1987 und 1989 fungierte er als Mitveranstalter beim Annual Charlton Heston International Celebrity Shoot [beim jährlichen Charlton-Heston-Schießwettbewerb für Prominente], an dem solche

Berühmtheiten wie O. J. Simpson und Arnold Schwarzenegger teilnehmen. Der Gewinn aus dem Wettschießen ging laut dem Center for Public Integrity an das Institute for Legislative Action der NRA (wurde also für die Lobbyarbeit der NRA ausgegeben). Außerdem hat Gramm auf Briefpapier der NRA um Spenden für den Lobbyistenverband gebeten.

Was aber soll das alles? Warum gibt die NRA ihr Geld für einen Mittelsmann wie Phil Gramm aus? Was tut Phil Gramm, das Wayne LaPierre nicht selbst und effizienter erledigen könnte?

Der 46jährige Wayne LaPierre profilierte sich nach dem Bombenattentat in Oklahoma City als einer der bekanntesten Vertreter der NRA, indem er die Beamten des Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms in einem Spendenaufruf seines Lobbyistenverbandes als »staatliche Verbrecher in Reitstiefeln« bezeichnete. [Das Bureau befaßt sich mit Schußwaffenmißbrauch.] Das lebenslange NRA-Mitglied George Bush trat damals angewidert aus dem Verband aus. Wayne LaPierre ist außerdem ein Hochgeschwindigkeitsleser und Buchautor. Sein Buch *Guns, Crime, and Freedom* hat im Hardcover eine Auflage von 275 000 Stück erreicht und ist jetzt als Taschenbuch erhältlich.

Dieser Mann scheint die richtigen Erfahrungen und den richtigen Charakter für Washington zu haben. Josh Sugarman, der Leiter des schußwaffenkritischen Violence Policy Center, sagt über den Lobbyisten: »Ich würde [Wayne] als den Ringo Starr der NRA bezeichnen. Er war der richtige Mann zur rechten Zeit am rechten Platz für diese Aufgabe.«

Laut Gannet News Service ist LaPierre ein Drittel des Jahres auf Reisen, wobei er im Durchschnitt 100 Reden hält. Holen wir ihn von der Autobahn und bringen ihn nach Washington, wo er hingehört. Wählt Wayne im Jahr 1996!

Robert G. Liberatore

Robert ist unser Kandidat für den 16. Bezirk von Michigan, den zur Zeit John Dingell vertritt, der als ranghöchster Demokrat im House Committee on Commerce [Handelsausschuß des Repräsentantenhauses] sitzt.

Robert Liberatore ist der wichtigste Lobbyist von Chrysler in Washington. Und John Dingell ist der beste Freund, den Chrysler und der Rest der Autoindustrie im Kongreß haben. Der Verbraucherschützer Ralph Nader nannte Dingell eine »nationale Bedrohung«, die »Schande aus Dearborn« und »den Verbraucherfeind Nummer eins auf dem Capitol Hill« (und das alles sagte Ralph an einem Tag, an dem er guter Laune war). Dingell war ein vehementer Gegner von Airbags, eine Position, die jahrelang von Chrysler und dem Rest der Autoindustrie geteilt wurde.

Seit John Dingell 1955 erstmals gewählt wurde, ist er *die* Stimme der Autoindustrie im Repräsentantenhaus. Gleichgültig, ob er sich Maßnahmen gegen Luftverschmutzung, Sicherheitsvorschriften oder einer Beschränkung des Benzinverbrauchs von PKWs widersetzte, Dingell war immer für die Autolobbyisten da. Und sie waren auch für ihn da. Tatsächlich heiratete er sogar eine von ihnen. Debbie Dingell oder »meine kleine Frau Debbie«, wie er sie zu nennen pflegt, war Lobbyistin für General Motors, als sie sich kennenlernten. Debbie stammt von den früheren Besitzern des von GM aufgekauften Zulieferers Fisher Body ab und arbeitet immer noch für GM. 1991 fuhren 40 Kongreßmitglieder unter Dingells Führung nach Detroit und ließen sich von den Chefs der drei großen Autokonzerne etwas über wirtschaftliche Probleme und die Kosten staatlicher Vorschriften vorjammern. Debbie stellte den Terminplan für die Reise zusammen.

»Ich denke, die Glaubwürdigkeit der Autoindustrie ist

hervorragend«, sagte John Dingell. »Das Problem ist nur, daß niemand meine Ansicht teilt.« Der letzte Gefallen, den der Abgeordnete dem Chrysler-Konzern tat, war ein Brief an die Verkehrssicherheitsbehörde National Highway Transportation and Safety Administration (NHTSA). Er schrieb ihn, als im Kongreß gerade ein heftiger Streit über Chrysler tobte, weil der Autokonzern zwischen 1984 und 1994 3,9 Millionen Minibusse ausgeliefert hatte, die nicht verkehrssicher waren. Bei einem Unfall konnten die Türschlösser der Busse versagen und Insassen durch die Heckklappe aus dem Fahrzeug geschleudert werden. Deshalb hatten Verkehrssicherheitsexperten einen Rückruf verlangt.

Noch während die Debatte über den Rückruf geführt wurde, schrieben Dingell und der Kongreßmann Michael Oxley aus Ohio am 17. Januar 1995 einen Brief an die NHTSA. Darin zeigten sie sich besorgt über die Kriterien und Verfahrenweisen, nach denen die Behörde über Fahrzeugmängel und Rückrufe entschied, und schrieben, der Kongreß habe großes »Interesse« an dieser Angelegenheit, da in Kürze die Reautorisierung der NHTSA [durch den NHTSA Reauthorization Act] anstünde. Kurz nach Erhalt dieses Briefes beschloß die NHTSA, auf einen Rückruf der Chrysler-Minibusse zu verzichten.

Laut Dingell »war der Schutz der Automobilindustrie immer eine schwierige und sehr notwendige Aufgabe, der ich mich widmen mußte«. Warum sollen wir ihn weiter mit dieser Aufgabe belasten? Wäre es nicht einfacher, wenn wir einen direkten Vertreter von Chrysler in sein Amt wählten?

Robert Liberatore ist der perfekte Kandidat, da ihm das Verdienst an der »sehr starken Präsenz« von Chrysler in Washington zugeschrieben wird. Und er hat auch schon politische Erfahrungen gesammelt. Bevor er 1985 bei Chrysler anfang, arbeitete er zehn Jahre auf dem Capitol Hill, unter anderem als Stabschef des Senatspräsidenten Robert C. Byrd. Wir haben John Dingell jetzt 42 Jahre lang gehabt. Warum

sollten wir uns noch ein weiteres Jahr mit diesem Ersatzmann begnügen?

Meine lieben Landsleute aus Michigan, wählt Robert Liberatore in den Kongreß!

Richard E. Wiley

Richard ist unser Kandidat für den Sitz von South Dakota im Senat. Diesen Sitz hatte bisher der republikanische Senator Larry Pressler inne, der bis 1997 im Senate Commerce Committee [Handelsausschuß des Senats] den Vorsitz führte. Er wurde bei den letzten Wahlen geschlagen, aber nicht von unserem Kandidaten Wiley.

Larry Pressler, der frühere republikanische Senator von South Dakota, sagte einmal, daß er vielleicht der am meisten von Lobbyisten hofierte Senator in der amerikanischen Geschichte sei. Warum? Er war als Vorsitzender des Handelsausschusses im Senat der Architekt des Telecommunications Act von 1995. Und für kein Gesetz in der US-Geschichte soll mehr Lobbyarbeit gemacht worden sein. Das Gesetz war »Manna vom Himmel« für die Lobbyisten in Washington D.C., wie es ein Kongreßmitglied formulierte.

Doch es war auch Manna vom Himmel für Senator Larry Pressler. Kaum hatte er 1994 den Vorsitz im Handelsausschuß übernommen, begannen große Summen von der Telekommunikationsindustrie zu fließen. Seither hat er laut *The Nation* 163000 Dollar an Spenden von Lobbyistenverbänden erhalten, die für die Telekom-Industrie arbeiten, und weitere 163 887 Dollar von Einzelpersonen, die für Firmen aus der Telekom-Branche arbeiten.

Tatsächlich bekam 1995 kein Senator mehr Geld von Lobbyistenverbänden. Aus Presslers Bericht an die Federal Election Commission (FEC) geht hervor, daß er ab August 1995

insgesamt

962468 Dollar aufgetrieben hat, laut *Aberdeen American News* »fast doppelt soviel, wie die Gesamtsumme aus den vier Jahren zuvor und 30mal soviel, wie er 1979, während seines ersten Jahres als Kongreßmitglied, erhalten hatte«.

Verbraucherschutzgruppen wehrten sich erbittert gegen das Telekommunikationsgesetz, weil es den Kabelgesellschaften schon bald erlauben wird, von ihren Kunden beliebig hohe Preise zu verlangen. Also werden die Gebühren für die Kabelnutzung steigen. Außerdem erlaubt das Gesetz, daß immer mehr von unseren Medien von riesigen Mischkonzernen aufgekauft werden, und es reguliert die »Pornographie« im Internet und fordert die Verwendung des V-Chips bei neuen Fernsehgeräten.

Daß das Gesetz verabschiedet wurde, ist zumindest teilweise einem seiner größten Lobbyisten, dem früheren Chef der Federal Communications Commission (FCC) Richard Wiley, zu verdanken. Wiley vertrat erfolgreich sowohl die Sendeanstalten als auch die Zeitungsindustrie und rang den machtvollen »Baby Beils« [regionale Telefongesellschaften] Zugeständnisse ab. So verhindert das Gesetz zum Beispiel, daß sich die Baby Beils durch Publikationen im Internet einen Konkurrenzvorteil gegenüber den Zeitungen verschaffen.

Wiley ist in allen Bereichen der Telekommunikation der Inbegriff des Insider-Lobbyisten, wenn man seine herausragende Rolle in der FCC in Betracht zieht. Bevor er von 1974 bis 1977 Vorsitzender der FCC wurde, fungierte er von 1972 bis 1974 als einfaches Mitglied und zwischen 1970 und 1972 als allgemeiner Berater der Kommission. Zudem ist er Vorsitzender des Beratungskomitees der FCC über fortschrittliche TV-Services.

Machen wir es also endlich richtig und wählen im Jahr 2002 Richard Wiley in den Senat!

Dies sind nur ein paar Beispiele dafür, wer wirklich kandidieren sollte. Findet heraus, wem euer Kongreßmitglied gehört, und schreibt den Namen seines Besitzers auf den Wahlzettel. Das ist die einzige demokratische Alternative, die ihr habt.

THIRTY

Extrapunkte für Schwulenhatz

Dieses Kapitel erzählt von einer Schule in Topeka, Kansas, und davon, wie hart ihre Schüler für gute Noten arbeiten.

Sam Phelps ist einer dieser Schüler. Er ist ein guter Junge und kommt aus einer guten Familie. Sein Großvater ist Pfarrer.

Die Topeka West High School ermuntert ihre Schüler, nicht nur aus Büchern zu lernen, sondern auch durch Aktivitäten in der Gemeinde Lernerfahrungen zu sammeln. Die Schulleitung ist sich bewußt, daß man auch außerhalb der Schulmauern Wichtiges lernen kann, und belohnt Schüler, die ihren Horizont auf diese Weise erweitern.

Also gehen die Kinder, wenn sie die Schule jeden Nachmittag um 14.55 Uhr verlassen, nicht etwa nach Hause und schauen sich die Ricki Lake Show im Fernsehen an, sondern sie gehen ins Seniorenheim und helfen den Alten. Oder sie gehen in die Klinik und helfen den Kranken.

Oder sie gehen mit einem Schild auf die Beerdigung eines Menschen, der an AIDS gestorben ist. Und auf dem Schild steht: TOD DEN TUNTEN.

Das ist der Dienst an der Gemeinschaft, den Sam Phelps für die Topeka West High School verrichtet, und seine Verwandten helfen ihm dabei. Wenn sie nicht die Begräbnisse von AIDS-Opfern besuchen, belästigen sie Schwule bei Konzerten von Barry Manilow oder »outen« lokale Richter oder andere Beamte, die sie für schwul halten. »Gott haßt die Schwuchtel«, sagt Sam. »Deshalb hat Gott Sodom und Gomorra vernichtet - weil die Bewohner Analverkehr hatten... Unser Auftrag... steht

schon in der Bibel.«

Doch die Lehrer an der Topeka West High School hatten ein Problem mit Sams »Dienst an der Gemeinschaft«. Sie hatten eine etwas andere Vorstellung von den guten Werken, die ihre Schüler verrichten sollten. Deshalb teilten sie Sam mit, er bekomme für seine Aktivitäten »keine Extrapunkte«.

Sams Großvater, dem Pfarrer Fred Phelps, der in Kansas für den Senat kandidierte, gefiel das gar nicht, und die Schulbehörde hatte Angst, daß er sie verklagen würde. Inzwischen verlieh der Bürgermeister von Topeka Sam Phelps schon mal die Auszeichnung der Stadt für Leistungen für das Gemeinwohl. Und schließlich knickte die Schulbehörde ein. Sie schloß einen Kompromiß und erklärte sich bereit, Sam die Extrapunkte zu geben, wenn sie als Belohnung für Babysitting und andere nützliche Dinge verbucht würden. Sam war damit einverstanden und bekam seine Belohnung.

Ich kam ins Grübeln: Wenn man in Topeka Extrapunkte für die Verfolgung von Schwulen und AIDS-Kranken bekommt, dann mußte es doch noch andere Aktivitäten geben, mit denen die Schüler ihren Notendurchschnitt verbessern könnten?

Ich kam auf folgende Liste mit Kursen zum Erwerb von Extrapunkten und schickte sie an den Direktor der Topeka West High School. Sie sollten alle als »gute Taten« gelten, wenn man das Verhalten als Vorbild nimmt, für das Sam Phelps seine Punkte bekam. Die Kurse sollen wie folgt im Veranstaltungsverzeichnis der Schule aufgeführt werden:

101. Extrapunkte in graphischem Design

Die Schüler gehen zur örtlichen Abtreibungsklinik und fotografieren die Frauen, die dort eine Abtreibung vornehmen lassen. Dann machen sie mit den Fotos das Layout für ein Plakat mit der Überschrift: DIESE FRAUEN HABEN IHRE BABYS

UMGEBRACHT. Dafür bekommen sie Extrapunkte. Die Schuldruckerei druckt mit dem Layout Hunderte von Plakaten. Die Schüler, die sie überall in der Stadt aufhängen, bekommen ebenfalls Extrapunkte.

204. Extrapunkte für Biologie und/oder Physik

Wußtet ihr schon, daß es für Kunstdünger auch noch andere Verwendungen gibt, als ihn über Kuhweiden zu verteilen? Lernt von den hilfsbereiten Jungs aus dem Armeestützpunkt bei Junction City in Kansas, wie sich die unglaubliche Energie und Kraft des Kunstdüngers nutzen läßt. (Die Zünder der Bomben müssen die Schüler selbst bezahlen.)

303. Extrapunkte in Medizin

Unterstützt den Kampf gegen die Drogen! In diesem Kurs könnt ihr lernen, wie man seine Eltern anzeigt, wenn sie Haschisch rauchen. Außerdem werdet ihr im Stellen polizeilicher Fallen ausgebildet und könnt direkte Erfahrungen sammeln, indem ihr zum Schein Drogen an eure Mitschüler verkauft und sie anschließend festnehmt.

409. Extrapunkte in Hauswirtschaftslehre

Für den Ortsverein [der von dem früheren Ku-Klux-Klan-Führer David Duke gegründeten] National Association for the Advancement of White People müssen jeden Samstag die Leintücher gewaschen und gebügelt werden. Bringt auch Extrapunkte in den Sozialwissenschaften.

502. Extrapunkte in internationaler Politik

Die örtlichen Dienststellen unserer Einwanderungsbehörde werden kaum noch mit all den Illegalen fertig, die sich in unserer Gegend herumtreiben. Das ist für euch die Gelegenheit, etwas über eure Umwelt zu lernen. Für jeden *hombre*, den ihr aufspürt, gibt es einen halben Extrapunkt. Für jede Festnahme einen ganzen. Erledigt ihn mit einem einzigen Schuß, und ihr kommt in die National Honor Society [für Schüler, die sich besondere außerschulische Verdienste erworben haben]!

Wir warteten über einen Monat, ob der Direktor der Topeka West High School meine Vorschläge annehmen würde, dann riefen wir ihn an. Er sagte, er werde keinen meiner Extrakurse anbieten.

Das ist es, was faul ist an unserem Bildungssystem! Es gibt Direktoren, die es rundweg ablehnen, *alle* Formen von Menschenverachtung zu belohnen.

THIRTY-ONE

Nehmt Bob Dole endlich den Kugelschreiber weg

Da waren sie. Keine sechs Meter von mir entfernt kamen sie durch die Tür, praktisch Hand in Hand: Bob Dole und Newt Gingrich, der konservative Doppelpack. Ich besuchte 1995 eine Versammlung der republikanischen Gouverneure, nicht weil ich ein republikanischer Gouverneur war, sondern weil ich den Rekord aufstellen wollte, als erster Amerikaner alle 50 Gouverneure umarmt zu haben. Ich weiß, es klingt ein bißchen verrückt, aber der Kongreß hatte verdammt nochmal Macht an die Bundesstaaten zurückgegeben, und ich wollte diese Macht persönlich *berühren*, wie sie noch kein Mensch zuvor berührt hatte.

Etwa ein Dutzend Gouverneure hatten mich bereits widerstrebend (aber sanft) umarmt, als ohne jede Vorwarnung Dole *und* Gingrich durch die Tür kamen. (Wie ich waren auch sie keine republikanischen Gouverneure, und ich sah nicht, daß sie jemanden umarmt hätten. Was zum Teufel machten sie dann hier?)

Ihre Reaktion, als sie mich sahen, hätte nicht unterschiedlicher sein können. Gingrich befahl sofort seinen Sicherheitsleuten, einen undurchdringlichen Kordon zu bilden, damit ich nicht in seine Nähe gelangen konnte. Er hatte einen ziemlich gestörten Gesichtsausdruck. Habt ihr je gesehen, wie die Leute aus der Wäsche kucken, wenn Ed McMahon mit dem 10-Millionen-Dollar-Scheck vor ihrer Tür steht? So sah Gingrich *nicht* aus.

Newts Gesicht verzog sich in der Art von Abscheu, die man verspürt, wenn man mit einem Kerl zusammenstößt, der gerade auf den Gehsteig pinkelt. Ich hatte diesen Blick schon früher bei Leuten beobachtet, die *Roger & Me* gesehen hatten und dem »Me« in dem Film auf keinen Fall begegnen wollten. Diese Art von Zurückweisung tut immer weh und weckt in mir das Bedürfnis zu rufen: »Bitte, lauf nicht weg, ich bin Pfadfinder.«

Gingrich rauschte mit seinem Gorillakordon an mir vorbei, bevor ich ihm erklären konnte, daß ich *ihn* nicht umarmen wollte.

Dole dagegen zauberte ein breites Lächeln auf sein Gesicht, sobald er meiner ansichtig wurde. Er winkte ein bißchen, als er auf mich zusteuerte und ein stummes »Hi, Mike!« mit den Lippen formte. Es war ihm ganz egal, daß ich für alles stand, was er bekämpfte. Nein, für Bob Dole stand eine ganz andere Überlegung im Vordergrund: Ich war offensichtlich wahlberechtigt, und das bedeutete nur eins: »Frischfleisch!« Ich war ein potentieller Bob-Dole-Wähler! Außerdem hatte ich ein Kamerateam dabei, also konnte er noch weitere potentielle Bob-Dole-Wähler erreichen. Das ist alles, was zählt, wenn eine berufliche Laufbahn einzig daraus besteht, gewählt zu werden.

Ich wollte ihm die Hand schütteln, aber als ich meine Rechte nach seiner Rechten ausstreckte, zog er sie zurück. Ach Gott, dachte ich, ich will dir doch den Kugelschreiber nicht wegnehmen, den du in der Hand hast... Erst da fiel bei mir der Groschen: *Er kann dir doch gar nicht normal die Hand schütteln, du Depp!* Ich wollte vor Scham in den Boden versinken. Da hing seine rechte Hand, zerstört durch eine Kriegsverletzung, mit einem Kugelschreiber zwischen den Fingern. Er streckte mir die linke Hand entgegen, und ich schüttelte sie. Bevor ich etwas sagen konnte, hatte er »freut mich, daß Sie da sind« gesagt und war mit seinem gefrorenen Lächeln zum nächsten potentiellen Bob-Dole-Wähler weitergepilgert.

Es beschäftigte mich noch einige Zeit, daß ich mit Bob Doles rechter Hand nicht klargekommen war. Er hatte 1943 wirklich Mut bewiesen, als er aus seinem Unterstand kroch, um seinen verwundeten Funker zu retten. Er wurde ebenfalls von den Deutschen getroffen und so schwer verwundet, daß ihn die Sanitäter auf dem Schlachtfeld für todgeweiht hielten. Sie malten ihm mit seinem eigenen Blut ein großes *M* auf die Stirn. Es bedeutete, daß er die Maximaldosis Morphium bekommen hatte. Dann kümmerten sie sich um andere Verwundete, die bessere Überlebenschancen hatten.

Aber Bob Dole sprang dem Tod von der Schippe. Zwar war er zunächst vom Hals an gelähmt, aber nach drei Jahren Rehabilitation und zahlreichen Operationen war er mit Ausnahme seiner rechten Hand und seines rechten Armes wieder ganz gesund.

Dies ist eine großartige Geschichte, auf die er wirklich stolz sein kann, und Dole hat keine Hemmungen, sie immer wieder zu erzählen. Aber er ist nicht stolz auf seine Versehrte rechte Hand. Sie scheint ihm sogar peinlich zu sein. Deshalb kam er eines Tages auf den schlauren Gedanken, einen Kugelschreiber zwischen die steifen Finger zu stecken, damit es so aussieht, als sei er allzeit bereit, ein wichtiges Dokument zu unterzeichnen. Doch der Kugelschreiber ist nur ein Ornament, um die »Häßlichkeit« seiner Hand zu verbergen.

Es ist diese Einstellung, wegen der Behinderte all die Jahre »aus den Augen und aus dem Sinn« gehalten wurden. Wir wollten ihre Entstellungen nicht sehen, also versteckten wir sie in »Anstalten« und hielten sie fern von unseren Arbeitsplätzen, unseren Theatern und Restaurants, von unseren Bürgersteigen und verbannten sie schlicht aus der Öffentlichkeit. Das war bequemer für uns.

Doch dank der Aktivisten, die sich für die Rechte der Behinderten einsetzen, wurden Gesetze gegen diese Art von Diskriminierung erlassen. Randsteine wurden entfernt, Rampen

gebaut, Aufzüge installiert. Wir sollen körperlich Andersartige als ganz normale Mitmenschen betrachten, obwohl wir ihnen am Eingang zum Einkaufszentrum viel mehr Parkplätze lassen als nötig und ihretwegen einen kilometerlangen Umweg auf uns nehmen, um zu J. C. Penney's [Bekleidungskette] zu gelangen.

Während wir also gerade im Begriff sind, unsere Komplexe wegen der Behinderten zu überwinden, kommt Bob Dole mit diesem Kugelschreiber daher.

Ich würde gerne zu Mr. Dole sagen: LEGEN SIE ENDLICH DEN VERDAMMTEN KUGELSCHREIBER AUS DER HAND! Ihre Hand ist ganz in Ordnung, sie ist kein schlimmer Anblick, und wir nehmen es Ihnen nicht übel, daß Sie kriegsversehrt ist. Wir sind alle stolz darauf, was Sie für unser Land getan haben.

Ja, ich verstehe schon, daß man alte Gewohnheiten nur schwer ablegen kann. Und wie komme ich eigentlich dazu, Ihnen zu sagen, was Sie in einer Angelegenheit unternehmen sollen, die offensichtlich ein großes Problem für Sie ist. Sie müssen irgend etwas in der Hand halten? Okay. Aber warum ausgerechnet einen Kugelschreiber? Also wirklich, Bob, das ist doch nicht nötig. Haben Sie das Gefühl, daß Sie damit wie ein Staatsmann aussehen? Der Kugelschreiber ist das Werkzeug eines Schriftstellers, und das sind Sie nicht. Der Präsident unterzeichnet Gesetze mit dem Kugelschreiber, damit sie in Kraft treten, und diese Chance haben Ihnen die Wähler nicht gegeben.

Der Kugelschreiber ist ganz falsch, Bob. Sie müssen sich an etwas festhalten, das besser zu Ihnen paßt. Sie sollten zu einem Objekt greifen, das ein gutes Symbol für den Kongreßabgeordneten und Senator ist, den sie in den letzten 36 Jahren in Washington D.c. verkörpert haben.

Wenn Sie denn unbedingt etwas in der Hand halten müssen, darf ich Ihnen dann ein paar andere Gegenstände vorschlagen,

die viel klarer »DAS IST BOB DOLE!« sagen als ein Kugelschreiber für 29 Cent?

Stellen Sie sich vor, wie großartig Sie wirken würden, wenn Sie einen der folgenden Gegenstände in der Hand halten würden:

MR. DOLE, SIE waren einer der Führer der Bewegung, die den Besitz von vollautomatischen Feuerwaffen in diesem Land wieder erlauben wollte. Ihrer Ansicht nach sollte *jeder* nach einem kurzen Computercheck solche Waffen kaufen können. Was für eine tröstliche Nachricht für die Amerikaner, insbesondere für Eltern, die in einem unserer großen Stadtzentren leben.

Stellen Sie sich vor, Sie hätten, wohin Sie auch gehen, immer eine Uzi in der Hand! Sie würden damit nicht nur hart und männlich aussehen, sondern auch eine wichtige politische Aussagen machen: Leichter Zugang zu Waffen für alle!



BOB, SIE WOLLEN die Entscheidung im Fall *Roe vs. Wade*

aufheben, durch die der Oberste Gerichtshof Abtreibungen für legal erklärte. Sie wollen eine Verfassungsänderung, nach der Abtreibungen nur noch bei Vergewaltigung und Inzest erlaubt sein sollen oder wenn eine Geburt für die Mutter lebensbedrohlich ist. In jüngerer Zeit haben Sie sich mal mit einer, mal mit zwei und mal mit allen dreien dieser Ausnahmen einverstanden erklärt. (Denken Sie daran: Sie brauchen in dieser Angelegenheit *nur eine* Position zu vertreten.)



Wenn es Ihnen und Ihren Freunden gelingt, die Abtreibung zu verbieten, wäre es wieder wie in der guten, alten, dreckigen, unsicheren Zeit, als Tausende von Frauen durch »Engelmacher« verletzt wurden oder starben, die für den Abbruch von Schwangerschaften einfach alle erdenklichen Mittel - vom Kleiderbügel aus Draht bis zur Schwefelsäure - einsetzten.

Die Christian Coalition und die Anhänger von Pat Buchanan werden außer sich geraten vor Begeisterung, wenn Sie mit einem der guten alten Kleiderbügel in der rechten Hand auf Ihrer Terrasse in Russell, Texas, sitzen!

SEIT 1973 HABEN SIE über 70 Millionen Spenden aus der Geschäftswelt gesammelt, mehr als jeder andere Präsidentschaftskandidat von 1996. Sie sind vom Big Business in diesem Land mit Haut und Haaren gekauft und ihm in jeder Hinsicht verpflichtet. Wie ich weiß, mußten Sie und Ihre Geschwister während der

Wirtschaftskrise aus dem ersten Stock in den Keller Ihres Hauses ziehen, damit Ihre Eltern den Hauptteil des Hauses vermieten und ein paar Dollar zusätzlich verdienen konnten. Vermutlich haben Sie sich damals fest vorgenommen, nie wieder in diesem Keller zu landen.

Apropos Keller, Sie könnten keine besseren Freunde haben als Ihre größten Spender, die Weinkönige Ernest und Julio Gallo! Die beiden haben über eine Million Dollar für Ihre Wahlkämpfe und Ihre Stiftung gespendet. Und Sie brachten als Gegenleistung eine steuerrechtliche Sonderregelung durch, dank der sie die eigentlich fälligen 100 Millionen Dollar Erbschaftssteuer nicht abführen mußten. Sehr zum Wohl, Bob! Tragen Sie die Weinflasche mit Stolz.



THIRTY-TWO

Befreie uns, Nelson Mandela!

Von 1948 bis 1991 litten die schwarzen Bürger Südafrikas unter dem sogenannten Apartheidsystem. Es war die legalisierte Rassentrennung und beruhte auf einem System strenger Regeln, nach denen zwei Gesellschaften gebildet wurden - eine für Weiße und eine für Schwarze. Die Schwarzen wurden in diesem System unterdrückt und konnten weder Macht noch Wohlstand erlangen, obwohl sie 75 Prozent der Bevölkerung stellten.

Dann jedoch erschien Nelson Mandela und wurde ein Führer des African National Congress. Die Organisation bekämpfte das Apartheidsystem, und Nelson Mandela kam für über 27 Jahre ins Gefängnis.

In den letzten zehn Jahren seiner Haft führten Randall Robinson und andere eine Kampagne, mit der sie die amerikanische Regierung und die amerikanischen Konzerne überzeugen wollten, Südafrika nicht mehr zu unterstützen. 27 amerikanische Bundesstaaten und fast 100 Städte beschlossen, den in Südafrika tätigen Unternehmen ihre Unterstützung zu entziehen. Also verkauften sie Aktien im Gesamtwert von 25 bis 30 Milliarden Dollar, die sie von in Südafrika engagierten Unternehmen besaßen. Studenten protestierten, indem sie auf dem Gelände ihrer Colleges Barackenstädte [nach Art der Townships] errichteten. Berühmte Persönlichkeiten und Kongreßmitglieder leisteten zivilen Ungehorsam in der südafrikanischen Botschaft in Washington D.C. und wurden festgenommen.

Das Ergebnis all dieser Unterstützungsaktionen für Nelson Mandela war einer der wenigen großen Erfolge, die die Linke

seit meiner Geburt errungen hat - das Ende der südafrikanischen Apartheid! Die Kampagne hatte funktioniert. Die massenhafte Beteiligung an politischen Aktionen und der Schlag unter die wirtschaftliche Gürtellinie hatten tatsächlich eine historische Veränderung herbeigeführt.

Heute aber werden die Schwarzen in einem anderen Land mehrheitlich in »Townships« ghettoisiert, die von Kriminalität und Gesetzlosigkeit geprägt sind und deren Bewohner von der Polizei nach Belieben mißhandelt werden. In diesem Land sind die Schwarzen vor allem als ungelernete, schlecht bezahlte Arbeiter beschäftigt, während die Weißen in den Ecksuiten der Bürohochhäuser residieren. In diesem Land ist die Kindersterblichkeit bei den Schwarzen höher als in den schlimmsten Slums in der Dritten Welt. Die Schulen der schwarzen Kinder gleichen dort eher Gefängnissen, während die weißen Kinder in sauberen, sicheren Schulgebäuden an ihren IBM-Computern sitzen.

Ich spreche natürlich von den Vereinigten Staaten. Und deshalb hoffe ich, daß Nelson Mandela bei uns eine neue Bewegung anführen wird - eine Bewegung gegen die Apartheid *in den USA*. BEFREIEN SIE UNS, MR. MANDELA!

Das wäre allerdings keine leichte Aufgabe. Die Apartheid in den USA ist nicht so offensichtlich wie im alten Südafrika. Sie tritt in unseren Gesetzbüchern nicht in Erscheinung. Anders als in Südafrika können die Schwarzen bei uns wählen, politische Ämter ausüben, Grund und Boden besitzen. Sie heiraten, wen sie wollen, sie besuchen die Universität und gehen sogar vor Gericht, wenn sie sich diskriminiert fühlen.

Warum ich mich dann so aufrege?

Weil mich folgende Zustände aufregen:

Wir haben nach wie vor ein riesiges Rassenproblem hier in den USA, auch wenn wir uns das nur sehr ungern eingestehen. Die Weißen verkünden beharrlich, daß sich die Lage gebessert

habe. Seht euch die vielen schwarzen Kongreßmitglieder an! Und die neue schwarze Mittelschicht! Und Martin Lawrence - er hat eine eigene Fernsehshow. Viele Weiße beschwerten sich sogar, daß die Affirmative Action [Bevorzugung der Schwarzen zum Ausgleich für frühere Diskriminierung] zu weit gehe. »Wenn ich bloß schwarz wäre, dann hätte ich den Job bekommen«, sagen sie. Wenn ich jedesmal einen Dollar bekäme, wenn ich diesen Satz höre, brauchte ich selbst keinen Job mehr.

Laut *New York Times* versuchen ein paar Staaten, wie zum Beispiel Pennsylvania und Arizona, die Affirmative Action abzuschaffen. In über einem Dutzend Staaten gibt es Bestrebungen, die Affirmative Action durch einen Verfassungszusatz oder eine Volksabstimmung abzuschaffen. Die Universitätsverwaltungen in Kalifornien, Colorado und Texas haben bestimmte Maßnahmen der Affirmative Action bereits eingestellt. Als Mike Foster, der neue Gouverneur von Louisiana, 1995 sein Amt antrat, hob er durch seine erste Verordnung sämtliche Maßnahmen zur Affirmative Action auf. Inzwischen wurde unter dem Namen Equal Opportunity Act of 1996 auch im Kongreß eine Initiative zur Abschaffung der Affirmative Action eingeleitet.

Den Weißen, die der Ansicht sind, daß wir es mit den Bürgerrechten zu weit getrieben haben und die Schwarzen »es geschafft haben«, würde ich gerne folgende Frage stellen: »Würdet ihr hier und jetzt gerne mit einem schwarzen Mann oder einer schwarzen Frau tauschen, die in Amerika leben? Hättet ihr wirklich die Stirn, mir zu sagen: ›Ach, wenn ich doch schwarz wäre! Dann wäre mein Leben so viel besser! Ich würde garantiert in die obersten Ränge der Gesellschaft aufsteigen! Stellt euch vor, was für Chancen ich hätte - ich könnte, wo immer ich wollte, in einem großen Haus leben, mich nachts auf jeder Vorstadtstraße frei bewegen, die besten Privat-Colleges besuchen und mir die besten Stellen aussuchen! Oh, bitte lieber

Gott, mach mich schwarz, schwarz, SCHWARZ!««

Ich glaube nicht, daß ihr das sagen würdet.

Wir stecken schon so lange den Kopf in den Sand, daß wir gar nicht mehr sehen, wie schlimm die Apartheid in Amerika geworden ist. Warum sind die Weißen so überrascht, wenn das Schwarze Amerika den Freispruch von O. J. Simpson fast einhellig feiert?

Wir Weiße haben schlicht und einfach keine Ahnung.

Aber das Schwarze Amerika ist im Bilde. Also nehmt als Weiße bitte folgendes zur Kenntnis:

- Schwarze Kinder sterben doppelt so oft wie weiße schon im ersten Lebensjahr.

- Für jeden Dollar, den ein weißer Mann in den USA verdient, bekommt ein schwarzer Mann nur 74 und eine schwarze Frau nur 64 Cent. Das Vermögen eines Weißen ist durchschnittlich zehnmal größer als das eines Schwarzen. 67 Prozent der Haushalte von Schwarzen verdienen weniger als das Durchschnittseinkommen. Eine weiße Familie verdient durchschnittlich 39000 Dollar pro Jahr, eine schwarze nur 21 550 Dollar.

- Nach einer Studie von Ralph Naders Organisation praktizieren 49 Hypothekenkreditinstitute in 16 großen Städten sogenanntes *Racial Redlining*, das heißt, sie vergeben in den Wohnvierteln von Minderheiten keine Kredite. Die 16 Großstädte sind Boston, New York, Buffalo, Philadelphia, Pittsburgh, Baltimore, Washington, Atlanta, Miami, Chicago, Detroit, St. Louis, Dallas, Houston, Los Angeles und Oakland.

- In Baton Rouge, Louisiana, veröffentlichte die Schulbehörde im März 1996 einen Bericht, aus dem hervorging, daß schwarze gegenüber weißen Schülern bei den Tests nach dem Louisiana Educational Assessment Program in allen 42 Vergleichsmöglichkeiten schlechter abschneiden.

- Im Jahr 1994 war fast ein Drittel der schwarzen 20- bis 30jährigen Männer im Gefängnis oder auf Bewährung oder wurde auf andere Weise durch das Strafrechtssystem überwacht.

- Da so viele schwarze Männer eingesperrt werden [was in vielen Staaten auch nach der Haftentlassung mit einem Entzug des Wahlrechts einhergeht], sind inzwischen 14 Prozent aller afroamerikanischen Männer in den USA nicht mehr wahlberechtigt.

Wer könnte uns besser von unserem amerikanischen Apartheidsystem befreien als Nelson Mandela!

Ich ließ mich mit dem südafrikanischen Konsulat in New York verbinden und trug mein Anliegen vor. Das löste zunächst einige Verwirrung aus, dann jedoch bekam ich die Vizekonsulin an den Apparat und sie verstand, worauf ich hinauswollte. Leider, sagte sie, mische sich die südafrikanische Regierung nicht in die inneren

Angelegenheiten anderer Länder ein. Ich entgegnete, daß die Apartheid in Südafrika vielleicht heute noch bestünde, wenn wir in den achtziger Jahren dieselbe Einstellung gehabt hätten.

Dann jedoch fiel mir ein, daß wir selbst eine gehörige Mitschuld an der südafrikanischen Apartheid gehabt hatten und es deshalb unsere moralische Pflicht gewesen war, bei ihrer Abschaffung zu helfen. Ich schämte mich ein bißchen, also bohrte ich nicht weiter, sondern bedankte mich und wünschte der Vizekonsulin noch einen schönen Tag.

»Aber Sie können sich gerne an Präsident Mandela wenden«, rief sie, als ich gerade auflegen wollte. »Wer weiß, ob er nicht doch etwas für Sie tun kann.«

Als nächstes rief ich Randall Robinsons Gruppe TransAfrica an. Ich wollte wissen, ob sie mir auch bei der Befreiung des Schwarzen Amerika helfen würde, nachdem sie geholfen hatte, das Schwarze Südafrika zu befreien.

Mwiza Munthali, der Sprecher der Gruppe, teilte mir mit, daß sich die Organisation nicht mit innenpolitischen Problemen der USA befasse, wünschte mir aber viel Erfolg bei meinen Anstrengungen.

Ich bin also noch nicht besonders weit gekommen. Deshalb möchte ich allen, die sich an der Bewegung gegen die amerikanische Apartheid beteiligen wollen, folgende Vorschläge machen:

1. Fordert, daß unsere Universitäten ihre Zusammenarbeit mit allen Konzernen beenden, deren Vorstände zu 100 Prozent weiß sind. Dazu gehörten (im Sommer 1996) folgende Unternehmen: American International Group (Versicherungen); American Brands (die Zigarette Benson & Hedges und der Bourbon Jim Beam); Archer Daniels Midland; Becton, Dickinson and Co. (medizinischer Bedarf und Diagnosegeräte); Burlington Resources (Hersteller von Öl und Gas); Cabletron Systems (Hersteller von Computernetzwerken); Chris-Craft (Hersteller von Yachten); Church & Dwight Co. (Arm-&-Hammer-Backpulver); H. J. Heinz; Ingersoll-Rand (Werkzeugmaschinen, Bau, Bergbaumaschinen); Illinois Tool Works; James River Corporation of Virginia (Dixie-Papierbecher); Microsoft; Mylan Labs (Generika); Reynolds Metals; J. M. Smucker; Safeway und Sherwin-Williams.

2. Ermuntert Studenten, auf dem Universitätsgelände Pseudomietshäuser zu errichten. Sie sollen deren Abriß verweigern, bis die Banken aufhören, einzelne Bevölkerungsgruppen bei der Kreditvergabe zu diskriminieren. Ich will eine Pappversion des Brewster Housing Project mitten auf dem Diag [dem zentralen Platz auf dem Campus der University of Michigan in Ann Arbor] sehen.

3. Gewinnt Kweisi Mfume (den neuen Chef der National Association for the Advancement of Coloured People, NAACP) und Bella Abzug dafür, vor der New Yorker Börse täglich Aktionen des zivilen Ungehorsams zu veranstalten. Ermuntert

Menschen im Ausland, ähnliche Protestkundgebungen vor US-Botschaften und den Niederlassungen USamerikanischer Konzerne abzuhalten. Übt so lange zivilen Ungehorsam, bis die amerikanische Geschäftswelt echte Chancengleichheit herstellt.

4. Fordert die Freilassung von Zehntausenden schwarzer Häftlinge in USamerikanischen Gefängnissen, die dort für Verbrechen sitzen, bei denen keine Gewalt angewendet wurde. Gebt jedem der Freigelassenen eine gutbezahlte Stelle. Was die Zahl der Häftlinge betrifft, haben die USA inzwischen Südafrika vom ersten Platz der Weltrangliste verdrängt. Das sollte uns peinlich sein.

Die neue *Antiamerikanische-Apartheid-Bewegung* wird es vermutlich ein wenig schwerer haben als die gegen Südafrika, aber wenn mich Nelson Mandela zurückruft, glaube ich aus tiefstem Herzen, daß er uns aus der Patsche helfen wird.

THIRTY-THREE

NAFTA ist toll! Verlegen wir Washington nach Tijuana!

Im Jahr 1994 trat das Nordamerikanische Freihandelsabkommen in Kraft. Kein anderes staatliches Dokument hat mehr zur Gesundschumpfung der USA beigetragen als NAFTA. Täglich werden mehr Arbeitsplätze aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko exportiert; über 130000 entlassene Arbeiter in den USA haben bereits Anspruch auf Arbeitslosenhilfe des Bundes erworben. Die Zahl der von US-Unternehmen in Mexiko Beschäftigten ist seit dem Inkrafttreten des Abkommens um 20 Prozent gestiegen. Es ist kein Zufall, daß der größte Arbeitgeber in Mexiko heute unser größter Gesundschumpfer General Motors ist.

NAFTA wurde durch eine breite Koalition von Unternehmen, industriellen Interessengruppen und industriefinanzierten Politikern von Bill Clinton bis Bob Dole unterstützt.

Sie alle behaupteten, das trilaterale Abkommen zwischen Kanada, Mexiko und den Vereinigten Staaten werde zu einer Steigerung der USamerikanischen Exporte und zu höheren Löhnen führen. Und sie hatten recht: Die Gehälter der Topmanager sind förmlich explodiert und haben einen historischen Höchststand erreicht.

Schlaue Politprofis wie Pat Buchanan und ROSS Perot wollten aus NAFTA politisches Kapital schlagen. Doch die beiden haben nicht begriffen, was für eine tolle Idee NAFTA wirklich ist.

Wenn unsere Führer im Kongreß und im Weißen Haus

wirklich so überzeugt sind, daß NAFTA Arbeitsplätze schafft, Kosten senkt und Geld spart, will ich ihnen einen ganz präzisen Vorschlag machen:

Probiert es selbst aus! Laßt uns Washington D.C. nach Tijuana verlegen!

Warum auch nicht? Was für General Motors gut genug ist, sollte auch für den Kongreß gut genug sein. Die Steuerzahler wollen eine kleinere Bundesregierung. Gibt es einen besseren Weg, sie gesundzuschumpfen, als sie nach Mexiko zu verlegen?

Außerdem hat das Weiße Haus durch das NAFTA-Büro seines eigenen Außenministeriums den Umzug nach Mexiko leichter gemacht als je zuvor. Das Büro hilft der Industrie, die mexikanischen Arbeits-, Einwanderungs- und Handelsgesetze zu verstehen (und zu umgehen), wenn sie dort Geschäfte macht.

Stellt euch vor, daß man für die Abgeordneten und Senatoren keine teuren Mitarbeiter mehr bezahlen muß, die für sie die Botengänge erledigen, sondern einfach jugendliche Kaugummivverkäufer von der Straße holen kann. Das Pentagon müßte nicht mehr für den Erhalt des größten Bürogebäudes der Welt bezahlen man würde für einen Bruchteil des Preises eine Kopie in Acapulco hinstellen! Und was ist mit dem Büro und der Residenz des Vizepräsidenten? Wer zum Teufel würde die schon vermissen? Verlegt sie auf die Halbinsel Yucatán!

Ich kann mir keine geeignetere Person für die Leitung dieses Umzugs vorstellen als Lawrence Bossidy, den Chef von Allied Signal. Er hat Pionierarbeit geleistet, als er Arbeitsplätze aus mindestens fünf USamerikanischen Städten nach Mexiko verlegte, nämlich aus El Paso in Texas, Orangeburg in South Carolina, Greenville in Alabama, Eatontown in New Jersey und Greenville in Ohio. Bossidys Jahreseinkommen von 12,4 Millionen Dollar pro Jahr ist höher als die gesamten Jahreslöhne seiner 3800 Beschäftigten im mexikanischen Monterrey. Stellt

euch vor, was für einen gigantischen Bonus er bekommt, wenn er hilft, die komplette US-Regierung nach Mexiko zu verlegen!

Ich schlage vor, daß als erstes das Handelsministerium umziehen sollte, weil es mit der Durchführung von NAFTA betraut ist. Erstens ist dieses Ministerium offensichtlich allgemein unbeliebt. Die Industriekapitäne wollen keine Behörde, die ihnen erklärt, wie sie ihre Geschäfte abwickeln sollen. Und die Republikaner haben ihre Kritik nach dem Tod des Handelsministers Ron Brown zwar kurz abgeschwächt, aber drei Wochen später hatten sie genug Trauerarbeit geleistet und forderten die Auflösung des Ministeriums.

Mich überrascht nur, daß die republikanischen Kritiker die offensichtliche Lösung des Problems jenes ihrer Ansicht nach aufgeblähten Ministeriums bisher übersehen haben. Seine Verlegung nach Mexiko würde Millionen Dollar an Bundesmitteln sparen *und* sie würde NAFTA, den größten Erfolg des Ministeriums, optimal zur Geltung bringen. Denkt an all die guten Gründe, die für die Verlegung des Handelsministeriums nach Mexiko sprechen:

1. Riesige Einsparungen. Vor allen Dingen würde die Verlegung uns Steuerzahlern haufenweise Geld sparen. Die Löhne für festangestellte und vorübergehend angestellte Beschäftigte sind einer der größten Ausgabenposten im Haushalt des Ministeriums: über 1,6 Milliarden Dollar. Gutausgebildete Mexikaner machen *denselben* Job für einen *Bruchteil* der Kosten. Außerdem liegt das Hauptgebäude des Ministeriums im Zentrum unserer Bundeshauptstadt. Das ist eine erstklassige Lage. Denkt an die hohen Mieten, die Uncle Sam für 100 000 Quadratmeter Büroraum an der Pennsylvania Avenue kassieren könnte!

2. Tut, was ich sage, und folgt meinem Beispiel. Die

Verlegung des Handelsministeriums nach Mexiko würde Arbeitgebern im ganzen Land ein gutes Beispiel geben und allen Amerikanern klar vermitteln, daß Handel von handeln kommt. Die Leute beschwerten sich immer, daß die Bundesregierung nur redet und nicht handelt und sich selbst nicht an ihre eigenen Grundsätze hält. Gibt es einen besseren Weg für die Administration, Handlungsfähigkeit und Konsequenz zu demonstrieren, als das für NAFTA verantwortliche Ministerium selbst über die Grenze nach Mexiko zu verlegen?

3. Leichter Zugang. Logistisch ist es sinnvoll für das Handelsministerium, mit allen Kräften in Mexiko zu operieren, da künftig viele Tausende von US-amerikanischen Unternehmen ebenfalls dort arbeiten werden. Für die International Trade Administration [Internationale Handelsadministration], das Bureau of Export Administration [Büro für Exportverwaltung] und das Office of Tourism Industries [Büro für Tourismusindustrie] gibt es keinen geeigneteren Ort als das Geschäftsviertel von Tijuana!

Im Handelsministerium selbst wird diese Idee zunächst vielleicht nicht gerade Begeisterung auslösen. Das ist verständlich. Fast 19000 Beschäftigte in Washington würden ihren Arbeitsplatz verlieren, wenn der Umzug stattfände. Aber Präsident Clinton zitiert ja so gern aus einer Untersuchung, derzufolge ein Viertel aller entlassenen Arbeiter neue Stellen findet, die mindestens so gut bezahlt sind wie die alten. Also sollten die Beschäftigten aus dem Handelsministerium die Sache positiv sehen. Auch die drei Viertel, die vielleicht nie mehr eine gleich gut bezahlte Vollzeitstelle finden, haben nicht nur verloren. Wenn sie je wieder etwas verdienen, müssen sie dank der Einsparungen, die der Umzug der Bundesregierung nach Mexiko gebracht hat, künftig weniger Steuern zahlen. Ich bin nämlich sehr zuversichtlich, daß sich diese Einsparungen auch

wirklich in Steuersenkungen niederschlagen werden.

Und jetzt kommt das beste: Wenn die Beschäftigten des Handelsministeriums arbeitslos sind, können sie bis zu 78 Wochen lang Arbeitslosenhilfe von ihrem Staat und vom Bund bekommen (manchmal bis zur Hälfte ihres früheren Einkommens!), und sie können bis zu zwei Jahre lang staatlich finanzierte Fortbildungsmaßnahmen in Anspruch nehmen (darunter auch Spanischkurse, in denen sie auf den Arbeitsplatz der Zukunft vorbereitet werden).

Da Mickey Kantor, der für die Regierung Clinton die Verhandlungen über NAFTA geleitet hat, inzwischen Handelsminister ist, könnte er mit dem Umzug seinen guten Willen unter Beweis stellen. Hoffentlich schließen sich ihm seine 23 Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre und seine 218 anderen leitenden Beamten an und machen den Umzug auch ihren Angestellten und dem Rest der Bevölkerung schmackhaft. Zweifellos werden die meisten von ihnen ein tropisches Klima einem Sumpf vorziehen.

Der Kongreß war gerade in Ferien, als mir die Idee mit dem Umzug kam, deshalb versuchte ich selbst, das Projekt zu starten. Zuerst rief ich im Handelsministerium an und sprach mit einer Dame aus dem NAFTA-Büro bei der International Trade Administration [Internationalen Handelsadministration]. Ich sagte ihr, daß ich gerne eine große Organisation nach Mexiko verlegen wolle. Sie war sehr entgegenkommend und faxte mir, gebührenfrei, Informationsblätter der US-Regierung, Telefonlisten und anderes Material, damit ich den Stein ins Rollen bringen konnte. Darunter:

- U.S. Department of Commerce NAFTA Facts Document 8106 [US-Handelsministerium, Fakten zu NAFTA, Dokument 8106]: Liste mexikanischer Publikationen zur Veröffentlichung von Stellenangeboten.

- Dokument 8308: Informationen über die

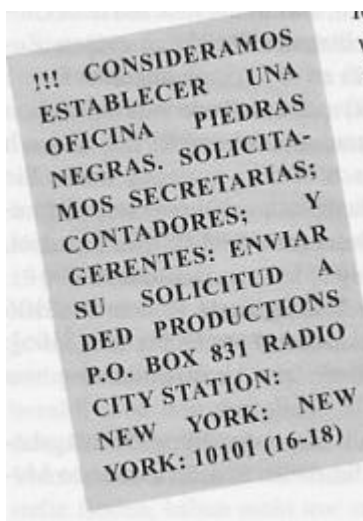
Einwanderungsbestimmungen in Mexiko beim Mitarbeitertransfer zwischen Mexiko und dem Ausland.

- Dokument 8502: Handbuch zum mexikanischen Lohn- und Arbeitsrecht.

- Dokument 8303: Liste von Handelskammern und Fachverbänden, die US-Unternehmen bei der Arbeit in Mexiko helfen.

- Dokument 8113: Informationsbroschüre über die Wirtschaft in Mexiko.

Mit Hilfe dieser von unserem eigenen Handelsministerium gelieferten Broschüren gab ich in den Zeitungen der Grenzstädte Nuevo Laredo, Piedras Negras, Reynosa, Ciudad Juárez und Tijuana Stellenanzeigen auf. Ich wollte sehen, ob qualifizierte Arbeitskräfte verfügbar waren und sich für eine Stelle beim USamerikanischen Handelsministerium bewerben würden. Die Anzeige hatte folgenden Wortlaut:



!!! CONSIDERAMOS
ESTABLECER UNA
OFICINA PIEDRAS
NEGRAS. SOLICITA-
MOS SECRETARIAS;
CONTADORES; Y
GERENTES: ENVIAR
SU SOLICITUD A
DED PRODUCTIONS
P.O. BOX 831 RADIO
CITY STATION:
NEW YORK: NEW
YORK: 10101 (16-18)

ZIEHEN DIE ERÖFFNUNG EINES BÜROS IN IHRER
STADT IN ERWÄGUNG.

SUCHEN SEKRETÄRINNEN, BUCHHALTER UND
MANAGER. SCHICKEN SIE IHRE BEWERBUNG AN
DED PRODUCTIONS, POSTFACH 831, RADIO CITY
STATION, NEW YORK 10101.

Ich erhielt mehrere hundert Antwortbriefe von Mexikanern, die unbedingt für die Amerikaner arbeiten wollten.

Als nächsten Schritt stellte ich bei Grundstücksmaklern in denselben Grenzgebieten diskrete Ermittlungen hinsichtlich Anmietung oder Erwerb von 100000 Quadratmetern Bürofläche an. Ich stellte fest, daß die Preise für Gebäude, die weniger als 500 Meter von der Grenze entfernt sind (also leicht erreichbar für jene Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre, die in einer US-amerikanischen Grenzstadt wohnen und täglich nach Mexiko pendeln wollen), je nach Lage und baulichen Eigenschaften zwischen 25 und 35 Pesos (3 bis 4 Dollar) pro Quadratmeter betragen. Es könnte sich vielleicht als schwierig erweisen, ein Gebäude mit 100 000 Quadratmetern Bürofläche zu bekommen, aber ich habe fünf Grundstücksmakler im Grenzgebiet beauftragt, nach einem geeigneten Objekt Ausschau zu halten.

Ich rief die US-amerikanische Botschaft in Mexico City an und sprach mit Angeles Avila, einer US-amerikanischen Handelsexpertin bei der Abteilung für Unternehmensberatung in der Botschaft. Ich erklärte ihr, daß ich meinen Bürobetrieb nach Mexiko verlegen wolle, um Arbeitskosten zu sparen. Sie ermutigte mich in jeder Weise und faxte mir 13 Seiten mit Kontaktadressen zur Beschaffung von Immobilien und zur Rekrutierung von Arbeitskräften sowie die Meldeformulare für die Gründung eines ausländischen Unternehmens in Mexiko - alles mit Empfehlung der US-amerikanischen Regierung. Angeles gab mir auch die Telefonnummer des mexikanischen Personaldienstleisters Manpower Mexico.

Perla Galazza von Manpower brannte förmlich darauf, mir für

einen Stundenlohn von 3,73 Dollar Hunderte von zweisprachigen Bürokräften und Sekretärinnen (»mit recht guten, aber nicht perfekten Englischkenntnissen«) zu vermitteln. Man vergleiche ihren Lohn mit dem Verdienst der Sekretärinnen, die in den USA für die Bundesregierung arbeiten. Sie beziehen zwischen 10 und 15 Dollar pro Stunde plus Sozialleistungen. Allein die Lohnkostensparnis eines einzigen Jahres wird locker ausreichen, um den Umzug nach Mexiko zu finanzieren.

In weniger als einer Woche hatte ich also die grundlegenden Vorbereitungen für den Umzug des Handelsministeriums in eine von fünf mexikanischen Grenzstädten getroffen. Der schwerste Teil der Arbeit war geschafft.

Jetzt ist es am Kongreß und am Präsidenten, den nächsten Schritt zu wagen. Und falls die wichtigsten Kräfte in Legislative oder Exekutive doch noch kalte Füße bekommen sollten, hätte ich einen letzten Rat für sie: Es genügt, mit einem Umzug und massiven Entlassungen zu drohen, um die Beschäftigten des Handelsministeriums zu einem generellen Lohnverzicht von 20 Prozent zu zwingen.

Dieser kleine Kunstgriff hat im privaten Sektor *noch immer* funktioniert.

Hasta luego, El Commerica!

THIRTY-FOUR

Warum verkauft GM kein Crack?

Für Geschäftsleute »ist der Gewinn am wichtigsten«, und sie tragen diesen Grundsatz gern in Sprechhören vor.

»Der Profit ist König.« Ist ein anderes Motto, das sie gerne wiederholen. Dagegen widerstrebt ihnen der Satz: »Ich übernehme die Rechnung.« Denn das bedeutet weniger Gewinn. Wenn sie das Wort »Bilanz« verwenden, meinen sie *ihren Gewinn*. Die Bilanz gefällt ihnen am besten, wenn sie aus einer Zahl mit möglichst vielen Nullen besteht.

Hätte ich jedesmal fünf Cent bekommen, wenn ich einen Anzugträger sagen hörte, daß »ein Unternehmen alles Notwendige tun muß, um einen möglichst hohen Gewinn zu erzielen«, könnte ich jetzt eine sehr gute Bilanz ziehen. Hier noch ein weiterer beliebter Spruch aus der Geschäftswelt: »Ein Konzernchef hat die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Aktionäre seines Unternehmens möglichst viel Geld verdienen.«

Macht sie euch Spaß, diese Lehrstunde in Kapitalismus? Ich bekomme sie jedesmal, wenn ich mit einem Flugzeug fliege. Die Bilanzverbesserer haben alle *Roger & Me* gesehen, und sie verwechseln den Rumpf einer DC-9 häufig mit der Oxford Debating Society. Also muß ich mir bis zum Erbrechen Vorträge über die Vorzüge unserer freien Marktwirtschaft anhören. Heute sitzt der Besitzer eines US-amerikanischen Unternehmens neben mir, das Büromaterial herstellt - in Taiwan. »Wieviel ist ›genug‹?«, frage ich den Unternehmer.

»Genug von was?«, fragt er zurück.

»Wieviel ist ›genug‹ Gewinn?«

Er lacht und sagt: »Da gibt es kein ›genug!«

»Zum Beispiel hat General Motors letztes Jahr fast 7 Milliarden Dollar Profit gemacht, aber es hätten auch 7,1 Milliarden Dollar sein können, wenn es ein Werk in Parma, Ohio, geschlossen und nach Mexiko verlegt hätte. Wäre das in Ordnung gewesen?«

»Nicht nur in Ordnung«, sagte er. »Es wäre sogar seine Pflicht gewesen, das Werk zu schließen und die zusätzlichen 0,1 Milliarden zu verdienen.«

»Selbst wenn das für die Stadt Parma den Ruin bedeutet hätte? Warum sollte sich der Konzern nicht mit einem Gewinn von 7 Milliarden Dollar begnügen und Parma verschonen? Warum sollte er für 0,1 Milliarden Dollar Tausende von Familien ruinieren? Halten Sie das für *moralisch*?«

»Für moralisch?«, fragt er, als ob er das Wort seit der ersten Konfirmandenstunde nicht mehr gehört hätte. »Das ist doch kein moralisches Problem. Das ist eine rein wirtschaftliche Frage. Ein Unternehmen muß tun können, was es will, um einen Gewinn zu erzielen.« Dann lehnt er sich vor, als wolle er mir eine große Offenbarung machen.

»Der Gewinn ist am wichtigsten, verstehen Sie?«

Wenn der Gewinn wirklich am wichtigsten ist, verstehe ich nur eins nicht: Warum verkauft ein Unternehmen wie GM kein Crack? Crack ist eine *sehr* gewinnträchtige Ware. Mit jedem Pfund Kokain, aus dem Crack produziert wird, macht ein Dealer einen Gewinn von 45 000 Dollar. Demgegenüber verdient ein Autohändler an einem 2000 Pfund schweren Auto nicht einmal 2000 Dollar. Außerdem ist Crack sicherer als Autos. Jedes Jahr sterben 40000 Menschen bei Autounfällen, Crack dagegen verursacht der regierungsamtlichen Statistik zufolge nur ein paar hundert Todesopfer pro Jahr, und obendrein verschmutzt es die Umwelt nicht.

Warum also verkauft GM kein Crack? Wenn der Gewinn am

wichtigsten ist, warum dann nicht Crack verkaufen?

GM verkauft Crack nicht, weil der Verkauf von Crack illegal ist. Warum ist er illegal? Weil wir als Gesellschaft zu der Einsicht gekommen sind, daß Crack das Leben von Menschen ruiniert. Es zerstört ganze Gemeinden. Es nagt direkt am Rückgrat unseres Landes. Deshalb können wir einem Unternehmen wie GM nicht erlauben, Crack zu verkaufen, gleichgültig, wieviel Gewinn die Firma damit machen könnte.

Wenn wir GM nicht erlauben, Crack zu verkaufen, weil das Rauschgift unsere Gemeinden zerstört, warum darf der Konzern dann seine Werke schließen? Das zerstört doch auch unsere Gemeinden.

»Wir können ihn nicht daran hindern, Fabriken zu schließen, weil er das Recht hat, zu tun, was er will, um Gewinne zu machen«, würde mein vielfliegender Freund darauf antworten.

Aber das stimmt nicht. Es gibt viele Dinge, auf die der Konzern kein »Recht« hat: Er darf auch Kinderpornographie nicht verkaufen und weder Chemiewaffen noch andere lebensgefährliche Produkte herstellen, nur weil er mit ihnen Gewinn machen könnte. Wir können Gesetze verabschieden, die Konzerne daran hindern, uns zu schaden.

Und der massive Abbau von Arbeitskräften, diese ganze Gesundschrupferei, schadet uns. Ich spreche nicht von berechtigten Entlassungen, wenn ein Unternehmen Verluste macht und einfach nicht mehr die Kapitalreserven hat, um seine Arbeiter zu bezahlen. Ich spreche von Konzernen wie GM, AT&T und GE, die Entlassungen vornehmen, obwohl sie Rekordgewinne in Milliardenhöhe erzielen. Topmanager, die so etwas tun, werden nicht verachtet, öffentlich angeprangert oder verhaftet - sie werden als Helden verehrt! Sie kommen auf die Titelseiten von *Fortune* und *Forbes*. Sie dozieren in der Harvard Business School über ihre Erfolge. Sie veranstalten große Galadiners, um Wahlkampfspenden zu sammeln, und sitzen

neben dem amerikanischen Präsidenten. Sie sind die Herren des Universums, schlicht und einfach, weil sie ungeachtet der gesellschaftlichen Folgen riesige Profite machen.

Ja, sind wir denn wahnsinnig geworden? Warum lassen wir so etwas zu? Es ist *unrecht*, wenn man mit der Arbeit anderer Leute Geld macht und sie feuert, nachdem man das Geld gemacht hat. Es ist *unmoralisch*, daß ein Konzernchef Millionen Dollar verdient, obwohl er gerade das Leben von 40 000 Familien zerstört hat. Und es ist absolut irre, daß amerikanische Konzerne auf Kosten unserer eigenen Bevölkerung Fabriken nach Übersee verlegen dürfen.

Wenn ein Unternehmen Tausende entläßt, was passiert dann in der betroffenen Gemeinde? Kriminalität, Selbstmordrate, Drogenmißbrauch, Alkoholismus, Gewalt in der Ehe, Scheidungen, das alles nimmt mit gefährlichen Rückkoppelungseffekten zu. Genauso wirkt Crack. Nur daß Crack illegal ist und Massenentlassungen nicht. Wenn sich in eurem Viertel ein Crack-Haus befände, was würdet ihr tun? Ihr würdet versuchen, es abzureißen!

Ich denke, es ist an der Zeit, daß wir Massenentlassungen genauso betrachten wie Crack. Es ist ganz einfach: Wenn sie der Bevölkerung schaden, sollten sie illegal sein. Wir leben in einer Demokratie. Wir machen Gesetze, die auf unserem Verständnis von Recht und Unrecht beruhen. Wenn wir eine Handlung als unrecht empfinden, machen wir ein Gesetz, das sie verbietet. Mord? Unrecht, also wird er gesetzlich verboten. Einbruch? Unrecht, also versuchen wir Einbrecher vor Gericht zu stellen. Zwei wirklich große, stark behaarte Jungs aus Newt Gingrichs Büro schlagen mich zusammen, nachdem sie dieses Buch gelesen haben? Dafür kriegen sie fünf bis zehn Jahre Knast.

Als Gesellschaft haben wir das Recht, uns vor Schaden zu schützen. Als Demokratie haben wir die Pflicht, uns durch gesetzliche Maßnahmen vor Schaden zu schützen.

Folgende Maßnahmen sollten wir meiner Ansicht nach zu unserem Schutz ergreifen:

1. Wir verbieten, daß ein Konzern eine gewinnbringende Fabrik schließt und nach Übersee verlegt. Wer ein Werk schließt und es an einen anderen Ort in den USA verlegt, muß die Kommune des bisherigen Unternehmenssitzes entschädigen. Wenn eine Frau hart gearbeitet hat, damit ihr Mann studieren konnte, und er sie verläßt, nachdem er durch das von ihr ermöglichte Studium reich geworden ist, dann muß der Mann seine Ex-Frau nach unseren Scheidungsgesetzen angemessen entschädigen. Bei der »Ehe« zwischen einer Kommune und einem Konzern sollte das nicht anders sein. Wenn ein Unternehmen die Koffer packt und abhaut, sollte es ordentlich Alimente bezahlen müssen.

2. Wir verbieten, daß Unternehmen Bundesstaaten oder Städte gegeneinander ausspielen. Wir sind alle Amerikaner. Es ist kein Sieg für unsere Gesellschaft, wenn ein Staat auf Kosten des anderen gewinnt. Texas sollte nicht in der Lage sein, Massachusetts die Arbeitskräfte abzuwerben. Diese Mechanismen schaden der Allgemeinheit und sind offen gesagt legale Formen der Erpressung.

3. Wir besteuern alle Gewinne mit 100 Prozent, die ein Aktionär macht, wenn seine Aktien wegen der Ankündigung von Massenentlassungen steigen. Niemand sollte von so schlimmen Nachrichten profitieren dürfen.

4. Wir verbieten, daß das Einkommen eines Topmanagers das Durchschnittseinkommen seiner Arbeitskräfte um mehr als das Dreißigfache übersteigt. Wenn den Arbeitskräften in Krisenzeiten der Lohn gekürzt wird, sollte sich die Kürzung auch auf das Gehalt des Konzernchefs erstrecken. In einem Jahr, in dem ein Konzernchef eine Menge Beschäftigte entläßt, sollte er keinen Bonus kassieren dürfen.

5. Im Vorstand von Staatsbetrieben müssen die Beschäftigten des Unternehmens und die Verbraucher vertreten sein. Ein Unternehmen arbeitet besser, wenn es denen Gehör schenkt, die seine Produkte herstellen und benützen.

Radikalen Befürwortern der freien Marktwirtschaft, die mit diesen gemäßigten Vorschlägen nicht einverstanden sind und vielleicht demnächst neben mir im Flugzeug sitzen und schreien: »Ihr könnt einem Unternehmen doch nicht vorschreiben, wie es arbeiten soll!«, habe ich folgendes zu sagen: Aber natürlich können wir das! Wir schreiben den Unternehmen gesetzlich vor, daß sie sichere Produkte herstellen, die Sicherheit am Arbeitsplatz gewährleisten, ihren Beschäftigten zumindest den Minimallohn zahlen, Sozialbeiträge leisten und noch eine Vielzahl anderer Regeln beachten, die wir als Gesellschaft zur Sicherung unseres Wohlstands für nötig halten. Und wir könnten auch alle gesetzlichen Maßnahmen ergreifen, die ich oben vorgeschlagen habe.

GM kann kein Crack verkaufen. Und ich sage voraus, daß GM und andere Konzerne uns auch bald nicht mehr für dumm verkaufen können. Feuert einfach noch mehr Arbeiter, meine Freunde, und ihr werdet schon sehen, was passiert.

THIRTY-FIVE

Ich will niedrigere Steuern, oder ich ziehe weg

Rudolph Giuliani
Bürgermeister von New York City
City Hall
61 Chambers Street
New York, New York 10007

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, ich habe festgestellt, daß die Stadt in letzter Zeit viele Steuererleichterungen gewährt. Sie sagten, Sie müßten das tun, damit Unternehmen in der Stadt bleiben. Die Firmen würden ihre Betriebe nach New Jersey verlagern, wenn Sie nicht ein bißchen Kohle lockermachen.

Ich verstehe Ihre Sorgen. Wir müssen die Arbeitsplätze in New York erhalten. Ganz zu schweigen von den Steuereinnahmen. Irgend jemand muß für George Steinbrenner [den Besitzer des Baseball-Teams »New York Yankees«] aufkommen!

Deswegen schreibe ich an Sie. Ich glaube, meine Anwesenheit in der Stadt ist auch etwas wert - vielleicht sogar mehr als der Finanzdienstleister First Boston, dem Sie Steuererleichterungen im Wert von 50 Millionen Dollar gewährten. Und *dann* streichen die 900 Stellen - das würde ich nie tun, wenn Sie die Güte hätten, mir ein bißchen Freude - und Geld - zu schenken.

Lassen Sie mich das kurz erklären.

Ich lebe seit einigen Jahren in New York und habe inzwischen 30000 Dollar Steuern gezahlt. Damit können Sie den Gärtner in Ihrer Bürgermeistervilla Gracie Mansion bezahlen. Ich weiß, daß Sie Ihren Gärtner mögen, und ich möchte wirklich nicht, daß Sie ihn feuern müssen, falls ich die Stadt verlasse.

Bitte beachten Sie, daß ich »falls« geschrieben habe. Das ist in keiner Weise eine Drohung meinerseits. ICH LIEBE NEW YORK! Sind Sie je in Flint in Michigan gewesen? Wenn ja, dann würden Sie auch NEW YORK LIEBEN!

Meine Anwesenheit in der Stadt hat außerdem Hunderten Menschen einen Arbeitsplatz gesichert, etwa den Mitarbeitern von Videotheken, den Kontrolleuren in der U-Bahn, den Rechtsanwälten von Warner Bros., den Monteuren vom Kabelfernsehen, den Lieferanten von chinesischem Essen, den Rechtsanwälten bei NBC, Kartenverkäufern im Kino, den Redakteuren der Late-Night-Show von Conan O'Brien, Politessen, den Rechtsanwälten bei Fox, Barkeepern, Zensoren beim Fernsehen, Verkäufern bei Tower Records, dem Priester der Holy Trinity-Kirche, den Rechtsanwälten bei Random House, dem Teenager, der unsere Pflanzen gießt, wenn wir verreist sind, und dem Suppen-Nazi, bei dem man sich seine Suppe in drei Sekunden aussuchen muß.

Wie Sie sehen, habe ich in den letzten Jahren eine erhebliche Zahl von Arbeitsplätzen geschaffen. Und dabei sind die Leute, die mich dauernd auffordern, als Geschworener zu fungieren, noch gar nicht mitgerechnet! Wenn ich aus der Stadt wegziehen würde, hätte das erhebliche Konsequenzen für die oben genannten Menschen. Wenn sie arbeitslos werden, belastet das nur den öffentlichen Haushalt.

Sagte ich »wegziehen«? Vergeben Sie mir! Verbannen Sie den Gedanken aus Ihrem Kopf! Ich möchte gar nicht daran denken, daß es je so weit kommen könnte!

Wenn Sie mich in New York halten könnten (»Halten?« Wo

sollte ich sonst hinziehen?!), würde sich das nicht nur positiv auf Ihr Steueraufkommen und die Zahl der Arbeitslosen auswirken. Meiner Meinung nach gibt es weitere Gründe, warum ich zu der Sorte Bürger gehöre, die man als mustergültig bezeichnen kann.

Ich befolge alle Gesetze, verschmutze nicht den Hudson (ich schicke meinen Müll nach Orange County in Kalifornien!), ich besitze kein Auto (kein Stau!) und bin ein großzügiger Förderer der Kunst, vor allem in Ihren wunderbaren Karaoke-Bars.

Danke, daß Sie sich die Zeit nehmen, meine Anfrage zu überdenken. Eine Steuersenkung um 50 Prozent für die nächsten 20 Jahre würde mich davon überzeugen, in New York zu bleiben, anstatt all diese Arbeitsplätze und Gewinne zurück in meinen Heimatstaat Michigan (igitt!) zu transferieren, wo die Menschen meine Großzügigkeit dringend brauchen.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in black ink that reads "Michael Moore". The script is fluid and cursive, with the first name and last name clearly distinguishable.

Michael Moore

Woodrow Stanley
Bürgermeister der Stadt Flint
City Hall
South Saginaw Street
Flint, Michigan 48 502

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, es ist zwar schon ein bißchen länger her, daß wir miteinander geplaudert haben - und von gemeinsamen Bekannten habe ich erfahren, daß Sie immer

noch wegen *Roger & Me* eingeschnappt sind. Aber ich glaube, ich habe ein Angebot, das Sie nicht ablehnen können.

In den letzten 18 Jahren haben Sie sich für jede Steuererleichterung persönlich eingesetzt, um die Sie General Motors gebeten hat. Insgesamt über 1,8 Milliarden Dollar an Vermögen wurden geringer oder gar nicht besteuert, weshalb GM 12 Jahre lang bis zu 50 Prozent weniger Steuern zahlen mußte.

Infolge dieser Großzügigkeit Ihrerseits haben die Stadt und der Schulbezirk nun zuwenig Geld - viel zuwenig Geld. Also wurde gespart, die Stadtreinigung wurde eingeschränkt (wissen Sie noch, wie der Müll nur alle *zwei* Wochen abgeholt werden konnte? Puh!) und Schulen mußten schließen. Es ärgert Sie sicher, daß GM in dieser Zeit keinen einzigen neuen Arbeitsplatz schuf - sehr großmütig von Ihnen, daß Sie Ihr Geschenk (die Steuererleichterungen) nicht zurückforderten.

Aber ein bißchen Kohle könnten Sie sicher gut brauchen. Ich mache Ihnen daher ein Angebot: Gewähren Sie mir eine hundertprozentige Steuerbefreiung - und ich werde meine Produktion zurück nach Flint verlagern!

Richtig - Filme, Fernsehen, Bücher - verdammt, ich werde Holiday on Ice in die Stadt bringen! Stellen Sie sich vor: Flint, Michigan - die UNTERHALTUNGSMETROPOLE DES MITTLEREN WESTENS!

Ich habe gehört, daß der Freizeitpark AutoWorld abgerissen wurde - diese große, schöne Hommage an die Automobilindustrie, die Sie und andere Mitglieder des Stadtrats bauen ließen, um damit pro Jahr eine Million Touristen nach Flint zu locken. Es gab keinen Grund, die Gebäude abreißen zu lassen, *wir* hätten doch dort einziehen können - mietfrei, versteht sich. Wir hätten den Park »MikeWorld« nennen können! Vergessen Sie Hollywood und den Walk of Fame - ganz Amerika könnte zu MikeWorld eilen, um im Fernsehen

aufzutreten oder in einem Kinofilm mitzuspielen!

Oder haben Sie vielleicht ein anderes Gebäude für uns?

Eine solche Maßnahme würde das Steueraufkommen erhöhen, Arbeitsplätze schaffen, die leeren Hotels mit Touristen füllen und ihren Arsch in der nächsten Wahl retten! Sie können praktisch nichts falsch machen!

Woody, erretten Sie mich aus diesem schrecklichen New York! Hier bekommt man einen anständigen Burger erst ab 10 Dollar!

Mit solidarischen Grüßen

A handwritten signature in black ink that reads "Michael Moore". The script is fluid and cursive, with the first letters of "Michael" and "Moore" being capitalized and prominent.

Michael Moore

THIRTY-SIX

Zehn Möglichkeiten, den Chef wegzurationalisieren

Habt ihr auch die Schnauze voll vom Schlangestehen vor dem Arbeitsamt, von Kündigungsschreiben und Umzugslastern? Ihr kommt erst spät abends heim, wenn das Abendessen längst kalt ist. Eure Krankenversicherung gönnt euch nicht einmal einen Arztbesuch. Wenn ihr irgendwo anruft, meldet sich kein Mensch, sondern eine Computerstimme. Wir zahlen immer höhere Steuern für die Sozialhilfe für notleidende Konzerne und leben ständig mit einer drohenden Kündigung noch vor der Mittagspause. Vielleicht ist es Zeit, es allen heimzuzahlen. Vielleicht ist es Zeit, die *anderen* wegzurationalisieren - die Vorgesetzten, den Unternehmensvorstand, den Konzernchef. Sie sollen ihre eigene bittere Medizin kosten. Haltet euch einfach an einen oder alle der folgenden zehn Schritte:

1. Verpfeift sie. Es gibt keine bessere Möglichkeit, seinen Chef loszuwerden oder ein Unternehmen zu bestrafen, als ihn oder die Firma wegen eines Gesetzesverstoßes bei den Behörden zu verpfeifen. Ihr arbeitet dort jeden Tag. Ihr seht, was dort läuft. Jedes Unternehmen hat ein oder zwei Leichen im Keller - und ihr könnt diejenigen sein, die die Kellertür aufmachen. Fordert eure Kollegen auf, bei eurer »Bürgerwehr zur Verbrechensbekämpfung« am Arbeitsplatz mitzumachen. Deponiert eure Firma irgendwo unerlaubt Giftmüll? Verpfeift sie. Die Firma meldet dem Finanzamt ein geringeres Einkommen? Verpfeift sie. Der Chef macht sich auf der Bewerbung eines Schwarzen eine kleine Notiz? Verpfeift ihn.

Illegale Parteispenden, Subventionen, die für eine private Jacht verwendet werden, Verstöße gegen die Recyclingvorschriften? Verpfeift sie, verpfeift sie, verpfeift sie!

Aber denkt daran, ein Unternehmen zu verpfeifen heißt nicht automatisch, daß die Behörden für Gerechtigkeit sorgen. Also informiert sicherheitshalber auch Zeitungen und Fernsehen.

2. Seid nicht zu fleißig. Wenn man zu hart arbeitet und den Gewinn des Unternehmens sprunghaft steigert, kann man schnell seinen Job verlieren. Ein Unternehmen mit positiven Bilanzen ist ein attraktiver Übernahmekandidat. Wenn euer Unternehmen zeigt, daß es viele Güter produzieren kann und jeder Mitarbeiter für zwei arbeitet, bedeutet das, daß ein anderes Unternehmen nach einer Fusion gut damit verdienen kann. Ihr könnt verhindern, daß die Führungskräfte neue Aktienanteile bekommen oder sich anderweitig ihren Abschied versüßen, indem ihr einfach dafür sorgt, daß es dem Unternehmen nicht zu gut geht. Überzeugt eure Kollegen, ein bißchen kürzer zu treten. Findet Möglichkeiten, das neue Geschäft mit Tansania zu sabotieren. Nutzt alle Krankheitstage, die euch zustehen. Aber Vorsicht: Treibt es nicht zu weit, sonst geht eure Firma bankrott und die falschen Leute werden arbeitslos.

3. Verteilt Aufnahmeformulare der Gewerkschaft. Die bekommt man ganz einfach bei der Geschäftsstelle der Gewerkschaft. Nehmt sie mit zur Arbeit, bringt andere dazu, sie heimlich zu verteilen, werbt Mitglieder und schon nach wenigen Monaten habt ihr eure eigene Betriebsgruppe. Eure Vorgesetzten werden bei der Unternehmensleitung sofort in Ungnade fallen, weil sie das nicht verhindert haben, und sie werden schon bald versetzt oder entlassen. Und ihr habt ein neues Mittel, künftige Entlassungen zu verhindern. Das muß nicht unbedingt funktionieren, aber es ist immer noch besser als

das, was ihr jetzt habt, nämlich nichts.

4. Bewahrt alles auf. Unternehmen und Führungskräfte hinterlassen von fast allem, was sie tun, schriftliche Belege. Haltet die Augen offen: Protokolle von geheimen Vorstandssitzungen, interne Memos zu sexueller Belästigung am Arbeitsplatz, Disketten mit doppelter Buchführung. Werft nichts weg. Eines Tages ist es vielleicht nützlich und ihr könnt damit verhindern, daß ihr von einem anderen Unternehmen aufgekauft werdet. Oder ihr könnt den Rücktritt des Vorstands erzwingen oder die Bildung eines Untersuchungsausschusses im Parlament durchsetzen.

5. Richtet eine Website ein. Das Internet ist ein öffentlicher Raum, in dem freier Meinungs Austausch (noch) möglich ist. Nutzt es. Richtet eine Website ein, auf denen ihr von den Missetaten, Fehlern und Mißgeschicken des Unternehmens und der Führungskräfte berichtet. Gebt anderen die Möglichkeit, ihre Erlebnisse bekanntzumachen. Das ist anonym und macht Spaß. Denkt an das Chaos, das ihr anrichten könnt. Sagen wir mal, ihr arbeitet für General Dynamics. Ihr richtet eine Website ein, die »General Dynamit« heißt. Auf der Site listet ihr auf, was in eurer Firma vor sich geht: die Schlampereien beim letzten Auftrag für die öffentliche Hand, Kostenvoranschläge, die locker überschritten werden, der Golfausflug des Chefs, den die Steuerzahler finanzierten. Dann tretet einen Schritt zurück und betrachtet euer Zerstörungswerk - die Datenautobahn Internet macht's möglich.

6. Dreht euren eigenen Dokumentarfilm. Hey, ich habe von diesem Typ gehört, der Vorstandsvorsitzender von einem großen Unternehmen war. Dann gab es einen Dokumentarfilm über ihn, der deutlich machte, daß er sich bei seinem Job nicht

gerade mit Ruhm bekleckerte. Fünf Monate später ging er in den Ruhestand. Das ist wirklich passiert. Verdient der Chef eurer Firma eine ähnliche cineastische Behandlung? Wenn ihr eine Kassette in eine Videokamera stecken und die Aufnahmetaste drücken könnt, seid ihr im Geschäft.

7. Bringt eure Stadt dazu, das Unternehmen zu verklagen.

Hat die Gemeinde oder Stadt, in der ihr wohnt, einem örtlichen Unternehmen die Steuern erlassen, weil es versprochen hat, neue Arbeitsplätze zu schaffen? Hat das Unternehmen statt dessen Arbeitsplätze vernichtet? Das nennt man Vertragsbruch. Wenn ein Unternehmen mit Abwanderung droht, falls es keine Steuererleichterungen bekommt, ist das Erpressung. Startet eine Kampagne und überzeugt den Stadt- oder Gemeinderat davon, das Unternehmen und die Verantwortlichen zu verklagen. Akzeptiert einen Vergleich, wenn euch ein bestimmter Geldbetrag und die »Gesundshrumpfung« der verantwortlichen Manager angeboten wird.

8. Kandidiere für ein Amt. Ja genau, du. Wir müssen in die Politik gehen und die Versager in der Regierung ablösen. Das ist gar nicht so schwer. Sammle ein paar Unterschriften, damit du nominiert wirst, überleg dir ein paar Argumente, klinge an jeder Haustür und weigere dich, Spenden über 100 Dollar anzunehmen. Wenn genügend von uns in die Stadträte oder Parlamente kommen würden...tja, das wäre für die Wirtschaftsbosse die Hölle auf Erden. Wir haben immer noch die Macht, ihnen zu sagen, wo es langgeht. Besser, wir nützen diese politische Macht, bevor es zu spät ist.

9. Kleidet euch wie euer Chef. Einmal im Jahr tragen alle Fließbandarbeiter in Flint weiße Hemden. Damit erinnern sie das Management daran, daß Unternehmensbosse auch nicht

besser als andere Menschen sind. Ich finde, das sollten wir öfter tun. Bringt alle dazu, in der Werkstatt mit Anzug und Krawatte zu arbeiten. Überzeugt eure Kolleginnen, ein schickes Kleid oder einen Hosenanzug zu tragen. Was für ein irrer Anblick das wäre! Damit sägt man vielleicht nicht am Stuhl des Vorstandes, aber das sorgt sicher für Irritationen in der Chefetage. Nutzt jede Chance, den Spieß umzudrehen und eure Vorgesetzten ein bißchen nervös zu machen. Das trägt zur allgemeinen Verunsicherung bei, die ihr bei *ihnen* schüren wollt.

10. Bietet an, die oben vorgeschlagenen Aktionen einzustellen, wenn... Wenn die Firma eine Klausel in ihre Satzung aufnimmt, die besagt: »51 Prozent des Vorstandes setzen sich aus Mitarbeitern aus dem Betrieb zusammen.« Wir werden nie in einer echten Demokratie leben, wenn wir keine Demokratie in der *Wirtschaft* haben.

THIRTY-SEVEN

Mikes Miliz

Möchtet ihr auch gern in einer von diesen neuen Milizen mitmachen? Anscheinend hat heutzutage jeder eine Miliz.

Im Wald herumrennen, schießen und immer auf der Hut sein vor schwarzen Hubschraubern mit verdeckten Ermittlern der Regierung an Bord - oder noch besser, mit UN-Beobachtern! Das klingt doch cool, oder? Aber diese Typen sind komplette Spinner! Und dazu noch haarig. Kräftige, haarige Typen mit Bierbäuchen und einem Gewehr in der Hand entsprechen nicht gerade meiner Vorstellung von Spaß.

Deshalb habe ich beschlossen, eine Alternative für alle anzubieten, die zwar die Schnauze voll haben, aber trotzdem nicht gleich die Regierung stürzen und sie durch große, haarige Typen ersetzen wollen. Ich gründe meine eigene Miliz - Mikes Miliz -, eine Art Allzweckgruppe für diejenigen, die nicht gleich zum Gewehr greifen. Bei Mikes Miliz gibt es keine Pflichten, keine Versammlungen und keinen Briefkopf. Mikes Miliz verfolgt drei Absichten:

1. Die Aktionsaufrufe in diesem Buch nach Kräften zu unterstützen, das Recht der Spermien auf Leben ebenso einzufordern wie der Polizei zu helfen, alle Sozialhilfemamas und Kriminelle aufzugreifen, die auf die Sozialhilfe für notleidende Konzerne angewiesen sind.

2. Lose zu verkaufen (erster Preis der Tombola: eine Kreuzfahrt mit Frank und Kathie Lee Gifford; zweiter Preis: ein Abendessen mit der ersten Frau von Newt Gingrich). Der Erlös

wird für echt coole Ausflüge der Milizmitglieder verwendet. Wir werden die Nixon Library und John DuPonts World of Wrestling besuchen, Golf mit O. J. Simpson und seiner Selbsthilfegruppe für gewalttätige Männer spielen oder mit Schlafsäcken in der Hütte des Unabombers übernachten. 3. Alle anderen Milizen zu eliminieren.



Als meine Miliz bereits auf dem besten Weg war, traf ich mich mit dem Ahnherren aller Milizenführer, Commander Norman Olson, dem Mitbegründer der Michigan Militia.

Auf dem Foto sitzt Norm Olson neben mir. Wir fahren gerade

Riesenrad und singen »If I Had a Hammer«. Norm brachte es einige Tage nach dem Bombenattentat in Oklahoma City zu nationaler Berühmtheit, weil sich herausstellte, daß die Bombenleger Timothy McVeigh und Terry Nichols vor dem Anschlag einige Versammlungen der Michigan Militia besucht hatten. McVeigh und Nichols lebten nordöstlich von Flint auf einer Farm, wo sie im Hinterhof ihre Bomben bastelten. Plötzlich war Commander Olson sehr gefragt. Deswegen wollte ich ihn kennenlernen.

Ich besuchte ihn in seinem Haus im nördlichen Michigan. Er empfing mich mit einer AK-47 und bewies damit, daß er neben dem Gelüst, Trottel wie mich zu töten, auch Sinn für Humor hat. Norm und seine Männer hatten im nahegelegenen Wald Manöver durchgeführt und in Tarnkleidung Schießen geübt. Als ich kam, gönnten sie sich gerade eine wohlverdiente Pause.

Ich fragte Norm, ob er auf seine Waffen verzichten und Mikes Miliz beitreten würde.

»Was ist Mikes Miliz?« fragte er.

»Das werden Sie schon sehen«, antwortete ich. »Vertrauen Sie mir einfach.«

Erstaunlicherweise erklärten sich Norm und seine Männer tatsächlich bereit, meiner Miliz beizutreten - zumindest für einen Tag. Ich nahm sie zu verschiedenen strapaziösen Manövern mit. Hier ist unser Feldtagebuch:

14.05 Uhr: Besuch des katholischen Jahrmarkts im Ort. Fuhren »Breakdancer« und Riesenrad und sangen dazu »Kumbaya« und den Hit der Carpenters aus dem Jahr 1971, »For All We Know«. Mitglieder der Knights of Columbus [große katholische Laienorganisation] forderten uns auf, den Jahrmarkt zu verlassen.

15.12 Uhr: Fuhren im Konvoi zum lokalen Imbißstand. Aßen Burger und Pommes frites. Norm bestellte sich eine zweite

Portion.

17.01 Uhr: Alle schoben Küchendienst. Wir haben in Norms Küche gemeinsam einen Kuchen gebacken. Norm bestand darauf, den Kuchen mit der amerikanischen Flagge und einem Kreuz zu verzieren. Benutzten für den Zuckerguß diese krebserregende rote Lebensmittelfarbe.

19.33 Uhr: Uferwache am Lake Michigan. Schleuderten Kiesel in den See.

20.55 Uhr: Lasen auf dem Pier Gedichte von Norman, Mike klimperte dazu auf der Gitarre.

Norm und die Jungs schlugen sich wacker bei meinem Training, vor allem wenn man bedenkt, daß sie keinen Ton halten können. Wir hatten viel Spaß, und schon bald merkte ich, daß sie langsam weich wurden. Norm erzählte mir, daß er auch in der Gegend um Flint aufgewachsen war, und seine Frau ebenfalls. Sie war auf die Highschool im Schulbezirk neben meiner Schule gegangen. Einer der Männer von Norm sagte, er sei auf der gleichen Schule gewesen wie meine Frau. Wir stammten alle aus der gleichen Gegend, unser Leben hatte ganz ähnlich begonnen. Doch dann hatten wir eindeutig verschiedene Richtungen eingeschlagen.

Am Ende des Tages waren Norm und die Jungs rechtschaffen müde. Ich bat sie, der Gewalt abzuschwören. Norm sagte mir, er rechne nicht damit, in einem Jahr noch zu leben, die endgültige Konfrontation mit der Regierung stehe bevor. Er werde wahrscheinlich im Kampf für seine Ansichten sterben. Ich gab ihm einen Schluck von meinem Zitronentee im Tetrapack und wünschte ihm alles Gute. Er stellte mir noch eine letzte Frage:

»Weißt du, ihr hattet recht damals in den sechziger Jahren. Die Regierung hat uns angelogen. Wahrscheinlich hat die Regierung auch Martin Luther King umgebracht. Wir Konservativen hatten unrecht. Als wir schließlich in den

neunziger Jahren erkannten, was da gespielt wird, nachdem die ganzen Arbeitsplätze wegrationalisiert worden waren, wo wart ihr Liberalen da, als wir eure Hilfe brauchten?»

Darauf wußte ich keine Antwort. Wo waren die Liberalen, die Demokraten, die Linken, die Frauenrechtlerinnen, die Friedensbewegten? Warum waren wir damals nicht für Leute wie Norman Olson da, als ihnen der Amerikanische Traum weggenommen wurde, als sie Antworten und Orientierungshilfe brauchten? Wahrscheinlich waren wir zu sehr mit uns selbst beschäftigt.

Erinnert ihr euch noch an Mark Koernke, besser bekannt als »Mark from Michigan«? Er ist ein radikaler Aktivist, der nach dem Bombenanschlag in Oklahoma berühmt wurde, weil er seine Verschwörungstheorien in Radiosendungen und in Faxschreiben an Kongreßabgeordnete und die National Rifle Association verbreitet hatte. Und wißt ihr was: Er ist Hausmeister an einer der liberalsten Universitäten in Amerika, der University of Michigan in Ann Arbor! Was machen die Linken in Ann Arbor, während Mark aus Michigan dort die Fußböden und Toiletten schrubbt? Ich sehe es ganz deutlich vor mir - die tollen Linken der neunziger Jahre halten in Raum 305 ihre »Meetings« mit Laptop ab, reden von den unterdrückten Massen und bemerken den unterdrückten Mark aus Michigan gar nicht, der ihre halbleeren Kaffeepappbecher von Starbucks voll mit aufgequollenen Zigarettenkippen leeren muß. Mark braucht Hilfe, aber für diese Leute ist er unsichtbar.

Mikes Miliz wird das ändern. Seid gewarnt: In meiner Miliz haben Drückeberger und Yuppies nichts verloren. Es gibt keinen Cappuccino, und Sendungen des nichtkommerziellen National Public Radio werden bei uns auch nicht gehört. Ihr müßt euch mit Leuten treffen, die keine gute Schulbildung haben, die ungehobelt sind und Square Dance mögen. Hier sind die Aufnahmebedingungen für Mikes Miliz: Ein Mitglied muß

1. männlich oder weiblich sein.

2. seinen Geburtstag an dem Tag feiern, an dem man den Mutterleib verlassen hat, nicht am Tag der Empfängnis.

3. den Unterschied zwischen der Demokratischen und der Republikanischen Partei beschreiben können (als richtige Antworten gelten auch »keiner« oder »geringfügiger«).

4. mehr CEOs der Fortune 500 aufzählen können, als Figuren in der Fernsehserie »Friends« herumhopsen.

5. sich »Friends«, »Baywatch«, »Melrose Place«, »Walker: Texas Ranger« und andere populäre Fernsehserien ansehen, damit wir wissen, was die Leute beschäftigt, und uns selbst damit beschäftigen können. Mindestens sechs Monate keine Tracy Chapman-Konzerte mehr!

6. *The Wall Street Journal*, *Fortune*, *Forbes*, den *Weekly Standard*, *New Republic* und *American Spectator* lesen, damit wir wissen, was in den Köpfen unserer Feinde vorgeht - und damit wir verstehen, warum der Inhalt dieser Zeitschriften so viele Amerikaner anspricht. Aus dem gleichen Grund müssen wir uns mindestens einmal in der Woche die Talkshow von Rush Limbaugh ansehen.

7. Country Music hören. Das ist die Stimme des Volkes. Ob das nun Faith Hill ist, die über Frauen singt, die geschlagen werden, oder Garth Brooks, der über Schwulenrechte singt, das alles ist zehnmal progressiver als die Musik, die man bei einem kommerziellen Popsender hört. Versucht es auch einmal mit Rap - der mächtigen Stimme des Schwarzen Amerika.

8. immer eine 25 Cent-Münze für Notfälle in der Tasche haben. Ich weiß nicht warum, aber ich habe das bei den Pfadfindern gelernt, und damals wirkte das irgendwie einleuchtend. Allerdings waren es damals nur 10 Cent.

9. den Heimlich-Griff beherrschen und mindestens einmal im Monat anwenden. Also: Falls sich jemand an einem dicken Brocken verschluckt hat, einfach kräftig die Faust in den Magen rammen!

10. alle Lebensmittel meiden, auf denen »fettfrei« oder »kalorienarm« steht. Das ist meistens gelogen, solche Lebensmittel enthalten soviel Zucker, Chemie und Kohlehydrate, daß man bald viel zu träge ist, um seine Pflichten als Kämpfer der Miliz erfüllen zu können.

Nachdem ihr die Aufnahmebedingungen kennt, sage ich euch jetzt, was wir in Mikes Miliz machen: 1. Wir übernehmen die Demokratische Partei und bilden unsere eigene »New Democratic Party«. Das ist ganz einfach, wir müssen es nur so machen wie die Christian Coalition, als sie die Republikanische Partei übernahm. Jedes Mitglied unserer

Miliz kandidiert in seinem Bezirk als Kandidat. Am Ende haben wir bei den Bezirksversammlungen die Mehrheit. Und bevor die Demokraten so recht wissen, wie ihnen geschieht, nominieren wir unsere eigenen Kandidaten. Außerdem unterstützen wir die Bemühungen dritter Parteien (Labor Party, die Greens, die New Party und so weiter).

2. In den Hauptstädten der Bundesstaaten und in Washington werden wir uns für eine legislative Kontrolle der amerikanischen Konzerne einsetzen. Dann ist Schluß damit, daß die Reichen immer reicher werden, während wir bis über die Ohren verschuldet sind.

3. Wir boykottieren alle Unternehmen, die nur um des Profits willen Mitarbeiter entlassen, Frauen und Angehörige von Minderheiten nicht entsprechend fördern, die Umwelt verschmutzen oder keine ausreichenden Maßnahmen zur Arbeitssicherheit haben. Ohne Gerechtigkeit kein Klingeln der Registrierkassen.

4. Wir eröffnen Abtreibungskliniken in den 80 Prozent unseres Landes, wo es keine mehr gibt, weil man Vergeltungsmaßnahmen von Abtreibungsgegnern wie Right to Life und Operation Rescue fürchtet. Wer Frauen auf dem Weg

zu einer Abtreibung belästigt, wird vor seiner Kirche, zu Hause, am Arbeitsplatz und auch sonst überall von uns belästigt. Wir werden es den Abtreibungsgegnern mit gleicher Münze heimzahlen, mal sehen, wie lange sie dann noch demonstrieren!

5. Wir helfen dabei, Arbeiter gewerkschaftlich zu organisieren. Bei jedem Einkauf bei 7-Eleven verteilen wir Karten mit der folgenden Telefonnummer: (800) 342-1235. Das ist die Telefonnummer des Gewerkschaftsverbandes AFL-CIO (mittlerweile gibt es dort einen halbwegs fähigen Vorsitzenden). Dort wird man die Anrufer an die für sie zuständige Gewerkschaft weitervermitteln.

6. Wir werden uns einen Sendeplatz im Kabelfernsehen besorgen und eine Show produzieren, mit anständigen Kameras, damit es nicht wie Müll aussieht. Hilfreich ist dabei Paper Tiger TV, Telefonnummer: (212) 420-9045. Wir sorgen dafür, daß die

Sendung bekannt wird. Sie muß natürlich unterhaltsam sein. Wenn einer nur dasitzt und doziert, kommt der Kommandant der Miliz persönlich vorbei und zieht den Stecker raus.

7. Mikes Miliz hat eine eigene Website und wird das Internet aktiv nutzen, um mit anderen zu kommunizieren und sie zu organisieren. Falls ihr Computer haßt, müßt ihr diese Abneigung überwinden. Das Big Business hat uns versehentlich ein unglaubliches Instrument gegeben, mit dem wir mit anderen billig und schnell kommunizieren können. Nutzen wir das Internet, bevor die Wirtschaftsbosse einen Weg finden, es uns wieder wegzunehmen!

Kontakt: <http://www.michaelmoore.com>

8. Die Zentrale der Miliz bietet die bisherigen Geheimoperationen auf Video an. *Roger & Me* kann unter der Telefonnummer 1-800-700-8888 bestellt werden. *The Best of TV Nation* ist unter der Nummer 1-800-367-7765 erhältlich. Der Erlös daraus fließt in den Kampf gegen andere Milizen. Mike aus Michigan wird daran nichts verdienen.

Und hier ist eine Liste mit weiteren Materialien für die Ausbildungslager vor Ort:

- Bücher

Ich lese nicht soviel, wie ich sollte, aber *Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses* hat mir damals in den siebziger Jahren, als ich es las, gut gefallen. Empfehlenswert sind außerdem die Spenser-Detektivromane von Robert B. Parker.

- Zeitschriften

The Nation, Harper's, The Progressive, Counter Punch, In These Times, Multinational Monitor, Corporate Crime Reporter, The Baffler, C.A.Q., Labor Notes, TV Guide... (Hey! Dort war ich ein Begriff im Kreuzworträtsel!)

- Haushalts- und Pflegeprodukte

Möbelpolitur, Fleckenentferner, Fusselbürsten, Staubsauger, feuchte Tücher, Raumdeco und Duftsteine für die Toilette.

- Empfehlenswerte Filme (die man zusammen mit seinem Partner ansieht)

Kopfüber in America, Monty Python: Das Leben des Brian, Pee-Wees irre Abenteuer, What's up, Tiger Lily?, Gremlins 2, Clueless, Sherman's March, Das Haus der Vergessenen, Melvin und Howard.

- Empfehlenswerte Filme (die man besser ohne seinen Partner ansieht)

Clockwork Orange, Taxi Driver, Ein Traum von Amerika, Hoop Dreams, Sophies Entscheidung, Lamerica, Do the Right

Thing, Johnny zieht in den Krieg, Salvador, American Job, The Emperor 's Naked Army Marches On.

- Empfehlenswerte Restaurants in Des Moines

China Wok, 223-8408, Gino's Restaurant and Lounge, 282-4029, Imperial Garden, 223-8441, Figlia's, 964-9011, Four Seasons Diner, 262-7692, Garcia's Mexican Restaurant, 270-0800, Jesse's Embers West, 225-9711, Tusi's Latin King Restaurant, 266-4466, Lonestar Steakhouse and Saloon, 223-9606, The Pier, 285-6996, Riccelli's Mainliner, 285-0401, Robin's Wood Oven Grill, 287-2080, Old Country Büffet, 285-4663, Saigon, 262-1928, Sbarro Italian Eatery, 225-9948, Slide Saddle Cafe, 282-7041, Ted's Coney Island, 243-8947, Village Inn Restaurant and Bakery, 223-0010, Waveland Cafe, 279-4341, Wings Bar and Grill 287-6464, Yee Ho Garden, 285-8500, The Younkers Tearoom, 247-7161.

Außerdem gibt es Manöver, die ihr mit diesem Buch durchführen müßt: Das Buch verleihen, kopieren, als Übersetzer benutzen, in Hollywood anrufen und sagen, daß ihr *unbedingt* den Film zum Buch sehen wollt. Bringt Lehrer dazu, das Buch im Unterricht zu verwenden.

Die Mitglieder von Mikes Miliz erkennen sich untereinander anhand der Baseballmützen von den Detroit Tigers (auch die Trikots der Green Bay Packers sind erlaubt). Wenn ihr euch begegnet, tippt ihr an die Mütze und murmelt das geheime Mantra: »Gingrich hat nur 20 Prozent der Stimmen bekommen.« Dann setzt ihr euren Weg fort und bemüht euch weiter, das Land zu retten. Wenn sich unter den Bossen in Nadelstreifen Widerstand regt, vor allem solchen, die eure Jobs wegrationalisieren wollen, müßt ihr sofort eine Salve »Querschüsse« abfeuern.

Alle entlassen

Wall Street reagiert positiv

Dow Jones überschreitet 20000 Punkte

Von JOE MORGANSTERNLY

Der Dow Jones Aktienindex setzte den Trend fort, der Anfang der neunziger Jahre eingesetzt hatte, und durchbrach die magische Marke von 20000 Punkten, nachdem er innerhalb eines Tages um 11900 Punkt auf 20522 Punkte geklettert war. Der Wert der Aktien stieg im Durchschnitt auf unglaubliche 544 Dollar. Die Makler auf dem Parkett der New Yorker Börse reagierten beim Klang der Glocke zum Geschäftsschluß mit hysterischen Freudenausbrüchen und warfen alles in die Luft, was ihnen gerade in die Hände fiel.

»Der Dow Jones hat die 20000 Punkte überschritten! Das ist besser als Sex!« rief Miles Stanton von Bear Sterns. »Ich kaufe mir gleich eine neue Jacht!«

Andere Broker an der Wall Street reagierten eher ein wenig nachdenklich.

»Ich war 1991 hier an der

Wall Street, als der Dow über die Marke von 3000 Punkten gestiegen ist«, erzählte Ben Vandenberg von Merrill Lynch. »Wir dachten damals, das wäre das Paradies, uns könnte nichts besseres mehr passieren. Und dann stieg der Dow weiter und weiter. Aber über 20000 Punkte? Kneift mich bitte, damit ich aufwache.«

Als die Börse letzten Freitag schloß, hatte der Dow bereits 8622 Punkte erreicht und den meisten Anlegern kräftige Gewinne beschert. Der unglaubliche Anstieg, der heute morgen einsetzte, wird auf die Nachricht zurückgeführt, daß jedes

Unternehmen der Fortune 500 mit sofortiger Wirkung alle Mitarbeiter entlassen hat. Fast 10 Millionen Amerikaner werden ihre Arbeit verlieren, und darauf reagierte die Wall Street positiv.

»Man kann in dieser Situation nur gewinnen«, erklärte Mickey Kantor, der ehemalige amerikanische Handelsminister. Kantor war maßgeblich an der Entstehung der Freihandelsabkommen NAFTA und GATT beteiligt, mit denen der Trend bei den amerikanischen Unternehmen einsetzte, ihre Produktion ins Ausland zu verlagern. »Buchstäblich Hunderte amerikanischer Aktionäre sind Millionäre geworden. Und Millionen Berufstätige sind nun in der Lage, anderen Beschäftigten nachzugehen.«

Kreatives Denken

Die Taktik der Wall Street, die Unternehmen zu belohnen, die Massenentlassungen durchführen, setzte 1993 ein, als IBM bekanntgab, man werde 36000 Stellen abbauen. Am nächsten Tag stiegen die IBM-Aktien um drei Punkte. Plötzlich waren alle Unternehmen eifrig bestrebt, massive Stellenstreichungen bekanntzugeben, auch wenn es ihnen gutging und sie mit den vorhandenen Mitarbeitern Gewinne erwirtschaftet hatten. Die Börse schien den bloßen Wagemut der Unternehmen zu honorieren.

»Wer 10000 Stellen ohne weiteres streicht«, erklärte Bill Boyton von First Boston, »verkündet damit: ›Wir haben hier das Sagen. Wenn es euch nicht paßt - HASTA LA VISTA!«

Die jüngste Entwicklung ist nun offenbar auf den Erfolg dieser Streichungen oder des »Gesundshrumpfens« und die damit verbundenen finanziellen Vorteile zurückzuführen.

»Von den Unternehmen wird verlangt, eine möglichst hohe Dividende für ihre Aktionäre zu erwirtschaften«, erläuterte Ralph Mayfair, Präsident der Manufacturers Association of

America. »Wenn das bedeutet, die Zahl der Arbeitsplätze um 100 Prozent abzubauen, dann muß das eben sein.«

Ein historischer Tag

Die Ankündigungen von General Electric, General Motors, IBM, Bristol Myers, RJH Nabisco, Unisys, Boeing und anderer Unternehmen, ihre gesamte Belegschaft zu entlassen, sind bisher einzigartig in der Geschichte der unternehmensbedingten Kündigungen. Bill Needham, Pressesprecher bei Sachs Goldman, warnte vor Überreaktionen:

»Es wäre falsch, diese Maßnahmen als Massenentlassungen darzustellen. Viele Führungskräfte werden ihren Arbeitsplatz behalten, ebenso einige Lastwagenfahrer und Lagermitarbeiter im Bereich Import. Wir sollten uns in acht nehmen vor den politischen Agitatoren, die diese Maßnahme als Anlaß für den Klassenkampf nehmen wollen. Das könnte Uneinigkeit schaffen.«

Man rechnet damit, daß die meisten Produkte der Unternehmen von nun an im Ausland hergestellt werden.

Ein Mitarbeiter eines Unternehmens, der nicht genannt werden möchte, kommentierte: »Unsere Aktionäre reagierten jedes Mal, wenn wir 10 000 Mitarbeiter entließen, sehr positiv. Dann meinte jemand: »Warum entlassen wir nicht gleich die ganze verdammte Belegschaft?« Es war einer dieser Momente, in denen jeder jeden stumm ansieht, weil er weiß, daß dieser Einfall schlicht genial ist.«

Neue Möglichkeiten

Es ist nicht klar, ob die Idee, sämtliche Mitarbeiter auf einmal zu entlassen, eine koordinierte Aktion aller beteiligten Unternehmen oder reiner Zufall war. Doch unabhängig davon ist das Ergebnis eindeutig. Der Wert der Aktien hat sich für die

Aktionäre seit letztem Freitag verdreifacht, die CEOs haben Millionen an Provisionen verdient und ganze Städte werden als beliebte Geisterstädte eine neue Attraktion für Touristen werden.

»So ist unser Wirtschaftssystem«, erklärte der etwas ernüchtert wirkende Präsident Clinton. »Wir müssen auf die freie Marktwirtschaft vertrauen. Mein Mitgefühl gilt all jenen, die ihre Arbeit verloren haben. Ich werde mich weiterhin dafür einsetzen, daß der Mindestlohn auf 5 Dollar und 40 Cent die Stunde erhöht wird.«

Jack Welch, CEO von General Electric, hatte konkretere Ratschläge für die Entlassenen:

»In unserer Niederlassung in Tijuana gibt es derzeit 40 offene Stellen«, strahlte Welch triumphierend. »Ich nehme gern auch die Bewerbungen amerikanischer Arbeitnehmer an, die sich dort niederlassen möchten. Rufen Sie einfach bei unserer Personalabteilung an - man wird Ihnen dort sicher weiterhelfen, wenn Sie Spanisch sprechen!«

Gekürzt

Gekündigt

Wegrationalisiert

Gesundgeschrumpft

Unternehmensbedingte Kündigung

Unfreiwillig getrennt

Abbau von Personalüberhang

Übergang

Verschlankung

Umstrukturierung

*Sparmaßnahmen (wie in »Sparmaßnahmen« für das.
Unternehmen)*

Ins Ausland verlagert

Verdrängt

Freisetzung

*Belegschaftsanpassung
Gefeuert*

Artikelüberschriften aus der New York Times

Epilog

Nur für den Fall

Nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Buchs erhielt ich eine Flut von Post - starke, nachdenkliche und lustige Briefe von Lesern, die im Amerika der Gesundschumpfung Mühe haben, sich über Wasser zu halten. Dann kamen noch viele Briefe zu meinem Kapitel über O. J. Simpson, die meinen Eindruck bestätigten, daß wir das einzige Volk auf diesem Planeten sind, das Satire nicht versteht. Daher fügte ich ein zweites Kapitel über O. J. ein, um die Sache noch ein bißchen verwirrender zu gestalten. Bitte schickt mir noch mehr Briefe.

Mit dem Buch war ich auf Lesereise. Aus ursprünglich 5 wurden schnell 47 Städte, und am Ende sprach ich an einem Abend vor bis zu 3000 Zuschauern. Das war eine unglaubliche Erfahrung. Nach der ersten Woche beschloß ich, daraus einen Film zu machen. Er heißt *Der große Macher*, und vielleicht habt ihr irgendwann einmal die Gelegenheit, ihn zu sehen.

Meine größte Enttäuschung nach Erscheinen dieses Buchs war, daß mich Hillary Rodham Clinton nicht ein einziges Mal anrief. Man könnte meinen, daß sie mir, weil ich doch quasi Präsident des inoffiziellen Fanclubs bin, wenigstens eine Karte schreiben würde. Aber nein, nichts. Aber na ja, auch wenn man Hillary noch soviel vorwirft, ich werde trotzdem nicht in meiner Liebe wanken.

Eine der Vorhersagen, die ich in diesem Buch machte, wurde leider wahr - bei der Präsidentschaftswahl 1996 weigerte sich zum ersten Mal in der Geschichte die Mehrheit der amerikanischen Wähler, zur Wahl zu gehen. Über 100 Millionen Erwachsene blieben daheim. Wenn die Bürger einer Demokratie nur noch zuschauen, anstatt sich zu beteiligen, wird diese

Demokratie schon bald untergehen. Wir müssen schnell etwas daran ändern. Auf jeden Fall sollten wir mit der offiziellen Fusion der Demokratischen und Republikanischen Partei fortfahren (im Grunde haben beide Parteien den Großteil der Arbeit bereits selbst erledigt). Und dann können wir eine zweite Partei gründen, die den Wählern eine echte Alternative bietet.

Die gute Nachricht bei der Wahl 1996 war die Niederlage des Kongreßabgeordneten Bob Dornan. Allerdings erhob er eine Woche nach der Wahl Anklage und behauptete, die Wähler, die in Orange County für seine Gegenkandidatin Loretta Sanchez gestimmt hätten, seien illegale Mexikaner gewesen. Wiederum eine Woche später erhob auch ich Klage und behauptete, daß die Wähler, die für Dornan gestimmt hätten, nicht zurechnungsfähig seien. Im kalifornischen Wahlrecht steht nämlich in Abschnitt 2208, daß »mental instabile« Menschen nicht wählen dürfen. Ich wurde gefragt, welche Beweise ich hätte, daß diejenigen, die für Dornan gestimmt hätten, nicht ganz dicht seien, und antwortete: »Na die Tatsache, daß sie Dornan gewählt haben.« Mir wurde eine Untersuchung versprochen.

Nachdem die gebundene Ausgabe dieses Buchs in Druck gegangen war, löste Clinton den Scheck ein, den ich ihm im Namen der »Hanfzüchter Amerikas« geschickt hatte. Ich zeigte den Scheck in der Late-Night-Show von Conan O'Brien. Nach der Show wurde mir vom Pressesprecher des Weißen Hauses mit einer Klage gedroht, und das Geld wurde zurückerstattet. Allerdings wurde ich nicht von der Liste der Spender gestrichen, denn ich und die Hanfpflanzer haben eine wunderschön geprägte Einladung zu Clintons Inaugurationsfeier bekommen. Deswegen liebe ich diesen Mann er ist einfach nicht nachtragend. Anscheinend war ich nicht der einzige, dessen Spenden an Bedingungen geknüpft waren. Über 300 Übernachtungen im Lincoln Bedroom im Weißen Haus wurden an andere Spender verkauft. Ich habe wohl nicht genug gespendet.

Die Entlassungen in der Industrie gehen weiter, selbst in Flint, wo das riesige Montagewerk Buick City geschlossen werden soll. Das Leben von weiteren 5000 Familien wird dadurch zerstört. General Motors hat in den Jahren 1996 und 1997 12 Milliarden Dollar verdient. Aber wen stört das?

Meine beste Lektion in Sachen Kapitalismus erhielt ich während meiner Lesereise in einer Stadt namens Centralia in Illinois. Dort kommt der Schokoriegel Pay Day her. Über 60 Jahre lang wurde er dort hergestellt. 1996 erwirtschaftete die Firma einen Gewinn von 20 Millionen Dollar. Als ich die Fabrik besuchte, lief der letzte Riegel vom Band. Der Manager erzählte mir, daß der Lebensmittelkonzern, der die Produktrechte an dem Schokoriegel hat, das Unternehmen nur kaufte, um es profitabel darzustellen und dann wieder zu verkaufen. Wenn die Produktion der Schokoriegel doppelt soviel eingebracht hätte, wäre das Unternehmen noch früher verkauft worden. Ich fragte: »Was wäre gewesen, wenn die Arbeiter einen minderwertigen Schokoriegel produziert hätten und die Firma dadurch weniger verdient hätte?« Der Manager antwortete, dann wäre das Unternehmen immer noch im Geschäft und würde weiterhin Schokoriegel produzieren - solange, bis mit dem Riegel entsprechend Gewinn gemacht werden würde. Diese irrsinnige Denkweise spricht Bände über die Prioritäten, die die amerikanische Wirtschaft heutzutage setzt. Warum soll man überhaupt noch zur Arbeit gehen, wenn man seinen Job verliert, gerade weil man gute Arbeit leistet?

Als ich vorschlug, daß die Unternehmen alle Mitarbeiter entlassen und an ihrer Stelle Sträflinge einsetzen sollten, machte ich nur Spaß. Mittlerweile ist daraus in vielen Bundesstaaten Wirklichkeit geworden. Der Gouverneur von Arizona hat sogar vorgeschlagen, im Rahmen des Freihandelsabkommens NAFTA Gefängnisse in Mexiko zu bauen und amerikanische Sträflinge dort unterzubringen, weil man damit Geld sparen könnte! Wann wird dieser Wahnsinn ein Ende haben?

Vermutlich dann, wenn wir alle dieses Buch zur Seite legen und uns als Bürger eines Landes engagieren, das unsere Hilfe braucht.

Dank

Das ist mein erstes Buch. Meine Eltern brachten mir Schreiben bei, bevor ich in den Kindergarten kam, deswegen möchte ich ihnen zuerst danken. Ich habe großes Glück, solche guten und liebevollen Eltern zu haben.

Bei der Arbeit an diesem Buch waren mir vier Menschen eine große Hilfe. Sie arbeiteten rund um die Uhr, recherchierten, überprüften Fakten und gaben mir Feedback zu den Ideen, die ich ihnen präsentierte.

An erster und vorderster Stelle steht meine Frau Kathleen. Sie war im Grunde meine Lektorin, ging unermüdlich jede Seite des Manuskripts durch und bog es so zurecht, daß es alle lesen können. Wenn sie mich nicht ermuntert hätte, dieses Buch zu schreiben, wäre es nie dazu gekommen. Sie stammt wie ich aus Flint, und unsere Reisen in unsere alte Heimat ermuntern uns stets dazu, mit dem, was wir tun, weiterzumachen. Ich habe ihr versprochen, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben in der Öffentlichkeit tanzen werde, wenn sie endlich *ihr* Buch veröffentlicht.

Gillian Aldrich ist vielleicht die beste Mitarbeiterin, die man haben kann. Sie verwaltete das Büro und den Terminkalender, rannte um 20.59 Uhr noch zu FedEx und joggte sogar einmal im Central Park, als wir alle beschlossen, gesünder zu leben. Am nächsten Tag verfielen wir wieder in den alten Trott. Gillian überließ uns ihre Privatadresse für den »John Wayne Gacy Fanclub« und die »Teufelsanbeter für Dole«. Sie wird nun für den Rest ihres Lebens Post von jedem Verrückten in diesem Land bekommen. Das tut mir leid.

Tia Lessin leitete die Recherchen. Sie ist ein journalistischer und politischer Dynamo (sie war eine der Produzenten von »Crackers, the Corporate Crime Chicken« bei »TV Nation«).

Tia scheute auch nicht vor Interviews mit dem Secret Service und Right to Life zurück. Falls ich aus irgendeinem Grund meinen Pflichten als Kommandant von Mikes Miliz nicht nachkommen kann, wird sie meinen Posten übernehmen.

Joanne Doroshov war zuständig für die Recherchen für »TV Nation« (und nicht zu vergessen, sie führte vor einigen Jahren die Klage gegen Three Mile Island). Sie ging jedes Wort in diesem Buch durch und überprüfte, ob die Fakten stimmten und die Botschaft paßte. Joanne ist außerdem Rechtsanwältin, daher hat sie einen Aktenschrank voller Dokumente, die die Aussagen in diesem Buch belegen. Joanne ist einer der ehrlichsten Menschen, die ich kenne, außerdem hört sie *richtig laut* Musik.

Meine Schwester Veronica widmete diesem Buch viel Zeit, suchte die Informationen, die ich brauchte, im Internet und war wie immer die liebevolle Schwester, die mich nach Kräften unterstützt. Ich danke ihrem Mann Steve Binder und ihrer Tochter Kelsey, die bei den republikanischen Wählern anriefen, mit denen niemand von uns sprechen wollte, und ihrer Schwester Leah, die mit mir Fangen spielte.

Außerdem wurden wir von den Praktikanten Beth Kotler und Michael Skolnick unterstützt, die immer für uns da waren, wenn wir sie brauchten. Auch einige freiwillige Mitarbeiter aus der Abteilung Journalismus der Columbia University, darunter Paula Murphy, Molly Ginty und Kurt Gottshalk, waren eine große Hilfe.

Ich danke auch meiner Schwägerin Dolores Glynn und unserer Freundin Lori Casadonte, die ein Foto von der Fabrik in Flint machten, als sie abgerissen wurde. Dolores und Lori sind immer zur Stelle, wenn wir Kontakt zur Realität oder lustige Geschichten aus der alten Heimat brauchen.

Mein Dank gilt auch Crown/Random House, dem Verlag, bei dem die gebundene Ausgabe meines Buchs in Amerika erschien. Besonders erwähnen möchte ich meine Lektorin Ann Patty.

Vielen Dank auch an Susan Weinberg vom Verlag HarperPerennial. Sie überzeugte Random House, daß ihr Verlag der beste für die Taschenbuchausgabe sei. Sie hatte recht. Dank an alle bei HarperCollins (Fiona Hallowell, David Carriere, Jennifer Suitor und Nina Olmstead), die diese Ausgabe ermöglichten.

Weiterer Dank gilt Mort Janklow, Ken Starr, Barry Hirsch, David Tenzer und Robert Bookman, denn sie sorgten dafür, daß *mein* Arbeitsplatz nicht auch abgebaut wurde. Die netten Menschen bei Columbia TriStar Television (Eric Tannenbaum, Jon Feltheimer) und bei der BBC (Jeremy Gibson, Mark Thompson und Michael Jackson, der mittlerweile für Channel 4 arbeitet) beschäftigten mich in der Hoffnung weiter, daß »TV Nation« (oder eine ähnliche Sendung von mir) irgendwann wieder gesendet wird. Millionen Amerikaner danken es euch!

Vielen Menschen und Organisationen, die für wenig Anerkennung und ohne Bezahlung dafür arbeiten, daß Amerika ein besseres Land wird, gebührt ein riesiges Dankeschön, denn sie versorgten mich mit wichtigen Informationen für dieses Buch. Besonders erwähnen möchte ich: Dave Yettaw, ehemaliger Vorsitzender der Ortsgruppe 599 der Gewerkschaft United Auto Workers of America und eine der treibenden Kräfte der Bewegung der Gewerkschaftsdissidenten New Directions; Russell Mokhiber und *Corporate Crime Reporter*; John Richard und all die anderen, die im Büro von Ralph Nader arbeiten, wie Janice Shields vom Corporate Weifare Project; alle Mitarbeiter von FAIR (Fairness and Accuracy in Reporting), die den Newsletter *Extra!* zur Überwachung der Medien herausgeben; Gary Brouse beim Interfaith Center on Corporate Responsibility; den Council on Economic Priorities; Christian Parenti für seine Recherchen zu Gefänissen; Nathan Callahan und sein Buch über Bob Dornan (*Shut Up, Fag!*); die Alternatives Federal Credit Union in Ithaca, New York, bei der wir die seltsamen Schecks ausstellten (Abtreibungsbefürworter

für Buchanan usw.); Judy Marks vom National Immigration Forum; die Zeitschriften *The Nation* und *Harper 's*; Sarah Anderson und John Cavanagh am Institute for Policy Studies und Rodney Walker im Büro des Kongreßabgeordneten John Conyers, der immer zur Stelle war, wenn wir die Innenperspektive auf die Regierung brauchten.

Auf persönlicher Ebene möchte ich darauf hinweisen, daß wir ohne die Hilfe, Führung und Kameradschaft anderer in unserem Leben nicht weit kommen würden. Die Schlußfolgerungen, die ich in diesem Buch zog, basieren darauf, daß ich viele gute Menschen in Flint kenne. Ich möchte ihnen für den Funken danken, der schließlich zu diesem Buch führte.

Vor allem meinem Vetter Pat Simons, der, als wir Kinder waren, jeden Sommer von New York nach Michigan kam und mir die Augen dafür öffnete, daß es jenseits von Flint noch eine andere Welt gibt.

Meine Freunde Al Hirvela, Rod Birleson, Bob Wilhelm, Ben Hamper und Terry George sind weiterhin eine wichtige Quelle der Inspiration, versorgen mich mit Ideen und helfen mir.

Ich möchte auch meinen engsten Freunden in Flint danken: Jack Stanzler, Laurie White, Gary Wood, Phyllis Valdez, Mary Hail, Dave Hall, Sam Riddle, Cindy Halbooth Seiner, Kenny Siegel, Harold Ford, Barry und Cyndi Wolf, Jeff Gibbs, Fran Cleaves, Dawn Miller Isaguirre, Peter Cavanaugh, Gary Boren, Doris Suci, Fr. Dick Preston, Dan Kildee, Bob Leonard, Frank White, Doug Cunningham, Dan Bremer, Tom Scott, Bob Collins, Jan Kittel, Ralph Arellano, Bobby Crim und seinen Söhnen und vielen vielen anderen, darunter auch meiner Schwester Anne, die mit mir zusammen als Teenager auf unsere erste Antikriegsdemonstration in Washington ging.

Mein Dank gilt auch den Lehrern, die mich schon früh ermutigten, Dinge in Frage zu stellen und darüber zu schreiben: Thelma Clay, Craig Hardy, Mary Biagini, Marty Trepus, Dave

Wood, Gary Hale, Mary Jo Hobart, John Tempia und natürlich den Schwestern von St. Joséph, die dafür sorgten, daß ich einen Satz konstruieren kann - oder mehr! Werft ihnen bitte nicht meine Grammatikfehler vor, sie gaben ihr bestes, vor allem, wenn man bedenkt, wem (aua! ich meine »wen«) sie unterrichteten.

Schließlich möchte ich meiner Tochter Natalie Rose danken. Sie ist die eigentliche Autorin in unserer Familie. Natalie hat seitenweise witzige Sachen geschrieben, ich hätte mir alles schnappen und in diesem Buch veröffentlichen sollen, aber irgendwie hat sie unseren Vermieter dazu gebracht, ihren Schreibtisch mit einem Schloß auszustatten. Sie und ihre Mutter haben einen wunderbaren Sinn für Humor, der mein Leben sehr bereichert.